PRESENTED TO THE LIBRARY

BY

PROFESSOR H. G. FIEDLER

Fiedler M 1270.1

Das

Dekameron

von

Giovanni Boccaccio.

Aus dem Italieniſchen überſetzt

von

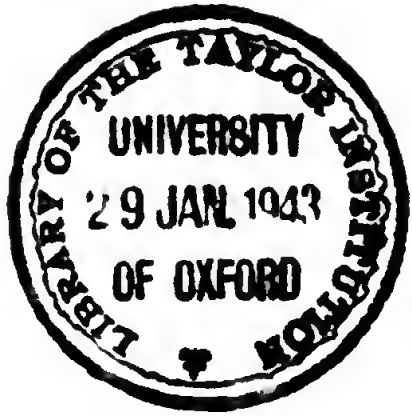
Karl Witte.

Zweite verbesserte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 JAN 1943
OF OXFORD

An Ludwig Tieck.

Geboren an des Ganges Schilfgeſtaden,
Wiegt die Novelle ſich auf Lotosblättern;
Dann durch der Wüſte Sand, in Sturmeswettern
Zieht weſtwärts ſie auf Caravanenpfaden.

Die Blüthen, die ſie flicht, Scheheraſaden
Geſtalteten ſie ſich zu Lebensrettern;
Hier ſiehſt Du ſie um Athos Zinnen klettern,
Dort weilt ſie an dem Thron der Ommajaden. —

Da löſt der Uebermuth des Certaldeſen
Der Stammelnden Organ; zur Geißlerin
Wird, die noch jüngſt ein thöricht Kind geweſen.

In Welſchland buhlt ſie dann, mit frecher Blöße; —
Du aber weckſt in ihr den tiefren Sinn
Und hebſt ſie auf zu nie geahnter Größe!

Vorrede.

Als in den Jahren 1827—30 die erſte Ausgabe dieſer Ueberſetzung erſchien, gehörten davon nur die erſten vier Tage mir. Da bei meinen, mich gerade damals ſehr in Anſpruch nehmenden, Geſchäften die Arbeit nur langſam vorſchritt, übertrug die Verlagshandlung im Einverſtändniß mit mir die Bearbeitung der ſechs letzten Giornaten einem des Italieniſchen in hohem Grade kundigen und in der deutſchen Literatur wohlbekannten Schriftſteller. Jetzt iſt das Verhältniß ein anderes geworden: die fünfte und ſechste Giornata ſind, ausſchließlich von mir bearbeitet, neu hinzugekommen, außerdem gehört die ſiebente Geſchichte des ſiebenten Tages mir an. In Betreff der vier letzten Tage wurde nur eine Reviſion, welche die etwa überſehenen Irrthümer tilgen ſollte, beabſichtigt. Obwol ich indeß ſo zu verfahren mehrfach von Neuem angeſetzt habe, ſo bin ich mir immer wieder inconſequent geworden. Ich hatte mich an die Weiſe, wie ich Boccaccio's eigenthümliche Schreibart nachzuahmen verſucht hatte, einmal ſo ſehr gewöhnt, daß ich, faſt wider Willen, mich immer aufs Neue verlocken ließ, die frühere Ueberſetzung in dieſem Sinne umzumodeln, und

die Arbeit, die mir dadurch erwuchs, ist, da häufig kaum mehr als die Hälfte des alten Textes stehen blieb, in der That eine größere geworden, als eine eigne Uebertragung mir gemacht haben würde. Es kann eine solche Umgestaltung in sehr verschiedenem Maße geschehen, und ich muß einräumen, daß ich in diesem Maße während der Arbeit wiederholt geschwankt habe. Zu Anfang jedes einzelnen Tages ist das Bestreben, mit meinen Aenderungen sparsam einzugreifen, schwerlich zu verkennen; ebenso wenig aber auch der mit jeder Geschichte wachsende Eifer, es an Dem, was mir nun einmal Verbesserung schien, nicht fehlen zu lassen. Möge meinem, vielleicht nur allzu guten, Willen die Ungleichheit, die dadurch erwachsen sein mag, verziehen werden. Nur die fünf Canzonen, die sich in jenen vier Giornaten befinden, sind völlig unverändert geblieben.

Daß ich auch die vier ersten Tage fortwährend und möglichst sorgsam mit dem Originale verglichen und, soweit ich konnte, verbessert habe, bedarf kaum einer Erwähnung. Nur ein probirend hin- und herfahrendes, stückweis immer wieder neu Uebersetzen, wie ich wohl sehe, daß Manche es bei neuen Auflagen von sich rühmen, scheint mir für Den nicht zu passen, der von Hause aus wußte, was er wollte, und auch gleich zu Anfang es allerdings an Einsicht, schwerlich aber an Eifer und Sorgfalt hat fehlen lassen.

Halle, den 26. April 1843.

Karl Witte.

Inhalt des ersten Theils.

Seite

Giovanni Boccaccio. xv

Dekameron.

Vorrede. 1

Erster Tag.

Einleitung. 4

Erster Tag. Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuscht einen heiligen Pater durch falsche Beichte und stirbt. Trotz des schlechten Lebens, das er geführt, kommt er nach seinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct Chapelet genannt. 28

Erster Tag. Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Sevigné nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geistlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Christ zu werden. 44

Erster Tag. Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet. 49

Erster Tag. Vierte Geschichte.

Ein Mönch befreit sich von einer schweren Strafe, die er verwirkt hat, dadurch, daß er seinem Abte dasselbe Vergehen, das er sich hatte zu Schulden kommen lassen, auf geschickte Weise vorhält. 53

Seite

Erster Tag. Fünfte Geschichte.

Die Markgräfin von Monferrat weist durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar feine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von sich ab. . 58

Erster Tag. Sechste Geschichte.

Ein Laie beschämt durch einen guten Einfall die Heuchelei der Mönche. 61

Erster Tag. Siebente Geschichte.

Bergamino beschämt auf seine Weise Cangrande della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geschichte von Primasseau und dem Abte von Clugny erzählt. 64

Erster Tag. Achte Geschichte.

Guiglielmo Borsiere straft mit seiner Rede den Geiz des Herrn Ermino Grimaldi. 70

Erster Tag. Neunte Geschichte.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem schwachen zum kräftigen Fürsten. 73

Erster Tag. Zehnte Geschichte.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf seine Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr beschämen wollte. 75

Zweiter Tag.

Einleitung. 84

Zweiter Tag. Erste Geschichte.

Martellino stellt sich lahm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geschlagen und eingekerkert, und ist in Gefahr, gehangen zu werden; endlich aber kommt er los. 85

Zweiter Tag. Zweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Witwe beherbergt

Seite

und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann unversehrt nach Hause zurückkehrt. 91

Zweiter Tag. Dritte Geschichte.

Drei Jünglinge bringen das Ihrige durch und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hause zurück und trifft unterwegs mit einem Abte zusammen. Dieser entdeckt sich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn und macht seine Ohme durch Ersatz des Verlorenen wieder wohlhabend. 99

Zweiter Tag. Vierte Geschichte.

Landolfo Ruffolo verarmt und wird Corsar, dann geräth er in genuesische Gefangenschaft und leidet Schiffbruch. Er rettet sich auf einem Kasten voll köstlicher Edelsteine, wird in Corfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich in seine Heimat zurück. 110

Zweiter Tag. Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth drei Mal in einer Nacht in Lebensgefahr, welcher er jedoch jedes Mal entgeht und mit einem Rubin in seine Heimat zurückkehrt. 117

Zweiter Tag. Sechste Geschichte.

Madonna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann mit zwei kleinen Rehen auf einer Insel gefunden und geht nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter und wird gefangen gesetzt. Inzwischen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich ebenfalls wieder, und Beide werden wieder vornehme Leute. 133

Zweiter Tag. Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau, sie aber geräth durch eine Reihe von Ereignissen in Zeit von vier Jahren und an verschiedenen Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird sie ihrem Vater zurückgebracht und reist als vorgebliche Jungfrau zum König von Algarbien, um diesen, der ersten Absicht nach, zu heirathen. 150

Seit

Zweiter Tag. Achte Geschichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälschliche Beschuldigung ins Exil und läßt seine zwei Kinder an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt aus Irland zurückkehrt, findet er Beide in glücklicher Lage; er geht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; seine Unschuld wird entdeckt, und er erlangt seine frühere Stellung wieder. 178

Zweiter Tag. Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug das Seinige und befiehlt, daß seine unschuldige Frau getödtet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern dem Sultan. Dann entdeckt sie den Betrüger und veranlaßt Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft und sie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem Manne reich nach Genua zurück. 198

Zweiter Tag. Zehnte Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau. Dieser erfährt, wo sie sei, befreundet sich mit Paganino und fordert sie von ihm wieder. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle. Sie hat aber keine Lust, zu ihm zurückzukehren, und wird nach Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau. 214

Dritter Tag.

Einleitung. 228

Dritter Tag. Erste Geschichte.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen. 232

Dritter Tag. Zweite Geschichte.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im Stillen, findet ihn und schneidet ihm die Haare ab. Der Geschorene thut seinen Cameraden ein Gleiches und entgeht dadurch seinem Unstern. 240

Dritter Tag. Dritte Geschichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewissen-

Seite

haftigkeit einen gestrengen Mönch dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst an das endliche Ziel ihrer Wünsche führt. 246

Dritter Tag. Vierte Geschichte.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung selig werden kann. Bruder Puccio übernimmt sie und Don Felice vertreibt sich inzwischen mit dessen Frau die Zeit. 258

Dritter Tag. Fünfte Geschichte.

Zima schenkt Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit seiner Frau reden zu dürfen; als diese schweigt, antwortet er selbst in ihrem Namen und dann erfolgt auch Alles seinen Antworten gemäß. 265

Dritter Tag. Sechste Geschichte.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filipello Fighinolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filipello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet es sich, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat. 272

Dritter Tag. Siebente Geschichte.

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten. 283

Dritter Tag. Achte Geschichte.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver gegessen hat, für todt begraben; der Abt aber, der sich inzwischen mit seiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, setzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er sei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen. 304

Seite

Dritter Tag. Neunte Geschichte.

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür Bertran von Roussillon zum Manne. Dieser heirathet sie wider Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er sich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beschläft. Diese gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er sie lieb gewinnt und als Frau behandelt. 317

Dritter Tag. Zehnte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal. 329

Giovanni Boccaccio.

Dem Boccaccio di Chellino [1]), einem mäßig begüterten Florentiner Kaufmann, der aus dem Landſtädtchen Certaldo im Elſathal [2]) ſtammte, wurde im Jahr 1313 [3]) ein Sohn, Giovanni, geboren. Die Nachrichten über die Lebensſchickſale dieſes Letzteren, des verbreitetſten unter allen Novellendichtern und des nach fünf Jahrhunderten noch nicht veralteten Vorbildes italieniſcher Proſa, namentlich die Nachrichten über die Schickſale ſeiner Jugend, ſind ungenügend und voller Widerſprüche. Selbſt ſeine Geburt iſt in Dunkel gehüllt. In einem allegoriſchen Roman (Ameto) erzählt Boccaccio [4]) unter erdichteten Namen (Caleone und Fiammetta) ſein Verhältniß zu der ſchönen Maria. Nachdem nun erwähnt worden [5]), Mariens Mutter ſei aus Frankreich gekommen, ſagt Caleone (Boccaccio — S. 111): „Nicht gar weit von den Gegenden geboren, aus denen Deine

1) Diminutiv von Michael.

2) Vergl. *Boccaccio*, de montibus, sylvis. v. Elsa.

3) *Petrarca*, Epist. seniles VIII. 1.

4) Die Deputati zum Dekameron (Originalausg. v. 1574 p. 136. 37) verlangen, daß Boccacci geſchrieben werde; jedoch mit Unrecht, wie das Akroſtichon der Amorosa visione ergibt.

5) Ciccarelliſche Ausg. S. 106.

(Mariens) Mutter ſtammte, ſuchte ich als Kind die hetruriſchen Reiche heim." Da nun bekannt iſt, daß Boccaccio di Chellino zweimal (mit Margherita di Gian Donato de' Martoli und mit Bice di Ubaldino Boſticchi) verheirathet war, keine der beiden Genannten aber des Dichters Mutter iſt, ſo ſcheint er die Frucht verbotener Liebe, und vermuthlich in Paris geboren zu ſein [1]).

In der Genealogie der Götter [2]) erzählt uns Boccaccio, daß er noch vor erreichtem ſiebenten Jahre, kaum des Leſens und Schreibens kundig, ohne Unterweiſung, ja ohne alle Bekanntſchaft mit Dichterwerken, kleine poetiſche Erfindungen in Reimen verfaßt habe. Einigen grammatiſchen Unterricht ließ ihm nach Filippo Villani's Bericht [3]) der Vater, obwol poetiſchen Tändeleien abhold, durch Johannes de Strada ertheilen; doch wiſſen wir aus einem Antwortbriefe des Petrarca [4]), daß Boccaccio noch in ſpäten Jahren ſich rühmte, als Knabe, zuerſt von Dante's göttlicher Komödie emporgeleitet, nach Höherem geſtrebt zu haben.

Bald indeß zog unſern Giovanni des Vaters Gebot ſo lieben Beſchäftigungen ab und nöthigte ihn zu kaufmänniſcher Thätigkeit [5]). Noch im Knabenalter (adolescentiam nondum intrantem) wurde er einem bedeutenden Kaufmann anvertraut, bei dem er ſechs Jahre verweilte, und der ihn (nach Manetti) auf ſeinen Geſchäftsreiſen (namentlich auch nach Frankreich) mit ſich führte, endlich aber ihn, als der Fähigkeiten und des guten Willens ermangelnd, dem Vater zurückſandte. Nun mußte er auf des Vaters Befehl, mit nicht geringerem Widerwillen, canoniſches Recht (pontificum sanctiones) ſtudiren, und

1) *Mehus*, Vita Ambrosii Camald. p. CCLXV. *Baldelli* Vita di Giov. Boccacci p. 277—80.

2) XV. 10.

3) Vita ed. Moreni p. 69.

4) Epist. Ed. 1601. XII. 12.

5) Geneal. Deor. l. c.

obwol ſein Lehrer zu den berühmteren zu zählen war, blieb dieſe, ungefähr ebenſo lange fortgeſetzte, Beſchäftigung für den Schüler ſo fruchtlos, als die frühere kaufmänniſche.

Wer Boccaccio's Lehrer im canoniſchen Recht geweſen ſei, iſt unbekannt. Ein Brief an Cino von Piſtoja [1]) bezeichnet dieſen; nicht allein aber iſt dieſer bekannte Feind der Canoniſten [2]) nie Lehrer des canoniſchen Rechts geweſen, ſondern auch aus andern Gründen iſt die Unächtheit dieſes, den vielen Betrügereien des Doni beizuzählenden, Briefes ſchon längſt erwieſen [3]). Indeß nehmen alle Biographen des Boccaccio an, daß die Zeit ſeines Rechtsſtudiums, dem er bald in Bologna (wo damals Johannes Andreae blühete), bald in Paris, oder wo ſonſt immer, obgelegen haben ſoll, von ſeinem erſten Aufenthalte in Neapel zu unterſcheiden ſei, möge ſie nun dieſem vorausgegangen oder nachgefolgt ſein [4]). Ich halte dafür, daß ſich nachweiſen laſſe, Boccaccio habe ſeine Rechtsſtudien in Neapel gemacht, obwol ich keinen berühmten Canoniſten, der dort um jene Zeit gelebt hätte, namhaft zu machen weiß. In der Genealogie der Götter nennt Boccaccio die mit dem canoniſchen Recht verlorene Zeit unmittelbar nach der, welche das kaufmänniſche Treiben ihn gekoſtet. Nach den bereits erwähnten Andeutungen mochte Boccaccio, als ſein Vater ihn nach vollendetem grammatiſchen und arithmetiſchen Unterricht jenem florentiner Kaufmann anvertraute, etwa 11 oder 12 Jahre alt ſein. Sechs fernere Jahre führen uns in ſein 17tes oder 18tes Lebensjahr (1330 oder 31).

---

1) Ciccarelli'ſche Ausg. der Lettere p. 34.

2) v. Savigny, Geſchichte des röm. Rechts im Mittelalter VI. 60.

3) *Manni*, Istoria del decamerone p. 23. *Mazzuchelli*, Scrittori d'Italia. Vol. II. P. 3. p. 1320 N. 37. *Ciampi*, Vita e mem. di M. Cino. Ed. 3. p. 90, 143 N. 50.

4) Erſteres iſt Baldelli's, Letzteres Mazuchelli's (p. 1320, 21) Meinung.

Seine Ankunft in Neapel bezeichnet er aber, demgemäß, im Ameto (p. 111) als die età pubescente di nuovo, und weiterhin (p. 114) als ſeine puerizia; Villani's Nachricht (a. a. O. p. 69), daß Boccaccio bei ſeiner Ankunft in Neapel 28 (nach einer andern Lesart 25) Jahre gezählt habe (1341), iſt alſo jedenfalls irrig. Nachdem er, wie im Ameto berichtet wird, ſechs Jahre hier verweilt (1336 oder 37), hatte er eine zweite Viſion, die ihm das Bild der Fiammetta (Maria) vorführte, und 16 Monate ſpäter, um Oſtern (1338 oder 39), ſah er ſie zum erſten Male in der Kirche San Lorenzo [1]). Vor dieſem Momente war alſo für das Studium des canoniſchen Rechtes offenbar keine Zeit. Nun hat aber Ciampi [2]) vor einigen Jahren einen Brief des Boccaccio aufgefunden, den er an Andalone del Negro gerichtet glaubt, und in dem der Briefſchreiber um ein Exemplar der Thebaide bittet, damit er ſich daran von der Langenweile, welche ſeine „Decretalium lectores“ ihm veranlaßten, erholen könne. Dieſer Brief iſt datirt sub monte Falerno apud busta Maronis Virgilii. Julii Kal. IV. Unter dem Mons Falernus verſteht Boccaccio den Poſilipo [3]). Das gleiche Datum tragen zwei andere Briefe, deren einer [4]) die Jahreszahl 1339 (III. Non. Apr.) angibt. Filippo Villani berichtet, als Boccaccio auf des Vaters Befehl in Neapel geweilt habe, ſei er eines Tages allein nach dem Orte gewandelt, wo die Aſche des Maro begraben liege, und als er dies Grabmal unverwandten Blickes nachdenklich betrachtet und dabei erwogen habe, was es in ſich ſchließe, und welcher Ruhm dieſe Gebeine verherrliche, ſeien plötzlich Schmerz und tiefe Trauer ob ſeines Geſchickes über ihn gekommen, welches ihn zwinge, geiſttödtende Geſchäfte (Villani ſagt:

1) Vergl. auch Filocopo, Ciccarelli'ſche Ausg. p. 4. Das Oſterfeſt wird auch in der Fiammetta angedeutet.

2) Monum. di M. Giov. Bocc. Mil. 1830. p. 308.

3) Ameto p. 103.

4) l. c. p. 276.

ſchmuzige Krämerei) zu treiben, und, ſofort von der Liebe zu den Muſen erfüllt, habe er, heimgekehrt, von ſeinem bisherigen Treiben ſich losgemacht und mit glühendem Eifer allein der Poeſie ſich ergeben. Wahrſcheinlich ſteht dies Ereigniß im Zuſammenhange mit dem Datum jener Briefe (vom Grabe Virgil's), und gibt man der Lesart bei Villani, welche das 25ſte Lebensjahr (1338) angibt, den Vorzug, ſo trifft auch die Zeit zu, und Villani irrte nur darin, daß er Boccaccio's Ankunft in Neapel mit ſeinem Entſchluſſe, ſich nur den Muſen zu weihen, verwechſelte. Ein gleichfalls sub monte Falerno datirter und von Ciampi aufgefundener Brief beſchreibt [1]) Boccaccio's Aufenthalt in oder bei Neapel zwiſchen Dornen unter dem Schmuze und widrigen Geruche der Landleute bei ſchlechter Koſt mit den abſchreckendſten Farben. Wir dürfen dabei vielleicht an das Fiſcherdorf der Mergellina denken, wohin ſich der den canoniſtiſchen Hörſälen Entflohene zurückgezogen (quum libertatis officium sequerer inconcusse). Weiter heißt es alsdann: als er eines Morgens um den Anbruch des Tages längs der feuchten Ufer gegangen, ſei ihm bei dem Grabe Virgil's plötzlich, wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel, ein heiteres Weib erſchienen, deſſen Anblick ihn ſeinem ganzen Weſen nach umgewandelt. Man möchte geneigt ſein, beide Begebenheiten zu verbinden, ſodaß Virgil's Grabmal nicht nur den Hang zur Poeſie in dem ſtrebenden Jüngling geweckt, ſondern auch die Muſe ihm zugeführt hätte, wenn nicht auf ſchwer zu erklärende Weiſe dieſer Brief [2]) zum größeren Theile mit einem neuer-

---

1) a. a. O. p. 284.

2) Da derſelbe in den Worten amicus aetate scitulus ac prorsus argutulus vermuthlich auf Dionigi Roberti dal Borgo di San sepolcro deutet, und dieſer Ende 1339 oder Anfang 1340 von Paris über Avignon nach Neapel kam, ſo ſcheint der Brief dem letzteren Jahre anzugehören.

dings von mir bekannt gemachten Briefe Dante's [1]) wörtlich übereinſtimmte und dadurch die Aechtheit einigermaßen verdächtig würde.

Schon zwei Frauen hatte Boccaccio ſeine Neigung zugewandt, bevor er Marien erblickte. Die Eine nennt er im Ameto: Pampinea, die Andere Abrotonia (wol Ambrotonia). Jene verließ er; dieſe wandte ſich von ihm ab. Von dem Gegenſtande der neuen Liebe, die ihn dauernder feſſeln ſollte, erzählt er uns ſelber [2]), ihr Vater, ein Graf von Aquino, ſei unter König Robert nach Neapel gezogen und habe ſich dort eine ſchöne Franzöſin vermählt. Bei einem Feſte, das Robert bald nach ſeiner Thronbeſteigung (2. Mai 1309) im Mai oder Juni (vermuthlich alſo 1310) gegeben, ſei er in Leidenſchaft für die junge Gräfin entbrannt. Bald darauf habe dieſe an den König eine Bitte zu richten gehabt, als Preis für deren Gewährung ſie genöthigt worden ſei, ſich jenem zu ergeben. So ſei Maria geboren, ungewiß, ob als Tochter Robert's, oder des Grafen von Aquino. Noch in zartem Alter ſei ſie in ein Nonnenkloſter (vermuthlich von Santa Chiara) gegeben, das ſie erſt wieder verlaſſen habe, um ſich mit einem vornehmen Neapolitaner zu vermählen.

Nach jenem erſten zufälligen Begegnen in San Lorenzo [3]) traf Boccaccio einige Tage ſpäter Marie in einem Nonnenkloſter, das er als dem Erzengel Michael geweiht bezeichnet [4]), und hatte hier Gelegenheit, ſie zu ſprechen. Dürften wir der Erzählung im Ameto Glauben beimeſſen, ſo

1) Dante's lyriſche Gedichte II. 235.

2) Im Ameto. Den Namen Maria bezeugt der Filocopo a. a. O. und im 5. Buch p. 21 und das Akroſtichon von der Am. visione.

3) Im Ameto erwähnt Boccaccio noch ein zweites Begegnen am Oſterſonntage in derſelben Kirche. Aus eben jenem Büchlein ergibt ſich, daß Marie um jene Zeit ſchon mehre Jahre vermählt war.

4) Ein ſolches iſt mir in Neapel nicht bekannt. — Baldelli paraphraſirt principe de' celestiali uccelli wol unrichtig mit santo spirito.

hätte der verwegene Jüngling, als gegen Ende des Jahres Mariens Gemahl nach Capua verreist war, die Einsamschlafende bei nächtlicher Weile überrascht und durch leidenschaftliche Beredtsamkeit sie bewogen, sich ihm zu ergeben. In der Fiammetta dagegen weiß der Liebende, der sich dort den Namen Pamfilo beilegt, zuvörderst die Freundschaft der Verwandten, ja des Gemahles seiner Geliebten zu gewinnen, und gelangt erst nach längerer, erlaubter Vertraulichkeit an das verbotene Ziel seiner Wünsche. Welcher dieser beiden Berichte auch der Wahrheit besser entspreche, jedenfalls blieb Boccaccio's Liebe für Maria weder unerwidert noch unbelohnt und diese Tage des Glückes und des Genusses waren nicht nur flüchtig vorübereilende [1]). Ueber die weiteren Ereignisse fehlt es uns an genügenden Nachrichten. In dem, mit dem fingirten Namen der Geliebten bezeichneten Büchlein (Fiammetta) verläßt Pamfilo (Boccaccio) zu winterlicher Jahreszeit (lib. 2) Fiammetten unter tausend Liebesschwüren und mit dem Versprechen, nach drei oder vier Monaten wiederzukehren, weil der Tod dem bejahrten und unbeweibten Vater alle übrigen Kinder geraubt und nur ihn noch gelassen habe [2]). Die verabredete Zeit, und noch weit längere vergeht, ohne daß der Geliebte zurückkehrte. Ein reisender Kaufmann berichtet, Pamfilo sei in der Heimat vermählt (lib. 4). Später ergibt sich zwar, daß nicht Pamfilo, sondern sein Vater die Braut heimgeführt habe [3]), aber auch die berichtigende Kunde meldet, daß jener sich neuer Liebe ergeben habe (lib. 5). Noch einmal, um die Zeit, als ein neuer Frühling anbrach, leuchtete der liebenden Fiammetta erneute Hoffnung, den Geliebten wiederkehren zu sehen. Wirklich

---

1) „Quantunque sia stato lungo lo spazio" sagt er in der Dedication der Theseide.

2) Vergl. die Schilderung des traurigen Lebens im väterlichen Hause im Ameto p. 150.

3) *Baldelli*, p. 275. 76.

kommt ein Pamfilo von Florenz nach Neapel, aber es ist ein Anderer, als der Geliebte (lib. 6) und so schließt das Buch in Wehmuth und Klagen. — In der Zueignung zur Theseide („An Fiammetten") dagegen klagt der Dichter, daß die Geliebte ungerechter Weise ihm ihre Gunst entzogen, und frühere Hingebung in Zorn und Feindschaft verkehrt habe. Indeß hofft er die Wiederkehr glücklicher Tage und sendet Fiammetten die Geschichten zweier Liebenden, deren eine seinem Verhältniß zu ihr entspreche; — welche dies sei, will er aus Furcht vor den Neugierigen nicht verrathen, und auch uns hat es weder in den Schicksalen des Palämon, noch in denen des Archytas gelingen wollen, den bisher erwähnten Ereignissen Entsprechendes zu entdecken. In der Atanagischen Briefsammlung [1]) trägt diese Zueignung das Datum: Neapel den 15. April 1341 [2]).

Ein anderer Brief des Boccaccio an den nachmaligen neapolitanischen Großseneschall Niccola Acciajuoli ist in den Prose di Dante e Boccaccio und der Ciccarellischen Ausgabe von Florenz 28. August 1341 datirt, sodaß es scheint,

---

1) Rom 1554 und öfter. Vergl. *Gamba*, Serie dei testi di lingua. Ed. 4. No. 1463 ff.

2) Da sich dies Datum mit Baldelli's (Vita di Giov. Bocc. Fir. 1806 p. 374) Annahme, daß der Dichter Fiammetten genau acht Tage vorher zum ersten Male gesehen habe, durchaus nicht verträgt, so hält er es für irrig. Jene Annahme stützt sich auf die im Ameto und Filocopo gleichmäßig vorkommenden Zeitbezeichnungen, nach denen am Tage jenes Zusammentreffens Ostersonnabend gewesen, und die Sonne im sechszehnten Grade des Widders gestanden. Letztere Angabe führt, den Eintritt in den Widder auf den 21. oder 22. März gesetzt, zum 5. oder 6. April. Ostersonnabend fiel aber 1341 auf den 7. April. 1338 war Ostern am 12. April. 1339 am 28. März und 1340 am 16. April. Nimmt man, mit Dante, den 25. März als den Tag des Aequinoctium, so würde für 1338 der Ostersonnabend nur um einen Tag von der astronomischen Angabe differiren. Gleiche Schwierigkeiten macht bekanntlich Petrarca's Angabe, daß er am 6. April 1327, der der Charfreitag gewesen, Laura zuerst gesehen.

die in der Fiammetta erwähnte Heimkehr in das Vaterland sei in dieses Jahr gefallen. Ciampi [1]) indeß bezweifelt die Aechtheit auch dieses Briefes. Vermuthlich ist, wie schon Baldelli dafür hielt, die Jahreszahl um eins zu vermehren, da des schon erwähnten Dionigi Roberti als eines Todten gedacht wird. Es stimmt damit wohl überein, wenn der Briefsteller erwähnt, daß der Empfänger seit Kurzem von Florenz nach Neapel zurückgekehrt sei; denn wir wissen anderweitig [2]), daß Acciajuoli im Jahre 1341 als König Robert's Gesandter nach Florenz gegangen war. Auch im Jahre 1343 haben wir Boccaccio in Florenz zu suchen, denn er berichtet uns [3]), daß er bei der Vertreibung Walther's von Brienne, des Herzogs von Athen (26. Juli 1343) gegenwärtig war. Während dieses Aufenthaltes in der Heimat entstanden vermuthlich der Ameto und die Amorosa visione, von denen der erste den König Robert (stirbt 19. Januar 1343) als noch lebend erwähnt und noch außerdem (S. 57) Andeutungen enthält, daß er zwischen 1340 und 50 geschrieben sei [4]).

Mindestens im Jahre 1345 muß Boccaccio wieder in Neapel gewesen sein, da er den Tod der berüchtigten Filippa Catanese [5]) als unter seinen Augen erfolgt beschreibt. Unter den lateinischen Eclogen Boccaccio's handeln die 4te, 5te und 6te von der Vertreibung der Königin Johanna und Ludwig's von Tarent, ihres Gemahls, durch den Ungarkönig Ludwig (Anfang 1348), von der Trauer der Neapolitaner und von der siegreichen Heimkehr der Vertriebenen (August desselben Jahres). Baldelli [6]) schließt hieraus, daß der Dichter während dieser ganzen Zeit in

---

1) Monumenti p. 588.
2) *Matteo Villani* III. 9.
3) Casus viror. illustr. lib. IX.
4) *Baldelli* p. 49—51.
5) Casus vir. ill. IX. 26.
6) p. 376.

Neapel geweilt habe. Ein neuaufgefundener Brief [1]) gedenkt aber einer inextricabilis fuga und eines vulnus exitiale, die Boccaccio für den schon erwähnten Acciajuoli erduldet. Vermuthlich nahm er also Theil an der Flucht, auf welcher Acciajuoli Ludwig von Tarent nach Toscana begleitete [2]). Aller Wahrscheinlichkeit nach hielten ihn die Pest, die er später so beredt geschildert hat, und der Tod des Vaters auf einige Zeit in der Heimat zurück, wo wir ihn am 26. Jan. 1349 als Vormund seines Bruders Jacopo handeln sehen [3]).

Am 15. Mai 1349 datirt Boccaccio einen Zueignungsbrief (von was für einer Schrift weiß ich nicht zu sagen) an Francesco de' Bardi wieder aus Neapel. Zu Ende desselben Jahres, oder zu Anfang des folgenden finden wir ihn jedoch nicht nur aufs Neue in Toscana einheimisch, sondern in öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Daß er um diese Zeit im Auftrage der florentinischen Republik zu Francesco degli Ordelaffi in Forlí gereist sei und sich diesem näher befreundet habe, wußten wir schon lange [4]). Nach einem von Ciampi [5]) aufgefundenen Briefe scheint er aber um die Zeit der zweiten Invasion des ungarischen Ludwig (1349. 50) in einem näheren Verhältniß zu diesem Dynasten, den er wiederholt als seinen „dominus" bezeichnet, gestanden und dadurch in die, den neapolitanischen Angiovinen feindlichen Parteiungen gezogen zu sein [6]). — Noch öfter sehen wir Boccaccio an die Höfe der kleinen Städtetyrannen der Romagna zurückkehren [7]); bemerkens-

1) *Ciampi*, Monum. p. 73.

2) *Giov. Villani*, XII, 111, 15.

3) *Manni*, Storia del dec. p. 21. Vermuthlich ist die Jahreszählung nach florentinischem Gebrauche, dann ist das Jahr 1350 zu verstehen. *Baldelli* p. 276.

4) *Manni*, p. 56, 57. *Mehus*, Vita Ambrosii Camald. p. CCLXVII. *Baldelli* p. 105—8.

5) Monum. p. 267.

6) Monum. p. 226 sq.

7) *Ciampi*, p. 495. No. b., p. 505.

werth aber ist es, daß sich vom Schlusse eben dieses Jahres (30. December 1350) die Nachricht erhalten hat, wie die Capitani von Or San Michele durch Boccaccio's Vermittelung der Tochter ihres größten Mitbürgers, der Beatrice di Dante Alighieri, die Nonne in dem Kloster San Stefano dell' Uliva in Ravenna war, ein Allmosen von 10 Goldgülden zukommen ließen [1]).

Nach Neapel ist Boccaccio auch später, und zwar mehrfach, niemals jedoch zu bleibendem Verweilen zurückgekehrt. Die Zeit war verstrichen, wo jener Hof die Fülle der Lust zu bieten und keimende Talente zu wecken vermochte. Die noch übrigen Regierungsjahre der ersten Johanna waren von Kriegen und von Raubzügen der Condottieri, von Händeln und Ränken der Großen ausgefüllt. In Boccaccio's gepriesenem Landsmann, Acciajuoli, hatte der Hochmuth des Emporkömmlings das frühere Wohlwollen und das Interesse für Wissenschaft verdrängt. Anders war es in jenen Zeiten gewesen, wo König Robert am Ende seiner nicht unrühmlichen Regierung, selber in Dichtkunst und Gelehrsamkeit erfahren, einen Kreis von kundigen Männern um sich versammelte, wo er es sich zur Ehre schätzte, Petrarca, der auf dem Capitol die Dichterkrone zu erlangen strebte, drei Tage lang öffentlich zu prüfen. Von solchem Schauspiel, das unter seinen Augen sich zutrug, angeregt, in südlich verzehrender Glut für die selber glühende Königstochter entflammt, forderte der Kaufmannssohn aus Certaldo von den Musen, daß sie ihm Zutritt zu dem Pallast der Angiovinen gewährten. Er wurde ihm gewährt [1]); aber die Liebe Mariens, die mit dem letzten Ziele begann, konnte dem Begünstigten nicht jene übersinnlichen und sorgsam geglätteten Liebesseufzer

1) *Manni* p. 34.

2) Einen Brief Boccaccio's an den später hingerichteten Prinzen (Karl) von Durazzo vom April 1339 hat Ciampi (S. 274) neuerdings bekannt gemacht.

eingeben, über welche Petrarca's Zärtlichkeit für seine Laura durch zwei Jahrzehende nicht hinauskam. Der Hof der wollüstigen Johanna, die gewohnt war, jeder Laune nachzugeben, liebte derbere Kost als die scheue Verehrung deutschen Minnegesangs, und wenn wir im fünften Buche des Filocopo den Florio einem Liebeshofe beiwohnen sehen, der unter Fiammettens Vorsitz dreizehn spitzfindige Fragen verhandelt, so sind diese Spiele des Scharfsinns sich nicht selber Zweck, sondern ein Aufathmen der gesättigten Lust. Von jenen zweifelhaften Fällen des Liebeshofes der Fiammetta finden wir mehre später im Dekameron wieder, und es ist kaum zu bezweifeln, daß die in diesem Werke vereinten ergötzlichen Geschichten, so wenig sie taugen mögen, von weiblichem Ohr vernommen zu werden, zuerst aufgezeichnet wurden, um der Königin Johanna und ihren Damen Unterhaltung zu gewähren. Rief doch drittehalb Jahrhunderte später das Wohlgefallen der jungfräulichen Königin des Westens die nicht eben zarteren Späße der lustigen Weiber von Windsor hervor. Eine Frucht von Boccaccio's erstem Aufenthalt in Neapel scheint der Filocopo zu sein, während vermuthlich nach seiner Rückkehr, die ihn mit Fiammetten in alter Liebe verband, das nach ihr benannte Büchlein und der Filostrato, letztere durch eine längere Abwesenheit der Geliebten veranlaßt, entstanden [1]).

Aber auch zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse war für Boccaccio der Aufenthalt in Neapel in hohem Grade förderlich. Sein Zusammentreffen mit Petrarca führte noch zu keiner persönlichen Bekanntschaft. Wohl aber erfreute er sich des näheren Verkehrs mit dem gelehrten Bibliothekar König Robert's, Paolo von Perugia,

1) Ueber die ferneren Schicksale Mariens haben wir keine Nachricht; aus einigen Sonetten (Baldelli's Sammlung der Rime Nro. 51. 60. 73. 97) sehen wir indeß, daß sie vor Boccaccio starb.

aus deſſen handſchriftlichen Sammlungen er noch in ſpäten Jahren zu ſchöpfen hatte, und mit dem vorzüglichſten Aſtronomen ſeiner Zeit, Andalone del Negro aus Genua. Daß ein neuerlich entdeckter, vermuthlich an dieſen gerichteter Brief ihre nähere Verbindung auf die Zeit zurückführt, wo Boccaccio noch canoniſches Recht ſtudirte, iſt ſchon erwähnt worden [1]), auch wurde unter den Freunden unſers Dichters ein Dritter, Dionigi de' Roberti, bereits genannt [2]). In dieſem Kreiſe der ausgezeichnetſten Männer ihrer Zeit muß Boccaccio auch vom Griechiſchen, deſſen Kunde damals im Occident gar ſelten war, wenigſtens die Anfangsgründe erlernt haben, wenn ihn gleich erſt gegen Ende ſeines Lebens der gelehrte Leontius Pilatus mit dem Vater der griechiſchen Dichtkunſt genauer bekannt machte. Spuren einer Reiſe nach Calabrien finden ſich [3]); ältere Biographen laſſen Boccaccio bis nach Sicilien reiſen, um das Griechiſche zu erlernen. Sicher fehlte es in Neapel ſelbſt nicht an Gelegenheit dazu, und der Eifer für dieſe Studien, den Boccaccio mit Petrarca theilte, iſt nicht das geringſte ſeiner Verdienſte. Daß in jener bücherarmen Zeit, wer irgend nach Kenntniſſen ſtrebte, ſuchen mußte, ſich ſelber in den Beſitz von Handſchriften zu ſetzen, bedarf keiner Erwähnung. Boccaccio's beſchränkte Mittel erlaubten ihm dies nur in geringem Maße, doch wiſſen wir durch ſeinen Schüler Benvenuto von Imola [4]),

1) Vermuthlich rührt der Brief aus dem Jahre 1339 her, denn er bezieht ſich, was Ciampi nicht geſehen hat, auf die Fehde der della Marra und des Niccolò dei Gatti in Barletta. Vergl. *Dom. de Gravina* bei *Muratori* Script. XII. 551.

2) Zanobi da Strada, den ſpäter auf Acciajuoli's Fürwort von Karl IV. gekrönten Dichter, preiſt Boccaccio in dem erſten Briefe an ihn (1350) überſchwänglich; ſehr verſchieden lautet ſein ſpäteres Urtheil in einem Briefe von 1373. *Baldelli*, Rime di M. Boccacci p. XLII. XLIII.

3) *Baldelli*, p. 255. 56.

4) Im Commentar zu Dante's Paradies XXII. 74. *Muratori*, Antiqu. I. 1296.

daß er bis nach Monte Caſſino reiſte, um Manuſcripte zu ermitteln, und nach dem Briefe an den Priore de' ſanti Apoſtoli (1363) beſaß er eine Anzahl von Handſchriften, welche die Aufmerkſamkeit der Kundigen auf ſich zog. Daß er dem Varro de lingua latina, den auch Petrarca in ſeiner Jugend geſehen hatte, eifrig nachforſchte, erfahren wir aus dem ſchon erwähnten Briefe an Zanobi da Strada (1350) und noch in ſpäten Jahren (1369?) ſehen wir ihn in Ravenna mit dem Aufſuchen von Manuſcripten eifrig beſchäftigt [1]). Wo indeß Boccaccio nicht zu kaufen vermochte, da machte er ſich durch ſeinen Fleiß zu eigen, was ihm von den benutzten Büchern das Wichtigſte ſchien. Solche Auszüge aus den Sammlungen des Paolo von Perugia dienten ihm, wie er ſelbſt erzählt, als reichhaltiges Material zu der Genealogie der Götter [2]). Ein ähnliches Excerptenheft (Zibaldone) ſcheint das zu ſein, das Ciampi vor einiger Zeit in der Magliabecchiani'ſchen Bibliothek aufgefunden hat [3]).

Als Mittelpunkt der gelehrten Beſtrebungen in Neapel wird von verſchiedenen Seiten der florentiner Kaufmann Niccola Acciajuoli geſchildert, der durch die Freundſchaft der Katharina von Tarent, die ſich den lateiniſchen Kaiſertitel beilegte, von Stufe zu Stufe ſtieg, und, nachdem das ungariſche Unwetter verzogen war, zum Großſeneſchall des Reiches ernannt ward. Auch Boccaccio ſtand zu ihm in näherer Beziehung, wie der Brief von 1341 (richtiger 42), die gemeinſame Flucht, und noch in ſpäten

---

1) *Ciampi* Monum. p. 493—506. Auch den überſetzten Homer (vergl. S. XXXII. Anm. 2) und den Auguſtinus ſchenkte er dem Petrarca. Vergl. deſſen Epist. variae 22. Baſeler Ausg. p. 100. Genfer Ausg. der Briefe IX. 3. Der darauf folgende erwähnt das Geſchenk eigenhändiger Excerpte aus Schriften Varro's und Cicero's.

3) Monum. p. 1—147. Vergl. *Mazzuchelli* p. 1324. Nro. 59. 60. *Baldelli* p. 127. 28. *Ciampi*, Mon. p. 211—16. 252 sq.

Jahren die Zueignung des Buches von den berühmten Frauen an Niccola's Gemahlin Andrea d'Altavilla beweiſt. Schon frühe ſcheint indeß dies Verhältniß getrübt zu ſein. Ein mit Abſicht räthſelhaft geſchriebener[1]) und von dem Herausgeber[2]) gar nicht verſtandener Brief, der ſicher aus ſehr früher Zeit datirt und ein wunderliches Gemiſch barbariſchen Lateins und vermuthlich jüngſt erlernter griechiſcher Brocken bietet, ſchilt den Empfänger wegen eines Verrathes, den er an dem Schreiber geübt, und beſonders weil er dem Acciajuoli[3]) ein ihm anvertrautes Geheimniß mitgetheilt habe. Ein gleichfalls von Ciampi[4]) herausgegebener Brief an Zanobi da Strada, der ſeit 1352 unter Acciajuoli's Mäcenat in Neapel weilte (vom April 1353), enthält bittere Klagen über die geringſchätzige Kargheit des ehrgeizigen Höflings, der neben Jagdhunden und Spaßmachern auch eine Anzahl Gelehrte fütterte, damit ſie ſeine Thaten beſchrieben und ſeine Großmuth in alle Welt verkündeten, und läßt abſchreckende Blicke in ein den menſchlichen Gefühlen verſchloſſenes Herz thun.

Wenn wir Boccaccio von der Mitte des Jahrhunderts an mit kurzen Unterbrechungen in Florenz heimiſch finden, ſo iſt es keineswegs die Vorliebe für den Wohnort ſeines Vaters, welche ihn hier feſthält. Schon in der Fiammetta ſagt die Geliebte, um ſo geringeren Grund habe er, ſie zu verlaſſen, als er, wie ſie wohl wiſſe, gegen ſeine Vaterſtadt entſchiedene Abneigung hege. In dem eben erwähnten

1) „Catagraphavi obscure".

2) *Ciampi*, Monum. p. 277—81.

3) „Aeripedi." Aes iſt Stahl, Acciajo. Vergl. indeß *De Sade* Ueberſ. III. 544. Die Indiscretion bezog ſich auf einen belliger Quiritium. Unter jenen von Ciampi gedruckten Briefen iſt einer (S. 283) mit der Anrede: Mavortis miles ex (sic) trenue, vermuthlich an einen Colonneſen in Avignon. Der Schreiber bewirbt ſich darin um die Gunſt des Empfängers. Vielleicht geſchah dies hinter Acciajuoli's Rücken, dem der in jenem anderen Briefe Angeredete das Geheimniß verrieth.

4) Monum. p. 72—81.

Briefe an Zanobi da Strada lobt er ein Strafgedicht dieſes Letzteren gegen die Florentiner und ſchilt dieſe ſelber wegen ihrer Habſucht und ihres verweichlichenden Luxus ſo ſehr, daß er ſich in Zukunft nicht mehr von Florenz, ſondern von Certaldo zu benennen verſpricht.

Im Herbſte 1350 berührte Petrarca, auf ſeiner Reiſe zum Jubiläum nach Rom, ſeine Heimat, Florenz. Boccaccio ſandte ihm lateiniſche Verſe entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der Bewunderung, die er ſeit dem neapolitaniſchen Schauſpiele, neun Jahre zuvor, für ihn hegte. Hier begann eine Freundſchaft, die nur der Tod löſte, und die, beſonders auf Boccaccio's Seite, ein faſt rührendes Gepräge hingebender Innigkeit trägt. Nur den Schüler Petrarca's, nicht ſeinen Genoſſen, nennt er ſich, und wo immer die Anforderung zu einem gelehrten Werke an ihn ergeht, da wünſcht er die Aufgabe, welcher er ſich nicht gewachſen fühlt, von dem kundigeren Freunde gelöſt [1]). Die kaufmänniſche Thätigkeit, die begonnenen Studien hatte er verlaſſen, den Zorn des Vaters ſich zugezogen, nur um allein der Poeſie zu leben. Dante war ihm das hohe, unerreichbare Vorbild geweſen; aber unter Dante die nächſte Stelle, die war das Ziel ſeines Strebens geweſen [2]). Da fielen ihm Petrarca's Sonette und Canzonen in die Hände, und, ſchnell überzeugt, daß er nichts dieſen Kunſtwerken Gleichendes zu ſchaffen vermöge, warf er die Frucht mehrjährigen Fleißes ins Feuer und wollte noch in ſpäten Jahren es nicht zulaſſen, daß Petrarca ihn einen Dichter nenne [3]). Petrarca nimmt dieſe überſchwänglichen Huldigungen mit ebenſo viel Selbſtbewußtſein als Freundlichkeit auf, iſt aber im Uebrigen ein wohlgeſinnter und zur That bereiter Freund. Wieder-

1) Vergl. die Einleitung zu der Genealogie der Götter und zu dem Buche über die Berge u. ſ. w.

2) Sonett 68 in Baldelli's Sammlung der Rime.

3) *Petrarca*, Epist. sen. V. 3. p. 793—96. der Baſeler Ausg. Genfer Ausg. der Epist. Fam. IX. 5.

holt fordert er den mit ſteten Geldverlegenheiten Kämpfenden auf, ganz zu ihm zu ziehn, und eine die Sorgen um Rückzahlung tadelnde Aeußerung Petrarca's zeigt uns, daß er dem Boccaccio auch nicht unbeträchtliche Darlehen gemacht hatte [1]). Im April 1351 ging Boccaccio nach Padua, um Petrarca, dem die bei der Verbannung ſeines Vaters confiscirten Güter zurückgegeben waren [2]), nun im Namen des Staates um ſeine Rückkehr nach Florenz zu bitten. In einem ungedruckten Briefe [3]) ſchildert Boccaccio uns mit lebendigen Farben die ſchönen Tage, die er bei dem hochverehrten Freunde in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und in begeiſterten Geſprächen über Italiens alte Glorie und die Beſtrebungen, das Vaterland aus ſeiner jetzigen Erniedrigung wieder zu erheben, verlebte. Die Hoffnung indeß, das Ziel ſeiner Geſandtſchaft erreicht zu haben, erwies ſich bald als ungegründet [4]). Zwölf Jahre ſpäter [5]) finden wir Boccaccio noch einmal in Venedig bei ſeinem berühmten Gaſtfreunde, bei dem er drei glückliche Monate lang, der um jene Zeit Italien verheerenden Peſt entrückt, in Studien und Erholung weilte [6]). Hier fanden ſich der venetianiſche Canzler Benintendi de' Ravignani und der gelehrte Donato d'Albanzani [7]) aus Pratovecchio (Appenini-

1) Epist. senil. I. 4. p. 745.

2) *Baldelli*, p. 109.

3) *Baldelli*, p. 110.

4) Das Antwortſchreiben Petrarca's ſteht Epist. var. 4. Baſeler Ausg. p. 976.

5) Einen dritten Aufenthalt Boccaccio's bei Petrarca in Mailand (1358) erwähnt De Sade, Ueberſ. III. 572—74. Baldelli p. 129. 30 verſetzt ihn in das folgende Jahr. Von dieſem Beſuche handelt Boccaccio's fünfzehnte Ecloge, *Manni*, p. 61. 62. Die Einladung Petrarca's ſteht Epist. IX. 5. Genfer Ausg.

6) *Petrarca*, Epist. sen. III. 1 (bald nach Boccaccio's Abreiſe vom 7. September datirt) und 2 (vom 20. deſſelben Monats).

7) Ihm widmete Boccaccio ſpäter ſeine Eclogen durch die ſechszehnte derſelben. *Manni*, p. 62.

gena) zu gemeinſamen Geſprächen und Gondelfahrten ein. Noch ein Fünfter nahm indeß an dieſen Zuſammenkünften Theil, deſſen Umgang den Freunden minder willkommen, aber deſto lehrreicher war. Ein Calabreſe, der ſich Leontius Pilatus nannte und ſeine durch Barlaam aus Seminara erworbene Kunde der griechiſchen Literatur in der Levante vervollkommnet hatte, weilte um 1360 in Venedig. Boccaccio, dem es für die eignen Lebensbedürfniſſe ſo oft am Nöthigſten gebrach, eilte, von glühender Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum getrieben, dorthin und bewog den aufgeblaſenen und durchaus unliebenswürdigen Mann, mit ihm nach Florenz zu kommen, wo er ihn Jahre lang in ſeiner dürftigen Wohnung beherbergte. Endlich gelang es ſeinen oft wiederholten Bitten, dem habſüchtigen Griechen ein Jahrgeld von der Republik zu erwirken und ihn zu bewegen, daß er öffentliche Vorleſungen über Homer hielt. Wenige wohnten ihnen bei. Boccaccio aber ließ nicht ab, bis er von Leontius eine vollſtändige Ueberſetzung der homeriſchen Gedichte, ja ſelbſt einiger platoniſcher Schriften erlangt hatte [1]). Um dieſe Zeit ſchrieb Boccaccio im Namen Homer's einen ſeltſamen Brief an Petrarca, voll Klagen über die Vergeſſenheit, der ſeine Geſänge zur Beute geworden ſeien, und über die Undankbarkeit ſeiner Nachahmer. Uns iſt nur die Antwort des Petrarca (Mailand 9. October 1360) erhalten, und auch dieſe iſt ungedruckt [2]). Nicht lange war es indeß Boccaccio geglückt, den unbeſtändigen und ſtets unbefriedigten Mann an Florenz zu knüpfen. Plötzlich verſchwand er, und erſt in Venedig bei dem Freunde ſollte Boccaccio ihn wiederſehen. Auch Petrarca's Gaſtfreundſchaft vermochte indeß Leontius nicht auf die Dauer zu feſſeln. Bald nach

---

1) *Baldelli*, p. 135—44. 256—69. Vergl. *Petrarca*, Epist. sen. VI. 2.

2) *De Sade*, Mémoires pour la vie de Fr. Petrarque. Deutſche Ueberſetz. Lemgo, 1778. III. 705. *Baldelli*, p. 258—60.

Boccaccio's Abreiſe wandte er ſich nach Conſtantinopel, durch den Vergleich mit deſſen Herrlichkeiten er ſtets bemüht geweſen war, Italien herabzuſetzen. Kaum dort angelangt, verſank er in tiefes Elend und beſchwor Petrarca, ihm die Rückkehr zu ihm zu geſtatten. Zwar weigerte ſich dieſer, doch auch ungerufen ſchiffte ſich der Grieche im Geleite weiterer Manuſcripte (des Sophokles und Euripides) wieder ein; im Adriatiſchen Meere indeß entlud ein ſchweres Gewitter ſich über dem Schiffe, und ein Blitzſtrahl tödtete von Allen, die ſich darauf befanden, den Einen Leontius. Nachricht von dieſem Allen gibt Petrarca dem Freunde Boccaccio in mehren Briefen [1]).

Mehrfach klagt Petrarca, daß Glück und Freude mit dem Freunde von ihm geſchieden ſeien [2]); bis zum Tode aber beſprachen ſich Beide in ausführlichem Briefwechſel über die Dinge, die ihnen jedes Mal zumeiſt am Herzen lagen. Bald vertraut Petrarca dem Freunde das lange und ſorgſam geheimgehaltene Alter [3]), bald geſteht er ſeine Freude, das vielgefürchtete 63ſte Jahr überſtanden zu haben [4]), bald weiſt er den guten Rath, in ſeinen alten Tagen ſich Ruhe zu gönnen, nicht ohne Empfindlichkeit zurück [5]), bald beſchwert er ſich in langen Declamationen über die ihm entzogene Anerkennung und dankt dann ziemlich vornehm, und als ob die ganze Sache ihm gleichgültig ſei, für die von Boccaccio verfaßte Apologie [6]), bald endlich beantwortet und widerlegt er des Freundes herbe Klagen über das karge Loos, das ihm zu Theil geworden [7]).

---

1) Senil. III. 5. V. 4. in f. VI. 1.
2) Senil. III. 1. XIV. 8.
3) Senil. VIII. 1. (vom 20. Juli 1366.)
4) Senil. VIII. 8. (vom ſelben Tage 1367.).
5) Senil. XVI. 1. 2. Vergl. De Sade, Ueberſetz. III. 885. 86. 98. Der Brief iſt vermuthlich aus Petrarca's letztem Lebensjahre.
6) Senil. II. 1. XIV. 8. *Baldelli*, p. 210.
7) Senil.....

Von Boccaccio's Briefen an Petrarca ſind uns leider die meiſten verloren gegangen [1]); nach Dem aber, was wir davon wiſſen, waren es im Gegenſatze zu den eitelen Selbſtbeſprechungen dieſes Letzteren faſt immer höhere Intereſſen, oder fremde Angelegenheiten, von denen ſie handelten. Eine merkwürdige Mittheilung ſolcher Art werden wir noch zu erwähnen haben (S. XLII). Höchſten Preiſes werth iſt aber der edle Muth, mit dem er es wagte, zwar in wohlverſtandener Würdigung der Eigenthümlichkeit Deſſen, an den er ſchrieb, unter vielfachen und höchſten Lobpreiſungen, ja unter Entſchuldigungen, aber doch mit dem Bewußtſein der Heiligkeit der Sache, für die er ſtritt, dem Petrarca Dante's göttliche Komödie [angeblich in eigenhändiger Abſchrift [2])] mit dem Bemerken zu überſenden, daß die vornehme Geringſchätzung, mit welcher der Sänger des Canzoniere bisher dies höchſte italieniſche Gedicht ignorirt habe, ihm allgemein als unwürdige Misgunſt gedeutet werde [3]). Petrarca's Antwort iſt froſtig und geſchraubt und verräth alles Andere eher, als Bereitwilligkeit, die maaßloſen Verdienſte des Vaters der italieniſchen Poeſie, des vollendetſten Organes der mittelalterlichen Geiſtesentwickelung, anzuerkennen.

Zu den heimiſchen Verhältniſſen Boccaccio's zurückkehrend haben wir mehrer Geſandtſchaften zu gedenken, mit denen ihn die Republik betraute. 1352 wurde er, um gegen den Mailänder Giovanni Visconti Hülfe zu ſuchen,

---

1) Einen Brief von 1366 (?) theilt De Sade, Ueberſ. III. 811—14, mit. Boccaccio hatte Petrarca in Venedig beſuchen wollen, aber nur deſſen Schwiegerſohn gefunden. Vergl. *Baldelli*, p. 192. 93.

2) Daß die Vaticaniſche HS. Nro. 3199 eine ſolche ſei, kann nur ein völlig Unkundiger behaupten.

3) Boccaccio's Brief iſt uns verloren. Die begleitenden Verſe ſind oft gedruckt, z. B. bei *Manni*, p. 25. 26. Die Antwort Petrarca's ſteht nicht in der Baſeler Ausg. der Werke, wohl aber in der (Genfer) Octavausg. der Briefe (1601) XII. 12. p. 445—51.

an den Markgrafen von Brandenburg geſandt [1]). Die italieniſchen Schriftſteller nennen den baieriſchen Ludwig; doch kann der Zeit nach nur deſſen Bruder, der Römer, gemeint ſein, dem ſeit dem Luckauer Vertrage (24. December 1351) die Mark bereits abgetreten war. Spiker [2]) hat nachzuweiſen geſucht, daß Berlin das Ziel dieſer Sendung geweſen ſein müſſe; jedenfalls war der Eindruck, den unſre Heimat auf den Dichter des Dekameron gemacht hat, kein beſonders günſtiger, denn einige Jahre ſpäter findet er es unerhört, daß Petrarca habe daran denken können, ſich von den italieniſchen Wirren nach Deutſchland zurückzuziehen [3]). — Daß er entweder auf dieſer Reiſe oder bei dem Römerzuge Karl's IV. dieſen Kaiſer geſprochen hat, ergibt ſich aus dem Briefe an Francesco Nelli. — Nach einem ungedruckten Briefe, deſſen Inhalt Baldelli [4]) mittheilt, reiſte Boccaccio im Sommer 1353 über Forlì zu Bernardino Polenta, der damals über Ravenna herrſchte, von wo er Petrarca ſein unmuthiges Erſtaunen ausdrückte, daß dieſer ſich in den Dienſt des verhaßten Mailänder Erzbiſchofs (Visconti) begeben. Vermuthlich iſt uns auch Petrarca's entſchuldigende Antwort erhalten [5]).

Mehre Geſandtſchaften an die noch in Avignon weilenden Päpſte wurden in den folgenden Jahren Boccaccio aufgetragen. Im Jahr 1354 ſollte er erforſchen, welches Sinnes Innocenz VI. in Betreff der Römerfahrt Karl's IV. ſei [6]). Was auch der Ausgang dieſer Sendung geweſen

---

Ausführlich erläutert iſt ſie von *Dionisi*, Preparazione istorica alla n. ed. di Dante II. 3—28. Er vermuthet (p. 15), daß der Brief um 1360 geſchrieben ſei. De Sade ſetzt ihn 1363, Ueberſetz. III. 574—83. Vergl *Baldelli*, p. 130—35.

1) *Manni*, p. 37. 38. *Mazzuchelli*, p. 1326. Nro. 73. 74. *Baldelli*, p. 112. 13.

2) Nach mündlicher Mittheilung.

3) *Petrarca*, Epist. sen. I. 4.

4) P. 114—18.

5) Senil. VI. 2.

6) *Manni*, p. 38. *Baldelli*, p. 118—20.

ſein möge, ſo hatte ſie für Florenz geringen Erfolg, da die Stadt ſich nach hochfahrenden Worten durchaus dem Willen des Kaiſers fügte [1]).

Am 20. Auguſt 1365 begab Boccaccio ſich abermals im Auftrage der Republik nach Avignon, diesmal um die Gunſt Urban's V., der Florenz einen großen Theil der Schuld an dem Fortbeſtehen des Unweſens der Condottieribanden beimaß [2]), wiederzugewinnen. Seine nahe Verbindung mit Petrarca bereitete Boccaccio bei Manchen, namentlich bei dem Patriarchen Philipp von Cabaſſolles, freundlichen Empfang [3]). Seine Geſandtſchaftsberichte ſahen noch die Verfaſſer des Crusca in dem Archiv der Riformagioni; gegenwärtig ſind ſie verloren. Gegen Ende des Jahres kehrte er über Genua [4]) zurück, von wo er dem damals in Pavia weilenden Petrarca ſchrieb [5]). Auch eine Nachricht über die Tagegelder, die Boccaccio während dieſer Geſandtſchaft bezog, iſt auf uns gekommen; ſie betrugen zwei Goldgülden täglich.

Ein drittes Mal reiſte Boccaccio im November 1367 zum Papſt, und zwar wieder zu Urban V.; diesmal aber nicht nach Avignon, ſondern nach Rom, wohin dieſer Kirchenfürſt ſich das Jahr zuvor, freilich nur auf kurze Zeit, begeben hatte [6]).

Noch ſind mehre Beſuche zu erwähnen, die Boccaccio

---

1) Darüber ſpottet Boccaccio ſelbſt in der ſiebenten und neunten ſeiner Eclogen. Vergl. die Erläuterungen bei *Manni*, p. 59.

2) Vergl. *Baldelli*, p. 124.

3) *Petrarca*, Epist. sen. V. 1.

4) Vergl. Boccaccio's Erläuterung zu ſeiner 13ten Ecloge, in dem Briefe an den Maeſtro Martino da Signa bei *Manni*, p. 61.

5) *Petrarca*, Ep. sen. l. c.

6) *Manni*, p. 40. *Mazzuchelli*, p. 1326 Nro. 77—81. *Baldelli*, p. 190—92. Dieſe Schriftſteller laſſen Boccaccio auf ſeiner Rückkehr von dieſer Reiſe nach Genua kommen. Wie irrig dies aber iſt, ergibt ſich daraus, daß Urban ſeit dem 16. October in Rom weilte.

in Neapel machte. Nach dem von Ciampi herausgegebenen Briefe an Zanobi da Strada (1353) muß er ſeit 1349 noch einmal dort geweſen ſein, vermuthlich 1352. Er erwähnt, mit Zanobi lange keine Briefe gewechſelt zu haben, und erinnert ihn an Aeußerungen Acciajuoli's; Zanobi war aber erſt ſeit 1352 in Neapel [1]). Er erklärt, ſo lange das Glück des Großſeneſchall anhalten werde, nicht mehr nach Neapel kommen zu wollen [2]). Dennoch beſitzen wir einen äußerſt langen, Venedig, 28. Juni (1363) datirten, Brief Boccaccio's an Francesco Nelli, den Prior von Santi Apoſtoli (den Simonides des Petrarca), der nach Zanobi's Beförderung zum päpſtlichen Geheimſchreiber 1361 in Acciajuoli's Dienſte getreten war, erfüllt von bitteren Klagen über die Wortbrüchigkeit, die der Schreiber, nachdem Acciajuoli ihn nach Neapel berufen, dort von ihm erfahren habe, und über die ungaſtliche Bewirthung und das geringſchätzige Betragen, durch welches jener nach wenig Monaten veranlaßt ſei, die ihm von den Jugendjahren her liebe Stadt zu verlaſſen [3]). Um eine ſolche Inconſequenz nicht annehmen zu müſſen, hat Ciampi den ganzen Brief für untergeſchoben erklärt [4]) und in der Fehde, die ſich hierüber entſpann, ſelbſt ſeine Gegner überzeugt [5]). Dennoch iſt die Aechtheit des Briefes als völlig unzweifelhaft zu betrachten, und nur zuzugeſtehen, daß nicht das Original, ſondern eine italieniſche Ueberſetzung auf uns gekommen iſt [6]). Der Hergang iſt im Weſentlichen zu denken: Im Mai 1362 (in

---

1) De Sade, Deutſche Ueberſetz. III. 253. *Mehus*, Ambr. Camald. p. CXCII. *Ciampi*, Monum. p. 32. vermuthet, Acciajuoli habe den Zanobi an Boccaccio's Platz berufen.

2) „Immotum sedet animo, nunquam felicitate Magni tui florente, me regnum Ausonicum revisurum."

3) *Ciampi*, Monum. p. 153—209.

4) a. a. O. p. 358—576. 581—89.

5) *Gamba*, Serie d. testi di l. Ed. IV. p. 69. Nro. 215.

6) So vermuthete ſchon Salvini, vergl. *Ciampi* a. a. O. p. 566 ff. 485. 86.

quelli dì, che il nostro re Lodovico morì — 26. Mai) nahm der Priore de' Santi Apoſtoli in Meſſina [1]) Gelegenheit, dem Großſeneſchall von der drückenden Lage Boccacio's (bei dem gerade damals Leontius herbergte) zu ſprechen. Acciajuoli ſchrieb einen eigenhändigen Brief voll guter Verheißungen, um Boccaccio zu ſich zu laden. Nelli begleitete denſelben mit ſeinen eigenen Bitten. Boccaccio, den frühere Erfahrungen mistrauiſch gemacht hatten, ſtellte ſeine Bedingungen und kam erſt, als dieſe bewilligt waren, im November [2]). Weder den erſten Willkommen, noch die fernere Aufnahme fand er ſeinen Erwartungen, ja den beſtimmten Zuſagen, entſprechend [3]), und Boccaccio zog nach einiger Zeit zu ſeinem Freunde und Landsmann Mainardo de' Cavalcanti [4]). Noch einmal wurde er an den Meerbuſen von Bajá zu Acciajuoli mit dem Bemerken, daß er ſeine Manuſcripte mitbringen möge, beſchieden; aber auch hier erlangte er nur durch die vermittelnde Theilnahme eines beſuchenden Neapolitaners ein menſchliches Lager und wurde endlich mit ſeinen Schätzen allein am wüſten Strande zurückgelaſſen. In Neapel ſuchte ſich Boc-

---

1) Dort verweilte er damals: De Sade Ueberſ. III. 671.

2) Der Brief ſagt: l'aere fresca, e stante pestilenzia. Daß gerade 1362 und 63 die Peſt mit erneuerter Heftigkeit wüthete, was Ciampi ganz überſehen hat, ergibt ſich aus *Matteo Villani* XI. 57, und beſonders aus Petrarca's ſehr lehrreichem Briefe Senil. III. 1.

3) Im Gegenſatze zu der erniedrigenden Bewirthung Acciajuoli's gedenkt Boccaccio des Wohllebens, das er in ſeiner Jugend mit Jünglingen von Stande zu Neapel geführt. *Ciampi*, p. 559—62, findet darin einen Widerſpruch mit den früheren Schilderungen ſeiner Armuth, vergl. Anm. 1 S. XIX). Gewiß konnte er aber, beſonders nachdem er mit dem Vater ganz gebrochen, vorübergehend Mangel leiden, und dann wieder an dem Glanze von Johannens Hofe Theil nehmen.

4) Ihm widmete er ſpäter das Buch von den unglücklichen Berühmten. S. den Widmungsbrief bei *Baldelli*, p. 388—91, vergl. p. 160 ff.

caccio, da Mainardo abgereiſt war, andre Herberge bei einem dürftigen Kaufmann, verabſchiedete ſich bei dem Seneſchall und reiſte, ohne Florenz zu berühren, nach Venedig zu Petrarca (Silvano, wie er ihn auch ſonſt nennt; *Baldelli*, p. 116. 17). Am 22. April 1363 ſandte ihm Nelli einen begütigenden, aber zugleich vorwurfsvollen Brief nach, in dem er ihn einen Mann von Glas nannte und ihn zurückzukehren bat. Die Antwort darauf iſt der Gegenſtand des Streites. — Nun finden alle darin vorkommenden geſchichtlichen Daten anderweitig volle Beſtätigung. So ſehen wir namentlich aus dem ſchon erwähnten, von Ciampi überſehenen Briefe Petrarca's, daß Boccaccio von einem längeren Aufenthalt in Neapel kommend, Juni bis Auguſt 1363 in Venedig bei ihm zubrachte; wir wiſſen ferner, daß Boccaccio mit Recht [1]) ſagen konnte, daß er ſich wohl erinnere, wie vor etwa 30 Jahren Acciajuoli als kleiner Kaufmann, von einem einzigen Diener begleitet, nach Neapel gekommen ſei. Auch iſt die ganze Schilderung, ſo ungünſtig ſie auch von ſonſtigen Lobpreiſungen abſticht, ſchwerlich ungerecht: in eben dieſem Jahre hatte der von Acciajuoli vielgeprieſene, und wegen ſeines univerſellen Anſehens gewiß auch gefürchtete, Petrarca Anlaß, ſich gegen ihn zu beſchweren, daß er ihm keine ſeiner vielen Verſprechungen erfüllt habe [2]). War indeß Boccaccio, wie

1) S. 182.

2) Epist. senil. III. 3. „dolebis, quod, nescio quibus aliis curis, fortasse majoribus, nescio an et pulchrioribus, distractus, nihil unquam pro me feceris, quum potueris semper, et saepe promiseris.“ Später heißt es noch, er habe ſein Verſprechen interposita jurisjurandi religione bekräftigt, und Petrarca beſitze darüber chirographum non unum, tuis scriptum digitis; nicht nur ſei Alles unerfüllt geblieben, ſondern auf Petrarca's Bitte habe Acciajuoli ne unicum quidem verbum, justum, honorificum, teque dignum, et tuis in labiis et in auribus audientium honestissime soniturum (vermuthlich beim Papſte) für ihn, illi tuo electo et dilecto, einlegen wollen. Ego te bis requisivi; utinam vel negas-

auch ſein Briefwechſel mit Petrarca ergibt, empfindlich und leicht gereizt, ſo dürfen wir auch die eigenthümliche, nicht eben würdige Stellung nicht außer Augen laſſen, welche die Literaten jener Zeit, beſonders die ärmeren, den Machthabern gegenüber einnahmen. Aus den trivialen Späßen der Jongleurs war die moderne Poeſie herangewachſen, und Diejenigen, an deren Höfen ſie Schutz fand, konnten dieſen Urſprung noch nicht vergeſſen. Cangrande della Scala fand Dante's tiefſinnige Worte langweilig im Vergleich mit dem Geſchwätz eines herumziehenden Spaßmachers, und die plumpſte Schmeichelei war die Bezahlung, ohne die das kümmerliche Gnadenbrot nicht gewährt ward. An dieſer ließ ſelbſt ein Petrarca es mitunter nicht fehlen, nur war er geſchickt genug, dem Dinge einen vornehmeren Mantel umzuhängen. In der That liegen dieſe Zuſtände uns nicht gar ſo fern. Noch iſt wenig mehr als ein Jahrhundert verſtrichen, ſeit die Hofnarren Gundling, Graben zum Stein und Morgenſtern Leibnitzens Stuhl einnehmen durften.

Francesco Nelli, welchem ſelber Boccaccio in jenem Briefe ſchwere Vorwürfe gemacht hatte, überlebte deſſen Empfang nicht lange. Schon am 7. September hatte Petrarca an Boccaccio zu melden, daß die Peſt ihn hinweggerafft habe. Drei Jahre ſpäter (25. Oct. 1366) ſtarb auch Acciajuoli.

Noch einmal kehrte Boccaccio, durch einen Unmuth, deſſen Urſachen wir nicht kennen, aus der Heimat vertrieben [1]), im Herbſte 1372 nach Neapel zurück. Mainardo de' Cavalcanti, Ugo da San Severino und andre Freunde empfingen ihn liebevoll; ſelbſt die nun auch betagte und vielgeprüfte Königin Johanna ſuchte ihn dauernd an Neapel zu feſſeln [2]); doch blieb ſeine äußere Lage dabei

---

ses cito, vel implesses, sero licet, aut saltem lentius promisisses. Ecce nunc tertiae, et ultimae preces meae.

1) *Baldelli*, p. 197.

2) Ungedruckte Briefe bei *Baldelli*, p. 196.

fortwährend drückend. An den ſiciliſchen Logotheten Jacob Pizinghe mußte er ſchreiben [1]), ſo ſchwer es ihm Alter und Corpulenz gemacht haben, ſei er doch außer Stande geweſen, ſich zu dem öfteren Beſuche des Minoriten Ubertino, der auf der Höhe des Vomero wohnte, ein Pferd zu miethen. Im Frühjahr kehrte er nach Toscana zurück.

Dieſe ganze Zeit (ſeit 1363) hatte er indeß, mit Ausnahme der erwähnten Reiſen, und der Zeit, wo er (1367) das Amt eines Offiziale del Magistrato della condotta degli Stipendiarj bekleidete [2]), vermuthlich nicht in Florenz, ſondern in Certaldo, der Heimath ſeines Vaters, zugebracht, mit literariſchen Arbeiten, namentlich der Genealogia Deorum, dem Buche De montibus, sylvis, fontibus et lacis, ferner De claris mulieribus und De casibus virorum et foeminarum illustrium, ſowie mit den 16 Eklogen eifrig beſchäftigt. Dieſem Zurückziehen von dem ſtörenden Getreibe der Stadt war aber ein anderes merkwürdiges Ereigniß vorhergegangen. Am 29. Mai 1361 ſtarb in der Karthauſe zu Siena ein frommer Einſiedler, Namens Pietro Petroni, der ſpäter ſelig geſprochen wurde. Vor ſeinem Tode hieß er ſeinen Gefährten Gioachino Ciani, ſich mit geheimen Aufträgen zu mehren namhaften Männern der Zeit begeben, um ſie von ihrem weltlichen Treiben abzuziehen. Auch Petrarca war von der Zahl. Einer der Erſten aber, die Ciani heimſuchte, war Boccaccio. Nach dem gleichzeitigen Berichte des ſpäter ebenfalls ſeligeſprochenen Giovanni Colombini [3]) verkündete er dieſem, wie Chriſtus dem Petroni auf dem Sterbebette erſchienen ſei und ihm Boccaccio's verborgenſte Geheimniſſe und deſſen zukünftige Schickſale offenbart habe. Nur wenig Jahre habe er noch zu leben; drum möge er in ſich gehen und bei Zeiten ſeinen, der Sinnenluſt fröhnenden,

1) *Baldelli*, Rime di Bocc. p. XXXVI.
2) *Mazzuchelli*, p. 1326 Nro. 80.
3) *Manni*, p. 85—87.

Wandel und die Schriften, die den Samen der Sünde verſtreut, durch aufrichtige Reue büßen [1]). Weſentlich aber ſei dazu, daß er den poetiſchen Studien entſage und einem ganz andern Leben ſich ergebe [2]); wo nicht, möge er erwarten, daß ein ſchleuniger Tod zugleich ſeinen profanen Studien und der Möglichkeit ſeiner Rettung ein Ende mache. — Boccaccio ward durch dieſe drohenden Worte um ſo gewaltiger erſchüttert, als Ciani ihm zu deren Beglaubigung von einem frühern Ereigniſſe genauen Bericht gab, von welchem, wie jener glaubte, Niemand auf der Welt Kunde haben konnte. Auch diesmal ſchüttete er ſein ſtürmiſch bewegtes Herz gegen Petrarca aus, der ihm in einem ebenſo ſalbungsvollen als gelehrten Briefe [3]) viel ſchöne Sachen von der richtigen Art, dem Tode entgegenzugehen, und von dem Nutzen der Studien und der Poeſie ſchrieb. Es ſcheint indeß nicht, als ob damit der Eindruck jenes Beſuches ausgetilgt ſei. Wenn auch aus dem Verkaufe ſeiner Bibliothek, die Boccaccio dem Freunde angeboten hatte, nichts wurde, ſo gewinnt doch ſeine Thätigkeit als Schriftſteller, wie ſchon angedeutet worden, von nun an einen neuen Charakter, und es fehlt nicht an beſtimmten Erklärungen, wie ſehr er ſeine früheren Schriften verdamme. [4]). — Später finden wir ihn auf kurze Zeit (zu Ende des Jahres 1370) in dem Karthäuſer-Kloſter S. Stefano, un-

---

1) Luxum coecosque simul errores, in quibus misere ad eam diem jacuerat, ad amatoria studia incumbendo detegit, indicatque pariter, quas peccandi occasiones mortalibus obtulerit, suis videlicet vulgatis lucubrationibus..... Quae adhuc scripta edidisti, instrumenta perinde diaboli sunt, ad instruendas et alliciendas in Venerem animas.

2) Poetica studia abjicias, et exitialem poeticen illam detestatus, quae tibi hactenus fuit impedimento, quominus verae virtutis cultorem te cunctis exhiberes, honestiorem..... disciplinam ineas.

3) Senil. I. 4.

4) *Baldelli*, p. 160—62.

fern Pizzo in Calabrien, wo er indeß von dem Abte, seinem Freunde Niccolò di Montefalcone, höchst ungastlich aufgenommen ward, wie er in einem ungedruckten Briefe diesem vorwirft [1]). Schon glaubte man, er habe das Ordensgewand der Karthäuser genommen [2]); war dies aber auch voreilig, so scheint er doch, wie besonders aus der erwirkten Dispensation wegen seiner unehelichen Geburt erhellt, geistliche Weihen erhalten zu haben [3]).

So große Pietät auch Boccaccio für den gelehrten Sänger der Laura hegte, so hatte dessen oben erwähnter Brief in keiner Art vermocht, seine Verehrung für Dante zu schmälern, die er schon um die Mitte des Jahrhunderts durch seine Lebensbeschreibung des Dichters bekundet. Wieder und immer wieder warf er den Florentinern die Schmach ihrer Undankbarkeit gegen den größesten ihrer Mitbürger vor, und endlich, am 9. August 1373, wurde beschlossen, zu Gunsten Derer, „die zu den Tugenden aufzustreben wünschten", einen Lehrstuhl für die Erklärung von Dante's göttlicher Komödie zu errichten, „aus welcher auch die Nichtgelehrten unterwiesen werden könnten, sowol die Laster zu meiden und gute Sitten zu erwerben, als auch die Zierde der Beredtsamkeit zu erlernen." Sonntags den 3. October (es muß heißen, den 23. October) begann Boccaccio, dem gegen ein Jahrgeld von 100 Goldgülden dieser ehrenvolle Auftrag ertheilt war, in der Kirche San Stefano seine öffentlichen Erklärungen [4]). Nicht allein aber mußte er Schmähungen und Spott erfahren, daß er es unternommen, das erhabne Gedicht dem gro-

---

1) *Baldelli*, p. 195. 96. 383.

2) Bottari's Vorrede zu den Novellen des Franco Sacchetti, Silvestrische Ausg. p. 19.

3) *Baldelli*, p. 164. 65, vergl. mit *Mazzuchelli*, p. 1327 Nro. 88.

4) Chronik des *Monaldi* in den Anmerk. der Deputati zum Dekameron p. 39.

ßen Haufen zu erklären [1]), ſondern ſchon nach etwa drei Monaten nöthigte ihn ſchwere Krankheit, ſeine Vorleſungen zu unterbrechen [2]). Mannigfache Uebel verbanden ſich mit demſelben ekelhaften Ausſchlage, an dem früher auch ſein Freund Petrarca gelitten [3]), und ein ungedruckter Brief ſchildert in den grellſten Farben den unleidlichen Zuſtand, in dem er ſich Monate lang befand [4]). Gewiſſensbiſſe quälten ihn, und voller Schrecken ſah er dem Tode entgegen; noch einmal indeß gab ihn entweder ſeine kräftige Natur, oder die Kunſt des Arztes [5]) dem Leben zurück.

Außer der körperlichen Schwäche aber, welche die Krankheit zurückließ, und die ihn nie mehr verlaſſen ſollte, drückte ein tiefer geiſtiger Schmerz während des kurzen Reſtes ſeines Lebens ihn nieder. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli 1374 war Petrarca in Arquà am Schlage geſtorben, und mit Recht ſchreibt Boccaccio in dem ſchon erwähnten Briefe an den Schwiegerſohn des Verſtorbenen: „er hat mich in dieſer Welt, wie in einem Schiffe, das ohne Steuermann in einem unruhigen Meere umhergetrieben wird, zurückgelaſſen" [6]). In ſeinem Teſtamente vom 4. April hatte Petrarca ſeinem Freunde 50 Goldgülden vermacht: „um ſich ein Winterkleid zu ſeinen nächtlichen Studien zu kaufen" [7]). Boccaccio nahm das Legat dank-

---

1) Seine Antwortsſonette, in denen er ſelber ſein Unternehmen faſt bereut, finden ſich in der Baldelli'ſchen Sammlung der Rime Nro. VII—XI. p. 4—6 vgl. p. 178.

2) Vergl. den Brief an Franz von Broſſano vom 3. November 1374 bei *Mehus*, Vita Ambr. Cam. p. CCVI.

3) Epist. sen. III. 4.

4) *Baldelli*, p. 199—201.

5) Daß er einen ſolchen in einer früheren Krankheit (1364) zugezogen, wurde ihm von dem bekannten Feinde der Aerzte, Petrarca (Epist. sen. V. 4), ſehr verdacht.

6) De Sade, Ueberſ. III. 895.

7) De Sade, Ueberſ. III. 830. 31.

bar an, obwol er wünſchte, in den Umſtänden zu ſein, daß er es ablehnen könnte.

Einen Entwurf zu ſeinem eigenen Teſtamente hatte Boccaccio ſchon am 21. Auguſt 1365 (italieniſch) gemacht [1]). Nach Petrarca's Tode (28. Auguſt 1374) ließ er es zu Florenz in der Kirche S. Felicità feierlich (lateiniſch) durch einen Notar aufnehmen [2]). Zu Erben ernannte er ſeine Neffen, während der Niesbrauch dieſes Vermögens deren Vater, ſeinem Bruder, bleiben ſollte. An Legaten hinterließ er unter Anderem dem Mönchskloſter S. Maria di San Sepolcro dal Poggetto (dalle Campora) [3]) bei Florenz „alle heiligen Reliquien, die er mit vielem Zeitaufwande und großer Mühe aus verſchiedenen Theilen der Welt zuſammengebracht", der Kirche S. Jacopo in Certaldo einige Kirchengeräthe, der Madonna Sandra, Frau des Francesco di Lapo Buonamichi [4]), ein Marienbild, und ſeiner Haushälterin Bruna, der Tochter des Ciango da Montemagno, Betten und Wäſche. Außerdem vermachte er ſeinem Beichtvater und Freunde Martino da Signa im Kloſter S. Spirito [5]) ſeine ganze Bibliothek, jedoch ſo, daß nach deſſen Tode die Bücher dem Kloſter zufielen. — In der That wurde die gewiß ſehr werthvolle Sammlung faſt ein Jahrhundert lang in jenem Kloſter verwahrt, und das Zimmer, in dem ſie ſich befand, von Niccolò Niccoli verziert; als aber in der Nacht vom 22. zum 23. März 1471 dem Galeazzo Visconti zu Ehren ein geiſtliches Schauſpiel mit Feuerwerk aufgeführt wurde, ward mit dem ganzen Kloſter auch Boccaccio's Bibliothek ein Raub der Flammen [6]).

---

1) Ueber die Ausgaben vergl. *Gamba*, Serie de' testi Nro. 234.

2) *Manni*, p. 113—17. Vergl. auch *Ciampi*, Monum. p. 581—84.

3) *Manni*, p. 121—23.

4) *Manni*, p. 125.

5) *Manni*, p. 123. 24.

6) *Baldelli*, p. 211. 12.

Ob nach jener Krankheit Boccaccio seinen Wohnsitz noch einmal nach Florenz verlegt und die Vorträge über Dante fortgesetzt habe, scheint mir deshalb sehr zweifelhaft, weil in einer, dem Ende jener Vorträge (Inf. XVII. 17) ziemlich nahen, Stelle (Inf. XV. 118) ein Vers des Petrarca in einer Weise aufgeführt wird, die vorauszusetzen scheint, daß derselbe damals noch lebte. Jedenfalls leitete das Studium des größten Dichters der modernen Welt, sowie es den Knaben der Poesie zugeführt hatte, so den Greis in jene Welten hinüber, von denen Dante gesungen.

Am 21. December 1375 starb Boccaccio in Certaldo, der Heimat seiner Vorfahren, und sein Leichnam wurde dort in der Mitte des Fußbodens der schon erwähnten Kirche des heiligen Jacobus und Philippus [1]) unter einer Marmorplatte mit der Grabschrift beigesetzt, die er selbst verfaßt hatte:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis.
Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Boccaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Eine Tafel an der Seitenwand der Kirche wiederholte diese Inschrift, verbunden mit 12 Versen des Coluccio Salutati, welche die lateinischen Werke Boccaccio's aufzählen und preisen, von den italienischen aber nur sagen:

... Te vulgo mille labores
Percelebrem faciunt.

Im Jahre 1503 schmückte der Podestà Lattanzio Tedaldi das Denkmal noch weiter aus und fügte ein marmornes Brustbild des Gefeierten, der das Dekameron in der Hand hält, hinzu. Da das toscanische Gesetz vom 19. März 1783 die Begräbnisse in den Kirchen verbot, so glaubte man auch das des Boccaccio mit vandalischem Gehorsam zerstören zu müssen. Die Marmorplatte wurde zertrüm-

1) „La Canonica", *Gius. de Povèda*, Del sepolcro di M. Giov. Boccaccio. Colle, 1827 p. 3.

mert, und die Gebeine des berühmten Novellendichters wurden wieder ans Licht gezogen Auch eine bleierne (oder blecherne) Kapsel mit 15 (oder 13) Pergamenturkunden fand sich in dem Grabe, doch wußte keiner der Anwesenden die Schrift zu lesen. Der Pfarrer (Rettore di San Jacopo) nahm Schädel und Pergamente an sich und wies sie noch lange der müßigen Neugier der Fremden vor; seit indeß 10 Jahre später der Geistliche in das obere Arnothal versetzt worden, weiß man nichts mehr von diesen Reliquien. Wenn Lord Byron sagt [1]):

.....even his tomb
Uptorn, must bear the hyaena bigot's wrong,
No more amidst the meaner dead find room,
Nor claim a passing sigh, because it told for whom!

so irrt er vermuthlich in der Voraussetzung, daß der Haß des Clerus gegen den Verfasser des Dekameron an jener Entweihung Theil gehabt habe; indeß haben jene Verse dazu und die sehr lesenswerthen Erläuterungen, die der Dichter gibt, in Italien eine lebhafte Polemik hervorgerufen [2]). — Auch das Denkmal an der Wand der Kirche blieb nicht unverschont; seine Theile wurden auseinandergerissen und in einen Winkel verbannt.

Das fast verödete Certaldo beherrscht von der Höhe eines Tuffsteinhügels das Elsathal, dessen Anblick noch heute so freundlich und wohlthuend ist, als Boccaccio ihn vor nun bald fünf Jahrhunderten meisterhaft schilderte [3]). Mehr als eines seiner mittelalterlichen Häuser ist zu Schutz

1) Childe Harold IV. 58.

2) Der Canonicus Cateni griff Byron in zwei Sendschreiben Sopra la tomba di M. Giov. Boccaccio 1825. 26 an. Dagegen schrieb *Gius. de Povéda.* 1827 (vergl. d. Anm. S. LXVI). Noch nahmen De Angelis und Rosellini an dem Streite Theil. Vergl. auch *Valery*, Voyages histor. et littéraires en Italie liv. X. chap. 9.

3) Pistola a M. Pino de'Rossi p. 26.

und Trutz mit einem Wartthurme verſehen. Eines derſelben iſt es, das Boccaccio von ſeinen Vorfahren überkommen, und in dem er Jahre lang den Studien nachhing. Cosmus II. ließ es durch eine Inſchrift bezeichnen; im vorigen Jahrhundert ward es von einer Weberin bewohnt. Zufällig ſtieß eines Tages die alte Frau an eine übertünchte Blendniſche: der verborgene Raum lag nun offen. und ſie fand ein umfangreiches Paquet Papiere. Denkt man daran, daß nach Boccaccio's eigner Erzählung die dreizehn Schlußgeſänge der göttlichen Komödie nach des Dichters Tode in ganz ähnlicher Weiſe gefunden wurden, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß jene Papiere Bedeutendes enthalten haben mögen. Indeß hatte jene Alte in ſeltſamer Furcht, daß Gottloſes darin ſtehen könne, das ganze Paquet dem Feuer übergeben! —

Jetzt hat die kunſtſinnige Marcheſa Carlotta Lenzoni (geborene Medici) das Haus angekauft und ganz im Style des 14. Jahrhunderts wiederherſtellen und mit Hausgeräthe verſehen laſſen. Ein Frescobild von Benvenuti's geſchickter Hand, welches Boccaccio ſchreibend darſtellt, ſchmückt deſſen Arbeitszimmer, und die alterthümlichen Schränke enthalten eine reiche, nur Boccaccio betreffende, Bibliothek [1]).

Noch lebt im Munde des Volkes der Dichter, der ſich nach dieſem Städtchen zu nennen pflegte. Gleich Virgil hat ihn die Sage halb zum Zauberer geſtaltet. Certaldo nahe gegenüber liegt ein regelmäßig abgerundeter anmuthiger Hügel, der dem Volke Poggio del Boccaccio heißt [2]). Allnächtlich, ſo wird erzählt, bauete Boccaccio ſich von Certaldo nach jenem Hügel, auf deſſen Gipfel er einen reichen und dicht verwachſenen Garten beſaß, eine luftige Brücke,

---

1) *Rosellini* in der Florentiner Antologia Nro. 59. p. 86 ff. *Valery* a. a. O.

2) Targioni Tozzetti, Reiſen durch verſchiedene Gegenden des G.-H. Toscana. Auszug von Jagemann. Leipzig, 1787. II. 291. 92.

und zauberte dort in ſein umſchränktes Gebiet die Geiſter vergangener Zeiten um ſich her.

Verheirathet war Boccaccio nie. Außer der Ehe hatte er indeß Kinder. Den Tod einer in zartem Alter geſtorbenen Tochter, Violante (dort Olympia genannt) beklagt er in der bedeutend ſpäter geſchriebenen vierzehnten Ekloge. Noch wenig Jahre vor ſeinem Tode ſchildert er ſeine ſchmerzliche Bewegung bei dem Anblick von Petrarca's gleichalter Enkelin [1]). Eine Stelle jenes Gedichtes bezeichnet Neapel als den Wohnort des Kindes, und ſo liegt die Vermuthung nahe, daß es eine Frucht des verbotenen Umganges mit Marien geweſen ſei. Eine andere Stelle ſcheint auf noch früher verſtorbene Geſchwiſter hinzudeuten [2]).

Indem wir uns nunmehr zu einer Ueberſicht von Boccaccio's Schriften wenden, faſſen wir zuerſt ſeine Eigenthümlichkeit als Schriftſteller und Gelehrter im Allgemeinen ins Auge. Zwei verſchiedene Richtungen des Geiſtes kämpfen im Mittelalter, beſonders in dem ſpäteren, um die Herrſchaft. Auf der einen Seite Begeiſterung für das eigene Gut der neueren romantiſch-germaniſchen Welt, für den katholiſchen Glauben und die ſich ihm anſchließenden Heiligen- und Heldenſagen, für Ritterthum und Minne; auf der andern Seite Bewunderung für die formelle Meiſterſchaft des Alterthums, für den berechneten Sieg der Idee über den Stoff, für die ſtarre Willenskraft der antiken Welt: War den germaniſchen Völkern die erſte dieſer Richtungen angeſtammt, ſo lag den romaniſchen der Rückblick auf die hohen Vorbilder der claſſiſchen Zeit von jeher nahe, und ſeit dem zwölften Jahrhundert wandte ein immer

---

1) De Sade, Ueberſetzung III. 813.
2) *Manni*, p. 61. *Baldelli*, p. 93. 94.

größer werdender Theil der geistigen Thätigkeit sich der Wiederauffrischung des Besitzthumes zu, das Rom und Griechenland errungen. In früherer Zeit wurden die antiken Namen und äußeren Begebenheiten auf das Naivste nur als Rahmen benutzt, um moderne Gesinnung und Anschauungsweise auszusprechen, wie wenn in einem alten Commentar der göttlichen Komödie (Inf. XXVI. 62) Thetis den Achilles in ein Nonnenkloster bringt, dem Lykomedes vorsteht, oder wenn ein alter Chronist den Catilina am Morgen des Ausbruches seiner Verschwörung in der Domkirche von Fiesole Messe hören und communiciren läßt. Es bedurfte Jahrhunderte langer Anstrengungen, um die modernen Völker zu lehren, in classischer Objectivität sich ihrer eignen Natur zu entäußern, und die mühsamsten Versuche blieben unvollkommen genug. Um wie weit hatte nicht die Zeit des Polizian jene kindische Auffassung der antiken Welt im dreizehnten Jahrhundert zurückgelassen, und dennoch konnten die Tragöden im siècle de Louis le grand nur geringschätzend auf einen Orfeo oder eine Sofonisbe zurückblicken, während wieder wir im Gedanken an die mit dem Galanteriedegen über das Theater von Versailles schreitenden frisirten griechischen Heroen ein Lächeln schwer zu unterdrücken vermögen. Die antike Bildung nur als eines der Elemente zu erkennen, aus deren wechselseitiger Durchdringung unser geistiges Eigenthum hervorgegangen ist, das vermochte nur Dante. Seine wenigen Vorgänger gehören noch, auf niederem Standpunct, der romantischen Richtung an; seine Nachfolger verzehren sich in dem Bestreben, der Sprache und der Gesinnung nach, Römer oder Griechen zu sein. Natürlich trägt dies Letztere den Charakter der Unausführbarkeit an der Stirne und gewinnt dadurch im günstigen Fall eine ergötzliche Färbung von Ironie; im ungünstigeren streift es hart an das Lächerliche, wie wenn wir Petrarca alles Ernstes eine beträchtliche Anzahl von Briefen an die berühmtesten Männer des Alterthums schreiben sehen, oder wenn Cardinal Bembo als

päpſtlicher Geheimſchreiber die Jungfrau Maria ſtets Diana, Chriſtum Apollo und die Nonnen Veſtalinnen nennt.

Stellen wir nun Petrarca und Boccaccio in dieſer Beziehung zuſammen, ſo iſt das Ziel, wonach Beide mit Bewußtſein ſtreben, das gleiche. Dem Erſtern aber gelingt jene Entäußerung mittelalterlicher Sinnesart in viel höherem Maße, und ſo löſt er die geſtellte Aufgabe weit vollkommener. Die größtentheils in ſeiner Jugend entſtandenen Gedichte des Canzoniere abgerechnet, die ihn wider ſeinen Willen unſterblich gemacht haben, hat er den bunten Blüthenſtaub der Romantik faſt vollſtändig ſich abgeſtreift; in den Sagen, welche das Volk bewahrt, erkennt er nur den Aberglauben des Pöbels, und die Romane von Arthus und von Karl taugen ihm höchſtens für die Spinnſtube; er iſt der entſchiedene Rationaliſt ſeines Jahrhunderts. Boccaccio [1]) wäre ſicher gern ebenſo aufgeklärt; aber das friſche Leben des Volkes mit ſeiner ganzen Anſchauungsweiſe rinnt zu mächtig in ſeinen Adern, und ſo ſehr es ihm Ernſt iſt, uns Theſeus und die Amazonen, oder die Helden vor Troja im richtigen Coſtume zu ſchildern, und ſo angeſtrengt er auch zu dem Ende die ganze complicirte mythologiſche Machinerie arbeiten läßt, ſo erkennen wir unter der Maske immer wieder bald einen toscaniſchen Ritter, bald ein Hoffräulein der Johanna. Liegt nun ſchon hierin ein Anklang von Parodie, ſo führt das fernere Streben, jene Heroen möglichſt edle Geſinnungen nach dem Vorbilde des Livius in volltönenden Worten, künſtlich gebaueten Perioden und regelrecht gegliederten Gedanken ausſprechen zu laſſen, namentlich in den früheren Schriften, nicht ſelten zu falſchem Pathos und ermüdendem Redeſchwall. — Später ſpaltete ſich Boccaccio's Thätigkeit in zwei Hälften: in den letzten Lebensjahren waren ihm die claſſiſchen Studien zur ausſchließlich gelehrten Auf-

1) Vergl. zu ſeiner Charakteriſtik überhaupt: Friedr. Schlegel, Sämmtliche Werke. X. 4—36.

gabe, und er leiſtete in den lateiniſchen Werken, die aus ihnen hervorgingen, für ſeine Zeit Außerordentliches. Vorher aber hatte er es in einer geringen Anzahl von Schriften gewagt, in der durch jene unreiferen Verſuche durchgebildeten Sprache, der lebendigen Gegenwart entnommene Stoffe zu behandeln, ja ſelbſt den Anſprüchen auf antike Redepracht faſt ganz zu entſagen, und dieſe wenigen Schriften, auf welche er ſicher geringere Mühe verwandt hat, ſind es, um derentwillen er noch heute der erſte Meiſter der italieniſchen Proſa genannt wird.

Die älteſte von Boccaccio's Schriften (unter denen hier zuerſt die italieniſchen aufgeführt werden ſollen) ſcheint der Filocopo [1]) zu ſein, ein Roman in Proſa, in dem die alte ſchöne Geſchichte von Flos und Blankflos [2]) für endloſe Allegorien von Tugend und Liebe zum Träger dienen muß. Durch das unabläſſige Vermengen von Heidniſchem und Chriſtlichem, von Antikem und Modernem und durch den völligen Mangel an Individualiſirung iſt der Erzählung jeder hiſtoriſche Hintergrund geraubt, und die überſchwenglich tugendhaften Reden mit ihren auseinandergerenkten Perioden langweilen den Leſer aufs Aeußerſte. Naiv ſind einzelne Züge, z. B. wenn (Bd. I. S. 63 der Ciccarelli'ſchen Ausg.) die weiſen Lehrer der beiden an einem Tage geborenen und durch das Geſchick für einander beſtimmten Kinder, dieſe, ſobald ſie die Buchſtaben gelernt haben, „das heilige Buch des Ovid leſen laſſen, in dem der große Dichter Unterricht ertheilt, wie die heiligen Feuer der Venus in den kalten Herzen mit Sorgſamkeit zu entzünden ſeien." Filocopo heißt das Buch, weil Flos,

---

1) *Baldelli*, p. 27 30. Vergl. Graeſſe, Die großen Sagenkreiſe des Mittelalters, S. 275. 76. Ueber die Ausgaben *Gamba*, Serie Nro. 198. 99. Zur Charakteriſtik Schlegel, S. 13—17

2) Ueber die Geſchichte ſelbſt vergl. Ferdinand Wolf, Ueber die altfranzöſiſchen Heldengedichte, S. 69—72.

nachdem ſeine Mutter dem von der Univerſität (S. 74) Zurückgekehrten verrathen hat, Blankflos ſei nicht, wie man ihn glauben machen wollte, geſtorben, auszieht, ſie zu ſuchen, und zu dem Ende ſich jenen Namen, als Bezeichnung aller der Mühen, die er willig auf ſich nehmen will [1]), beilegt. „*Colos* in greco tanto in nostra lingua resulta, quanto *fatica*“ (I. 290); offenbar muß es κόπος heißen, doch findet man im fünften und ſechsten Buche überall Filocolo [2]). — Eine alte Ueberlieferung behauptet, Boccaccio habe dieſe ſeine Arbeit über alle ſpäteren geſtellt [3]); wäre ſie begründet, ſo gäbe ſie einen neuen Beweis für die oft gemachte Bemerkung, wie unſicher das Urtheil des Vaters über ſeine eigenen Kinder iſt. — Gabriel Roſſetti, ein Schriftſteller, der in bändereichen Werken mit vieler Beleſenheit und großem Scharfſinn faſt der geſammten Literatur des romaniſchen Mittelalters den Sinn von Geheimſchriften gegenpäpſtlicher religiöſer und politiſcher Secten untergelegt hat, findet auch im Filocopo nichts als eine Schilderung der Initiationen in die ſieben Grade einer den Tempelherren verwandten ghibelliniſch-pateriniſchen Verbindung [4]). Seine Deutungen ſind um ſo weniger zu widerlegen, als er in einer oft bei ihm wiederkehrenden Weiſe, ſtatt ſie im Einzelnen aufzuſtellen und zu begründen, ſich darauf beſchränkt, in den langen Auszügen, die er aus den fraglichen Schriften macht, die Worte, die nach ſeiner Anſicht den Schlüſſel des Räthſels enthalten, mit ausgezeichneter Schrift drucken zu laſſen und dann vorausſetzt, daß jeder Leſer ſie in eben jenem Sinne ver-

---

1) In der altfranzöſiſchen Romanze aus dem 12. Jahrhundert bei Wolf a. a. O, S. 71 nennt er ſich: chante-pleure.

2) Wie Schlegel (den Roſenkranz, Handbuch d. allg. Geſchichte der Poeſie II. 235, abſchreibt) auf den Namen Filopono verfallen iſt, weiß ich nicht zu errathen.

3) *Mazzuchelli*, p. 1345. Na. 234.

4) Sullo Spirito antipapale, che produsse la riforma p. 183—204.

ſtehen werde. Erwähnen will ich nur, daß Roſſetti noch außer der Schlußrede (in welcher Boccaccio die großen Schriftſteller, mit denen er ſich nicht zu meſſen wagt, aufzählt, und unter ihnen Dante, dem ſein Buch come picciolo servitore molto dee reverente seguire) in dem Filocopo die wunderbarſten Anſpielungen auf Dante, als auf das Haupt jener Secte, entdeckt haben will. Zunächſt iſt ihm, wenn (I. 13.) Quintus Laelius Africanus, um ſeine Ehe mit Julia Topazia mit Kindern geſegnet zu ſehen eine Pilgerfahrt zu dem Heiligen unternimmt, um deſſenwillen Gallizien beſucht wird (Jacob von Compoſtella), dieſer Heilige kein Anderer, als Dante. Wenn ferner Philenus, der ſpäter über ſeine Liebe zu Blankflos zu Grunde geht, aus Marmorina fliehend, durch Ravenna kommt [1]), ſo geſchieht dies wieder einzig, weil Dante dort begraben liegt. Wenn endlich Blankflos (die, beiläufig geſagt, nach Roſſetti die weiße Partei von Florenz — Bianco-fiore-nza — iſt) an einen Admiral von Alexandrien verkauft wird, und dieſer ſie in einen Thurm von hundert Kammern (II. 109) ſperrt, ſo iſt der Admiral abermals Dante und die hundert Kammern ſind die hundert Geſänge der göttlichen Komödie.

Ohngefähr gleichzeitig mit dem Filocopo ſcheint die Theſeide [2]) entſtanden zu ſein. Die ſeltſam componirte Fabel iſt im Weſentlichen folgende: Theſeus beſiegt die Amazonen und heirathet ihre Königin Hippolyte. Bei ſeiner Heimkehr vernimmt er die Niederlage, welche die Athenienſer vor Theben erlitten. Er eilt, ſie zu rächen, und nimmt Palämon und Archytas gefangen, welche von ihrem Kerker aus ſich in Emilie, die Schweſter der Hippolyte (nicht des Theſeus, wie Schlegel ſagt) verlieben. Auf Pirithous' Fürwort befreit Theſeus den Archytas, doch

1) I. 237.

2) *Baldelli*, p. 30—35. Schlegel, a. a. O. S. 11—13. Gräſſe, a. a. O. S. 433. *Gamba*. Nro. 216—20.

kehrt dieſer aus Liebe zu Emilien zurück, worauf er ſich dem Diener des Palämon, Pamphilus, entdeckt. Palämon, von Eiferſucht gequält, entflieht dem Gefängniß und trifft mit Archytas, um mit ihm zu kämpfen, zuſammen. Theſeus und Emilie trennen ſie und beſtimmen, daß ein feierliches Turnier über den Beſitz der Letzteren entſcheiden ſolle. Nicht nur der Athenienſiſche Adel, ſondern auch viel fahrende Ritter nehmen an dieſem feſtlichen Kampfe Theil, der nach allen Regeln der Courtoiſie im Theater gehalten wird, und in den auch die Götter ſich einmengen. Archytas bleibt Sieger; weil ihm aber bei der Heimkehr eine von Venus abgeſchickte Furie in den Weg kommt, überſtürzt ſich ſein Pferd und verletzt ihn. Das hindert nicht, daß die Verlobung mit Emilien in Freuden und großer Zärtlichkeit gefeiert wird. Nach einigen Tagen aber verkündet der Arzt, daß Archytas nicht am Leben bleiben könne. Emilie pflegt ihn bis zum Tode und nimmt unter Thränen und Küſſen rührenden Abſchied; dann aber vermählt ſie ſich nach des Verſtorbenen Geheiß mit nicht minderem Aufwand von Glück und Liebe dem Palämon. — Es iſt dies Gedicht das erſte, das in achtzeiligen Stanzen, einer Form, die ſpäter zur faſt ausſchließlichen für ähnliche Werke ward, geſchrieben iſt; völlig irrig iſt es, wenn Mazzuchelli[1]) behauptet, Boccaccio bezeichne ſich in der 84. Stanze des 12. Geſanges ſelbſt als den Erfinder der ottava rima, da jene Stelle nichts Anderes ſagt, als das Gedicht ſei das erſte, das in Italien von Kriegsthaten ſinge[2]). — Die Behandlung leidet entſchieden an den oben gerügten Fehlern der Jugendarbeiten Boccac-

1) p. 1332 Na. 124.

2) Ueber den Urſprung der Octaven vergl. *Baldelli*, p. 33 34 Nro. 1 und *Ginguené*, Stor. d. lett. ital.. Ueberſ. v. *Perotti*, III. 248. Genaueres über dieſe intereſſante Frage haben wir in Blanc's hoffentlich bald erſcheinender italieniſchen Grammatik zu erwarten.

cio's, doch sind die Verse leicht und angenehm, wenn auch mitunter etwas flüchtig und auch in der Sprache angemessener Würde mitunter ermangelnd. Einzelne Schilderungen, namentlich von Naturscenen, sind anmuthig und geschickt, und ein ausgezeichneter Schriftsteller der neueren Zeit [1]) hat dem ganzen Gedichte das größte, vielleicht ein zu hoch gesteigertes Lob gegeben. — Im sechszehnten Jahrhundert wurde die Theseide in gereimte neugriechische Verse übersetzt [2]).

Der „Ameto“ [3]), dessen Scene Boccaccio, der inzwischen von Neapel nach Florenz heimgekehrt war, in das Mugnonethal am Fuß des Hügels von Fiesole verlegte, schildert einen Jäger (nicht Hirten, wie Schlegel sagt), ein rohes Kind der Natur, der durch Liebe und Bewunderung für Schönheit und Tugend zum Höchsten hingeführt wird. An Allegorien ist auch dies Idyll nur allzureich [4]), doch sind die frostigen Fictionen in lebenswahren Gestalten und Geschichten verkörpert. Die Prosa ist gehaltener und klangvoller, als im Filocopo, und die eingestreuten 19 Capitoli in Terzinen bekunden eine größere Herrschaft über die Sprache als die Verse der Theseide.

Die „Amorosa visione“ [5]), ein Gedicht in Terzinen, in dem die Anfangsbuchstaben der Verse zwei Sonette an Maria und eine Art Ballate an den Leser bilden, führt in wohlklingenden, sorgfältig behandelten Versen den Autor zum Tempel des menschlichen Glückes, wo er in einzelnen Visionen den Triumph der Weisheit, des Ruhmes, des

---

1) *Panizzi*, An essay on the romantic narrative poetry of the Italians. Lond. 1830. p. 159—90.

2) *Θησέος καὶ γάμου τῆς Ἐμήλιας.* Venet. Sabio, 1529. 4.

3) Schlegel, S. 17—20. *Gamba*, Nro. 200—02. *Baldelli*, p. 49—52.

4) *Rossetti*, l. c. p. 207—09 findet in ihnen wieder die Mysterien der Aufnahme unter die Albigenser.

5) *Baldelli*, p. 61—64. Schlegel, S. 20. 21. *Gamba*, Nro. 224. 25.

Reichthums, des Glückes und endlich der Liebe ſieht, was ihm zu einer Schilderung der ſchönſten Florentinerinnen und Neapolitanerinnen ſeiner Zeit Gelegenheit gibt. Bemerkenswerth iſt in dieſem Gedichte das mit den Farben glühender Begeiſterung geſchilderte Zuſammentreffen mit Dante [1]).

Die „Fiammetta“ [2]) ſchildert in tönender, zuweilen gekünſtelter und überladener Proſa das Verlangen und den Schmerz des liebenden Weibes über die Trennung von dem Geliebten. Schlegel bezeichnet dieſe kleine Schrift als das bedeutendſte unter Boccaccio's Werken, dem gegenüber alle anderen nur für Annäherungen und Vorbereitungen gelten könnten (S. 32). Ohne indeß den kunſtreichen Bau dieſer wohllautenden Rede zu verkennen, kann ich nicht umhin, zugleich in ihr eine, an das Zeitalter der Antonine erinnernde, oft preciöſe Rethorik zu finden.

Ein zweites Gedicht in achtzeiligen Stanzen, „Filostrato“ [3]), iſt beſtimmt, an dem Exempel der unbeſtändigen Chryſeis (Griseida, daraus bei Shakespeare Cressida) und der Verzweiflung des Troilus Fiammetten die unheilvollen Wirkungen der Treuloſigkeit zu zeigen. Die Octaven ſind leicht und gefällig, nicht ohne Anflug Arioſtiſchen Scherzes; die Erzählung iſt behaglich und breit, mitunter in einem Tone, der den Glauben an abſichtliche Ironie faſt gewaltſam aufdrängt. Der Name Philoſtratus ſoll nach der Widmung an Fiammetten, wunderlich genug, einen Mann bedeuten, der von der Liebe bis zu völliger Machtloſigkeit überwunden iſt.

In gleichem Versmaas, aber in vielleicht noch elegan-

---

1) Auch hier findet Roſſetti p. 205—7 Anſpielungen auf die Geheimbünde.

2) *Baldelli*, p. 35—38. Schlegel, S. 25—27. *Gamba*, Nro. 195—97.

3) *Baldelli*, p. 58—61. Schlegel, S. 8—11. Graeſſe, S. 130. *Gamba*, Nro. 221—23.

teren Octaven gedichtet, iſt das „Nimfale Fiesolano“ [1]). Africus, der Sohn eines Landmannes im Thal unter Fieſole, ſieht unter den der Diana geweihten Nymphen, die ewige Keuſchheit gelobt haben, die Menſola und folgt, von ihr unbemerkt, ihr oft in Liebe nach. Endlich miſcht er ſich auf den Rath der Venus in Frauenkleidung unter die Schaar der jagenden Nymphen. Später ladet die Hitze des Tages zum Bade, und als die übrigen Nymphen, wie ſie gewahr werden, daß Africus ein Mann ſei, entfliehn, gelingt es ihm, Menſola zu halten, und endlich ſogar, ſie zur Liebe zu bewegen. Sie verſpricht, am nächſten Tage zurückzukehren, wird aber von Scham und Reue zurückgehalten, weshalb Africus verzweifelnd ſich den Tod gibt. Menſola gebiert ein Knäblein, das Pruneus genannt wird; Diana aber entdeckt ihre Schande und verwandelt die Fliehende in das Bächlein, das noch heute ihren Namen führt. Pruneus indeß erwächſt zur Freude ſeiner Großeltern, und als Atalan und Elektra (lange vor dem trojaniſchen Kriege) mit ihrem Aſtrologen Apollonius ins Land kamen, um Fieſole zu gründen, wird Pruneus ihr Seneſchall und bauet die Domkirche von Majano. — Die erſten zwei Zeilen einer Strophe (274) ſtimmen ſo ganz mit einem Sonette Petrarca's (Benedetto sia'l giorno e'l mese e l'anno) überein, daß nothwendig der eine von dieſen zwei Freunden den andern abgeſchrieben haben muß; — doch wol Boccaccio den Dichter von Vaucluſe. — Schlegel (S. 35) hält dafür, daß Boccaccio in dieſem Gedichte ſeine Eigenthümlichkeit am vollſtändigſten ausgeſprochen habe.

Nur flüchtige Erwähnung verdient die ſchmutzige Schmähſchrift: „il Corbaccio“ auch „Labirinto d'Amore“ [2]) ge-

---

1) *Baldelli*, p. 64. 65. Schlegel, S. 21. 22. *Gamba*, Nro. 226—28.

2) *Baldelli*, p. 121 - 23. Schlegel, S. 22. 23. *Gamba*, Nro. 203 – 6.

nannt, in welcher Boccaccio (um 1355), freilich im erlesensten Italieniſch, an einer Witwe, die ſeine brieflichen Liebeswerbungen, ohne ſeinen Namen zu wiſſen, willig aufgenommen, dann aber den ihr in Jahren ſchon zu weit vorgeſchrittenen Verehrer mit Spott zurückgewieſen, dadurch Rache nimmt, daß er den Geiſt ihres verſtorbenen Mannes erſcheinen und ſich von dieſem, nach vielem Schlimmen, das von den Frauen überhaupt geſagt wird, alle die nicht eben ſauberen Myſterien ſeiner Ehe berichten läßt. — Unerklärlich iſt mir, wie Schlegel dazu gekommen ſei, Corbaccio durch Geißel zu erklären. Baldelli ſagt, die Wittwe ſelbſt ſolle mit dieſem Worte bezeichnet werden; doch finde ich ſie wol Drago, nicht aber Corbaccio genannt. Ich vermuthe, der Autor habe das Buch, als eine bösartige, mit dem Schnabel hackende Krähe, ſo nennen wollen.

Rühmend zu nennen iſt dagegen der Troſtbrief an Meſſer Pino de Roſſi [1]), der, als in die ghibelliniſche Verſchwörung des Jahres 1360 verwickelt, exilirt worden war. Die männliche und edle Sprache, die in wohldurchdachter Ordnung zuſammengeſtellte Reihe von Troſtgründen, machen einen durchaus würdigen Eindruck, und das Ganze ſchließt friedlich und wohlthuend mit der anziehenden Schilderung des Landlebens in Certaldo.

Die übrigen Briefe Boccaccio's, lateiniſche und italieniſche, ſoweit ſie gedruckt vorhanden, oder ihrem Inhalte nach bekannt geworden ſind, namentlich auch der an Nelli, den Prior von Santi Apoſtoli [2]), ſind oben in der Biographie zum größten Theile erwähnt. Als Curioſität kann etwa noch angeführt werden, daß wir auch einen Brief in neapolitaniſcher Mundart von Boccaccio beſitzen. Leider liegt ein beträchtlicher Theil jener Briefe noch ungedruckt in mehren Bibliotheken, beſonders in der von Siena; ein

---

1) *Baldelli*, p. 146—50. *Gamba*, Nro. 211—13.
2) *Baldelli*, p. 168—70. *Gamba*, Nro. 214. 15.

Mangel, den wir bei Schilderung des Lebens ſchmerzlich empfunden haben.

Zwei glänzende Denkmale, die Boccaccio ſeiner Verehrung für Dante errichtet hat, mögen hier zuſammengenannt werden, obwol ſie zu ſehr entlegenen Zeiten entſtanden ſind: das Leben Dante's [1]) und der Commentar zu den erſten ſechszehn Geſängen der göttlichen Komödie [2]). Ueber die Entſtehungszeit des letzteren, der nichts, als Boccaccio's Heft zu ſeinen Vorträgen in San Stefano iſt, wurde ſchon oben das Nöthige beigebracht (Winter 1373 auf 74); ungewiß iſt dagegen das Jahr, in dem die Vita di Dante geſchrieben ward. Ein Zeugniß, das allerdings viel zu neu iſt, um Autorität zu verdienen [3]), bezeichnet die Schrift als eine Jugendarbeit des Verfaſſers; doch iſt die Sprache unverhältnißmäßig reifer, als im Filocopo und ſelbſt im Ameto, auch ergibt ſich aus zwei Stellen [4]) mit ziemlicher Sicherheit, daß Boccaccio, als er dies Büchlein ſchrieb, ſchon in Ravenna geweſen war. Baldelli [5]) vermuthet, allerdings auf nicht allzuſicheren Grundlagen, daß dieſe Biographie um 1351 verfaßt ſei. — Was den Inhalt anlangt, ſo wird uns hier eine hochwichtige, noch immer nicht ausgenutzte Quelle für das Leben des großen Dichters geboten, und dabei möchten die manchen Excurſe und überſchwänglichen Declamationen ruhig mit hingehen. Zu beklagen iſt nur der gänzliche Mangel an Kritik, mit dem der Verfaſſer, Viſionen und Allegorien zu geſchweigen, offenbar häufig die zu berichtenden Thatſachen ſo modificirt, wie er es für

---

1) *Baldelli*, p. 101—5. Schlegel, S. 23. 24. *Gamba*, Nro. 207—10 und ausführlicher in der Vorrede ſeiner Due illustri prose di M. Giov. Boccaccio. Ven. 1825. p. XXVI. sqq.

2) *Baldelli*, p. 202—6. *Gamba*, Nro. 229. 30.

3) *Jac. Gaddi* bei *Mazzuchelli* p. 1323 Na. 55. in f.

4) p. 43 und 90 der Gamba'ſchen Ausg.

5) p. 378. 79.

den poetiſchen Effect zuträglich findet [1]). Edel gehalten und von glühendem Eifer iſt dagegen die Apoſtrophe an die Florentiner, daß ſie Dante im Exil ſterben ließen.

Der Commentar iſt ein Werk mühſamen Fleißes, bei dem auch die älteren Erklärer zugezogen ſind. Die ſprachlichen Bemerkungen ſind immer, die geſchichtlichen häufig gut; außerdem wird von den Allegorien, am Ende eines jeden Geſanges, ſehr ausführlich, aber oft mit gar willkürlichen Deutungen gehandelt, obwol Boccaccio ſich gelegentlich gegen ein zu weit getriebenes Allegoriſiren erklärt hatte. Die Sprache nimmt nur an einzelnen Stellen den Schwung früherer Zeiten wieder an; doch ſtreift der Eifer einzelner Invectiven, z. B. über die Florentiniſche Männertracht, nahe ans Lächerliche.

Unter dem Namen „Postille“ iſt ein die ganze göttliche Komödie umfaſſender kurzer ungedruckter Commentar bis auf die neueſte Zeit vielfach dem Boccaccio zugeſchrieben [2]). Daß dieſe Angabe falſch ſei, mußte jedem Kundigen längſt einleuchten; Rigoli [3]) hat aber zum Ueberfluß neuerlich nachgewieſen, daß dieſer Poſtillator theils in Boccaccio's Todesjahr, theils noch nach demſelben geſchrieben hat.

Einen abgeſchloſſenen Canzoniere, wie der des Petrarca iſt, beſitzen wir von Boccaccio nicht; doch finden ſich einzelne Gedichte von ihm zahlreich in Handſchriften. Baldelli hat daraus ſeine Sammlung der Rime [4]) zuſammengeſtellt; außer einem Sonette jedoch noch ein Ge-

---

1) Aus ſolchen Gründen wird er zu Zeiten ſogar gegen ſeinen eigenen Heroen ungerecht, z. B. wenn er S. 81 ſagt: Fra cotanta virtù ..... trovò ampissimo luogo la lussuria. — Man ſieht, der Certaldeſe wünſchte ſeine eigene Leichtfertigkeit durch das Beiſpiel des göttlichen Dichters zu entſchuldigen.

2) Vergl. *Baldelli*, a. a. O. p. 206—8. Nro. 1.

3) Lezione letta nell' adunanza il dì 10. Marzo 1829 sopra un testo a penna ..... falsamente attribuito al Boccaccio. — Vergl. Florentiner Antologia 1829. Vol. XXXV p. 35—44.

4) Livorno 1802.

dicht in achtzeiligen Stanzen („La Ruſſianella“) wegen ſeines unſittlichen Inhaltes ausgeſchieden. Die große Mehrzahl dieſer Gedichte empfiehlt ſich durch ausgezeichnete Leichtigkeit, manche enthalten friſche, anmuthige Schilderungen von Naturſcenen oder Lebensereigniſſen; ferner haben ſie das negative Verdienſt, frei zu ſein von den geſuchten Antitheſen und epigrammatiſchen Spitzen des Petrarca und ſeiner Nachahmer. Dagegen iſt die Sprache nicht ſelten vernachläſſigt und oft ermangelt auch der Gedanke gehöriger Abrundung.

Der neueſte Herausgeber aller italieniſchen Werke Boccaccio's, der verdienſtliche Ignazio Moutier [1]), hat im 14. Bande ein bisher ungedrucktes Gedicht: „La caccia di Diana“ bekannt gemacht, welches auch ſchon von Andern Boccaccio beigelegt war [2]).

Noch iſt ein kleines Büchlein, „Urbano“ [3]), zu erwähnen, das die Abenteuer eines natürlichen Sohnes des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa erzählt und häufig unter Boccaccio's Namen gedruckt iſt. Schon die Urheber des Dizionario della Crusca zweifelten indeß an der Aechtheit, und obwol Ginguené [4]) noch in neueren Zeiten ſie verfochten hat, kann es jetzt für ausgemacht gelten, daß Giovanni Buonſignori di Città di Caſtello der wahre Verfaſſer iſt [5]).

Unter Boccaccio's lateiniſchen Schriften iſt bei weitem die bedeutendſte die „Genealogia Deorum“ [6]),

---

1) Florenz *Magheri* 1827—34. 17 Bde. 8.
2) *Mazzuchelli.* p. 1367 Nro. XXXIV.
3) *Gamba*, Nro. 1053.
4) Storia della letterat. ital. Ueberſetz. von *Perotti* III. 264.
5) Ueber *Geta e Birria* vergl. *Baldelli*, Rime p 171—75.
6) *Mazzuchelli*, p. 1336—38. *Manni*, p. 68—70. *Baldelli*, p. 176—79.

welche er für den Titularkönig Hugo von Cypern und Jeruſalem, der um jene Zeit Senator und Capitano von Rom war, auf Bitten des Donninus von Parma, der in deſſen Dienſten ſtand, und als Boccaccio ſpäter in Ravenna weilte, auf fernere Mahnung des Becchino Bellincioni, verfaßte. Der Reichthum an Kenntniſſen, den der Verfaſſer in dieſem umfangreichen Werke niedergelegt hat, iſt für jene Zeit und bei der geringen Bekanntſchaft mit griechiſcher Literatur wahrhaft erſtaunenswerth, und bleibt es nicht minder, wenn man ſich auch daran erinnert, daß die ſchon von Paolo da Perugia (der auch den oft angeführten Pſeudo-Theodontius zu verantworten hat) geſammelten Materialien benutzt werden konnten. Geſchrieben ſcheint das Buch zu Anfang des ſiebenten Jahrzehends in jenem Jahrhundert, da in der Schlußſchrift Bellincioni, von dem nach Manni [1]) bis in jenes Decennium Nachrichten vorhanden ſind, als lebend genannt wird. Indeß hielt der Verfaſſer Jahre lang mit ſeiner Arbeit an ſich, und nach einem ungedruckten Briefe, von dem Baldelli [2]) berichtet, wurde ſie erſt im Winter 1372 auf 73 bekannt. Das Buch hat eine außerordentliche Verbreitung genoſſen und wurde noch im 16. und 17. Jahrhundert ſowol im Original als in Betuſſi's italieniſcher Ueberſetzung häufig gedruckt.

Eine Art Anhang zu der Genealogie der Götter bildet das Büchlein „De montibus, sylvis, fontibus, fluminibus, stagnis, seu paludibus et de diversis nominibus maris," in dem nach alphabetiſcher Ordnung über die in dem größeren Werke vorkommenden geographiſchen Bezeichnungen Auskunft ertheilt wird.

Die Schrift „De claris mulieribus" [3]) handelt nicht nur von den berühmten, ſondern auch von den berüchtigten

---

1) p. 69.
2) p. 285. 86.
3) *Baldelli*, p. 179—82.

Frauen, und macht es ſich zum Geſchäft, die üblen Lehren, welche Boccaccio in ſeinen früheren Werken den Frauen ertheilt hatte, durch beſſere zu erſetzen.

Verwandt damit iſt das Buch „De casibus virorum et foeminarum illustrium“ [1]), welches von den Unglücksfällen handelt, welche berühmte Perſonen erlitten, und dadurch Petrarca's bekannte Schrift De viris illustribus gewiſſermaßen ergänzt. Beide Schriften ſandte er im Jahre 1374 an Mainardo Cavalcanti; in beiden kommt die Geſchichte der Päpſtine Johanna vor, und gewiß mit Unrecht iſt ſie neuerdings für ein ſpäteres Einſchiebſel gehalten [2]).

Der Werth der ſechszehn Eclogen [3]) Boccaccio's, über deren Inhalt größtentheils ſchon oben berichtet ward, iſt ſeltſam überſchätzt worden. Wir würden wenig von ihnen verſtehen können, hätte der Dichter ſie nicht in dem Briefe an Martino da Signa ſelbſt erläutert.

Das „Compendium romanae historiae“, das Boccaccio beigelegt iſt, könnte leicht der von Ciampi aufgefundene Auszug aus der Geſchichte des Paulinus Venetus ſein [4]).

Von dem Dekameron, als dem Hauptgegenſtande unſerer Aufgabe, zu handeln, haben wir, mit Beiſeiteſetzung der hiſtoriſchen Reihenfolge, bis zum Schluſſe dieſer Unterſuchungen verſpart.

Unſicher iſt zunächſt die Zeit der Entſtehung. Das Werk beginnt mit der beredten und ſchwerlich je zu viel geprieſenen Schilderung der Peſt, die nach Matteo Villani [5]) vom März bis zum September 1348 ohngefähr drei Fünftheile der Bevölkerung von Florenz hinwegraffte. Jedenfalls alſo muß es ſpäter geſchrieben ſein. Ferner hellt aus der Einleitung des vierten Tages, daß die drei

---

1) *Baldelli*, p. 182—84.
2) *Ciampi*, Monum. p. 529.
3) *Baldelli*, p. 184. 85.
4) *Ciampi*, l. c. p. 4 sqq.
5) Cronica I. 2.

erſten Giornaten damals ſchon ſelbſtändig verbreitet und Gegenſtand ungünſtiger Beurtheilung geworden waren [1]). Man möchte vermuthen, daß die übrigen ſieben Tage ebenfalls in zwei Hälften (etwa Tag vier bis ſieben, und Tag acht bis zehn) verbreitet worden ſeien; doch findet ſich davon keine Spur. Am Schluſſe des ganzen Buches (S. 302) nennt Boccaccio ſeine Arbeit eine langwierige; es iſt alſo nicht zu bezweifeln, daß das Dekameron erſt mehre Jahre nach 1348 vollendet ſein kann. Die neueren Schriftſteller nehmen das Jahr 1353 an und citiren Salviati [2]) dafür als Gewährsmann; dieſer ſagt aber nur, wenn es anders wahr ſei, daß das Dekameron im Jahr 1353 vollendet worden, ſei der Brief an Pino dei Roſſi um 7 bis 8 Jahre jünger. So bleibt denn jene Angabe nur eine annähernde.

Als Anlaß der Arbeit erwähnt Boccaccio in dem Briefe an Mainardo Cavalcanti [3]), er habe majori coactus imperio geſchrieben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt an einen Befehl der Königin Johanna zu denken, an deren Hofe die Mehrzahl dieſer Geſchichten vermuthlich ſchon früher erzählt worden war.

Die ſieben Mädchen und die drei Jünglinge, die der Peſt entfliehend in anmuthig ländlicher Einſamkeit ſich dieſe hundert Geſchichten erzählen, als hiſtoriſche Perſonen zu ermitteln, iſt mehrfach verſucht worden; entſchieden aber wol mit Unrecht. Allerdings kommt ein Theil dieſer fingirten Namen ſchon in Boccaccio's früheren Schriften vor (Fiammetta, Pamfilo, Filoſtrato, Dioneo); aber ſchon in dieſen wechſelte der Verfaſſer mit der ihnen beigelegten Be-

---

1) Es ſcheint mir nicht unwahrſcheinlich, daß Boccaccio dieſe drei Giornaten dem Francesco dei Bardi mit dem S. XXIV. erwähnten Briefe ſchon 1349 zuſandte.

2) Avvertimenti della lingua II. 12.

3) *Tiraboschi*, Storia d. letterat. ital. Ed. Molini Fir. 1807. V. 560.

deutung, wie er denn ſich ſelber bald Pamfilo, bald Dioneo u. ſ. w. nennt, während umgekehrt in der Theſeide Pamfilo der Name eines Dieners iſt. Ueberhaupt dürfte nur der Charakter des Dioneo als ein feſtausgeprägter zu erkennen ſein. Sowie aber Boccaccio die im Dekameron redenden Perſonen bereits in früheren Schriften uns theilweiſe vorgeführt hat, ſo iſt auch die ganze Anlage, unter den Genoſſen eines heiteren Kreiſes wechſelnder, ein gemeinſames Ziel verfolgender Erzählungen von dem Verfaſſer ſchon im Filocopo und Ameto, obwol mit unvollkommenerem Erfolge, verſucht worden. Einzelne Geſchichten ſind ſogar, wie bereits hervorgehoben ward, dem Filocopo mit dem Dekameron gemeinſam.

Wenn in den meiſterhaften Naturſchilderungen, die wie ein reich geſchmückter Rahmen zwiſchen den Erzählungen zu Anfang und zu Ende der einzelnen Tage ſich hinziehen, der heitere Charakter des Florenz zunächſt umgebenden Hügellandes nicht zu verkennen iſt, ſo haben die Bewohner jenes glücklichen Thales es auch an ſorgſamen Unterſuchungen nicht fehlen laſſen, um die geſchilderten Scenen in der Wirklichkeit ſpeciell nachzuweiſen. Außerhalb der Porta a Pinti, kaum zwei Miglien von der Stadt entfernt, liegt der Poggio Gherardi, der vermuthliche Schauplatz der zwei erſten Giornaten (vier Tage, Mittwoch bis Sonnabend). Wer dagegen von dem San Gallothor ausgehend den Weg nach Fieſole einſchlägt, trifft kurze Zeit, nachdem er aus dem Mugnonethal aufzuſteigen begonnen, in der Gegend, wo links im Thal die Badia ſichtbar wird, auf einem Vorhügel behaglich ausgebreitet, über bedeutenden Subſtructionen eine palaſtähnliche Villa. Dies iſt die Villa Tre viſi, nach ihren Beſitzern Villa Altieri genannt [1]), wohin die heitere Geſellſchaft, wie die Einleitung

1) Vergl. die nicht ſehr getreue Abbildung bei *Baldelli* zu p. 75.

der dritten Giornate ſchildert, am Sonntag Morgen zog, und wo ſie volle 10 Tage (bis zum Mittwoch Morgen) verweilte. Wo endlich dem Fieſolaner Berge gegenüber der Affrico in den Mugnone mündet (unter dem Clauſtro della Doccia), da erkennt man das am Schluſſe der ſechsten Giornata ſo anmuthig beſchriebene Frauenthal [1]).

In Handſchriften und Ausgaben trägt das Werk einen doppelten Titel an der Spitze: Dekameron, von der Zahl der Tage, an deren jedem zehn Geſchichten erzählt werden, und „principe Galeotto.“ Auch bei Dante (Inferno V. 137) kommt das Wort Galeotto in dem Sinne von Kuppler vor; offenbar weil in der Geſchichte des Lancelot vom See Galealt es iſt, auf deſſen Bitte die Königin Ginevra dem Lancelot ihre Liebe zuwendet und ihn küßt. Vermuthlich alſo wählte Boccaccio dieſen Beinamen ſeines Werkes, um anzudeuten, er ſehe voraus, daß ebenſo wie Paolo Malateſta, als er mit Francesca von Rimini die Schilderung der Liebe von Lancelot und Ginevra las, den Muth gewann, ſeine Francesca, obwol zitternd, zu küſſen, auch in Zukunft das Dekameron noch häufig ſchüchterne Liebeswünſche werde zur kecken That werden laſſen. — Anſcheinend im Widerſpruche mit einem ſolchen Titel, ſogar einem doppelten, ſteht es, wenn Boccaccio im Eingange der vierten Giornata ſagt, er habe das Buch senza titolo (ohne weitere Bezeichnung) geſchrieben, und es hat daher nicht an Solchen gefehlt, welche Dekameron und principe Galeotto für willkürliche Zuſätze der Abſchreiber gehalten haben [2]). Die Deputati meinen, das senza titolo ſolle nur ſoviel heißen, als: der Verfaſſer habe dem Buche ſeinen Namen nicht vorangeſtellt, und dem pflichtet Fiacchi [3]) bei. Da indeß Boccaccio am Ende der Genealogie der Götter, nachdem er von der Zueignung des Buches an

1) Vergl. die Abbildung bei *Baldelli* zu p. 284.
2) *Fiacchi*, Osservazioni sul Decamerone. Fir. 1821. p. 73.
3) a. a. O. p. 68.

den König Hugo von Cypern geſprochen hat, ſagt: „Stant et alia opuscula, ex quibus nullum est ullo hujusmodi titulo insignitum, praeter bucolicum carmen, quod ut sibi intitularem petiit Donatus Apenninigena“ ſo hat Salviati[1]) nebſt Anderen daraus geſchloſſen: senza titolo ſolle nur ſoviel heißen, als Niemandem dedicirt. Zur Unterſtützung dieſer Anſicht iſt noch zu erwähnen, daß auch in der vita di Dante Boccaccio intitolare für dediciren gebraucht. — In dem Commentar zur göttlichen Komödie (Inf. IV. 90) ſagt Boccaccio, eine Schrift des Ovid werde von Einigen liber Amorum und von Andern Sine titulo genannt (wie denn in der That alte Ausgaben der Amores, z. B. Rom 1471, De sine titulo überſchrieben ſind), auch ließen beide Namen ſich rechtfertigen: *sine titulo*, perciocchè d'alcuna materia continuata, dalla quale si possa intitolare, non favella; ma alquanti versi d'una, ed alquanti d'un' altra, e così possiam dir di pezzi, dicendo procede. Aus dieſer Stelle hat Dioniſi[2]) geſchloſſen, senza titulo ſolle ſoviel heißen, als mannigfaltigen Inhaltes. — In dem früher (p. XIX) erwähnten Briefe an einen Miles Mavortis ſagt Boccaccio (wenn jener Brief anders ächt iſt), er ſei von Unwiſſenheit umnachtet, roh, träge und ungeſtaltet sine titulo vivens; was kaum anders verſtanden werden kann, als, ohne einen beſtimmten höheren Zweck zu verfolgen. Hierdurch ſcheint Dioniſi's Anſicht, der auch Colombo beigetreten iſt, beſtätigt zu werden, daß der Verfaſſer mit jener Bezeichnung nur habe ſagen wollen, die hundert Geſchichten des Dekameron ſeien, wie zufällig, ohne eine gemeinſame Aufgabe zu verfolgen, aneinandergereiht. — Verſchweigen will ich indeß nicht, daß ich, beſonders auf Anlaß einer zweiten Stelle des Dante-Commentar's (Inf. IV. in f. p. 259) der

1) Avvertimenti I. 13.
2) Blandimenti funebri p. 99. 100.

Ciccarelliſchen Ausgabe) vorübergehend daran gedacht habe, Boccaccio möge Amores und sine titulo für ſynonym gehalten und ſein Werk ſtatt: Buch der Liebesgeſchichten, als Euphemismus mit senza titolo bezeichnet haben.

Von dem Eingange des Dekameron, von der berühmten Beſchreibung der Florentiner Peſt, iſt oft behauptet worden, daß er im Weſentlichen aus früheren Schriftſtellern entlehnt ſei. Namentlich iſt in dieſer Hinſicht Thukydides genannt worden. Daß in jeder Schilderung einer Peſtſeuche ähnliche Scenen wiederkehren müſſen, verſteht ſich von ſelbſt, und eine ſolche Verwandtſchaft kann gewiß nicht für einen Beweis der Nachahmung gelten. In der That iſt aber die Anlage des ganzen Gemäldes bei Thukydides und bei Boccaccio ſo durchaus verſchieden (wie denn namentlich die pſychologiſche Seite bei dem Italiener unverhältnißmäßig mehr hervortritt, als bei dem Griechen), ja ſelbſt die Krankheitsphänomene, die beide Schriftſteller ſchildern, ſind ſo unähnlich, daß man verſucht wird, zu zweifeln, ob, die jene Nachahmung behaupten, wirklich die Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges geleſen haben. Mir iſt es im Ganzen nur bei drei Stellen gelungen, eine gewiſſe Aehnlichkeit zu entdecken: Thucyd. II. 50 mit den Worten der Einleitung (S. 6): „Dabei ſchien es, als ob zur Heilung" u. ſ. w ; ferner die zweite Hälfte des 51. Capitels mit den Worten der Einleitung (S. 7): „Dieſe Seuche gewann" u. ſ. w. und (S. 10): „Obgleich nun" u. ſ. w.; endlich Capitel 53 mit S. 8 der Einleitung: „Andere aber waren der entgegengeſetzten Meinung" u. ſ. w. Nicht nur ſind aber alle dieſe Parallelen ſehr entfernte und offenbar zufällige, ſondern es kann als unzweifelhaft gelten, daß Boccaccio den Thukydides überall nicht gekannt hat. — Bekanntlich ahmte Lucrez am Ende ſeines ſechsten Buches den attiſchen Geſchichtsſchreiber nach, nicht ohne jedoch einzelne Züge und Ausſchmückungen hinzuzufügen. In den letzten ſiebenzig Verſen des Römers finden ſich nun allerdings kleine Einzelheiten, die es mir nicht unglaublich

machen, daß Boccaccio ihn gekannt und im Gedanken gehabt habe.

Aehnlicher Streit iſt über die Originalität der einzelnen Novellen geführt worden. Seltſam genug ſehen wir aus der Einleitung zur vierten Giornata und aus Boccacio's Schlußſchrift, daß man beim erſten Erſcheinen des Buches dem Verfaſſer zum Vorwurf machte, jene Geſchichten ſeien nicht wahrhafte, ſondern von ihm erfundene oder doch umgeſtaltete; während man neuerdings ihn deshalb getadelt hat, daß er den Inhalt ſeiner Erzählungen nicht ſelbſt erfunden, ſondern früheren Quellen entlehnt habe. So intereſſant es nun ſein kann, eine vielverbreitete Geſchichte durch alle die Umbildungen zu verfolgen, die ſie von Land zu Land und von einem zum andern Jahrhundert im Munde der ſie Wiederholenden erfährt, ſo hätte auf eine ſolche Uebertragung doch niemals ein Tadel gegründet werden ſollen. Unter den unzählbaren Sammlern von Erzählungen, die ſeit dem erſten Beginn der Literatur und in allen Welttheilen ihre Leſer ergötzt haben, macht ſchwerlich Einer darauf Anſpruch, den ganzen Vorrath ſeiner Geſchichten ſelbſt erfunden zu haben. Gerade die Erzählung geht ihrem Weſen nach von Mund zu Munde und wächſt und vervollſtändigt ſich bei fortſchreitender Ueberlieferung. Wer alsdann die Begebenheiten zuerſt zu einem wohlzuſammenhängenden und abgeſchloſſenen Ganzen gerundet hat, wer der urſprünglich dürftigen Anekdote lebensfriſche Geſtalten als Träger untergelegt und ſie mit wohlthuender, angemeſſener Rede bekleidet hat, der gilt mit vollem Rechte als Eigenthümer.

Es iſt aber nicht einmal wahr, daß Boccaccio einen beträchtlichen Theil ſeines Materials aus früheren Erzählungen entlehnt habe. Soll von einer Novelle nicht ſchon um deswillen fremder Urſprung behauptet werden, weil dieſer oder jener in ſie verwobene einzelne Zug auch anderwärts vorkommt (z. B. die Kriegsliſt mit der engen Kerbe der Pfeile, in der zweiten Geſchichte des fünften Tages, bei

Boſo da Gubbio oder Giovanni Villani VIII. 35), ſo iſt die Zahl derjenigen, die in das Dekameron aus andern Quellen übertragen ſind, äußerſt gering. Der Urſprung einiger Geſchichten läßt ſich bis in den Orient, ja bis nach Indien verfolgen; natürlich waren ſie indeß an Boccaccio nicht nur aus der zweiten Hand, ſondern durch eine ganze Kette von Vermittelungen gekommen. Häufig iſt ſogar dieſelbe, urſprünglich orientaliſche, Geſchichte auf mehr als einem Wege nach dem Weſten gedrungen, ſodaß es in ſolchem Falle ſchwer ſein kann, zu entſcheiden, in welcher Geſtalt ſie zu Boccaccio's Kunde gelangte.

Wenigſtens von einer Novelle (VII. 8) finden ſich die Grundzüge ſchon in dem ſanſcritiſchen *Panchatantra*, oder dem Auszuge daraus: Hitô padesa. Bekanntlich wurde dieſe Fabelſammlung unter dem Namen des Bidpai ſchon frühe ins Perſiſche, und aus dieſem bald darauf unter dem Titel: Kalilah va Dimnah ins Arabiſche überſetzt. Sowol die griechiſche Ueberſetzung des Simeon Sethus aus dem letzteren (1100), als die lateiniſche Verſion, welche Johannes von Capua 1262 nach einer hebräiſchen Ueberſetzung des indiſchen Originals (vom Rabbi Joël) machte, waren im Occident verbreitet. Auch war die ſpaniſche Bearbeitung des arabiſchen Textes (1251) ins Italieniſche übertragen und Stücke daraus, wie namentlich das hier in Rede ſtehende, in franzöſiſchen Fabliaux bearbeitet [1]).

Eine andere Novelle derſelben Giornata (die ſechste) ſtammt aus dem Dolopathos des ſogenannten *Syntipas*, der wieder durch ſyriſche Vermittelung aus Indien gebracht iſt. Syntipas iſt aber bekanntlich die Quelle des weit verbreiteten Buches von den ſieben weiſen Meiſtern, das nach

---

1) Görres, Teutſche Volksbücher. S. 163—73. Vgl. Schmidt, Anmerk. zum Straparola S. 308. Roſenkranz, Allgem. Geſchichte der Poeſie, I. 72—74. *Edélestand du Méril*, Histoire de la poésie Scandinave p. 354.

der erſten lateiniſchen Bearbeitung von Dam Jehans de Hauteſelve als Volksbuch faſt in alle neueren Sprachen überging [1]), obwol gerade dieſe Geſchichte in den occidentaliſchen Bearbeitungen der weiſen Meiſter fehlt [2]). Dagegen ſteht ſie in der Disciplina clericalis des Petrus Alphonſi [3]), der, wie wir wiſſen, faſt ausſchließlich aus morgenländiſchen Quellen ſchöpfte, und deſſen Buch in der altfranzöſiſchen Ueberſetzung (Chastoiement d'un père à son fils) [4]) im Weſten weit verbreitet war. Aus eben dieſem Werke ſcheint eine zweite Novelle (VII. 4) entlehnt [5]), wenn Boccaccio ſie nicht unmittelbar aus den ſieben weiſen Meiſtern genommen hat [6]). Endlich findet ſich noch eine dritte Geſchichte von orientaliſchem Urſprunge (X. 8) bei Petrus Alphonſi [7]) wieder; doch konnte Boccaccio ſie ebenſowol auch aus den Gesta Romanorum entlehnt haben [8]).

Aus den Gesta Romanorum können noch zwei andere Novellen geſchöpft ſein, nämlich I. 3 und X. 1. Die erſte indeß (von drei Ringen) findet ſich ſchon bei zwei älteren Italienern: dem Avventuroso Ciciliano des Boſone da Gubbio [9]) und dem ſogenannten Novellino [10]) oder Cento novelle antiche aus dem erſten Viertheil des vierzehnten Jahrhunderts [11]) (die zweite dagegen, oder we-

---

1) Görres a. a. O. S. 154—63.
2) Vgl. Schmidt zu Petrus Alphonſi, S. 127. 28.
3) Ausg. von Schmidt, S. 49. 50.
4) Vgl. Schmidt, a. a. O. S. 17—24.
5) Ausg. von Schmidt, S. 54. 55.
6) Vgl. Schmidt, S. 135. 136.
7) p. 36—38. Vergl. p. 98—101 und. W. Schmidt, Beiträge, S. 110—12.
8) Die Aehnlichkeit zwiſchen VIII. 10 und Cap. 16 der Disciplina iſt nur eine ganz entfernte.
9) Ausg. von Nott, S. 347.
10) Novelle 73 der Mailänder Ausg. von 1825.
11) Vergl. *Lami*, Appendice all' illustrazione istorica del Manni. Milan. 1820. p. 12. 13.

nigſtens ihr einigermaßen Verwandtes außer in den gesta noch in des Johannes Damaſcenus vielverbreiteter Geſchichte von Barlaam und Joſaphat, und in dem Speculum historiale des Vincentius Bellovacenſis [1]).

Ebenfalls im Barlaam und Joſaphat findet ſich die kleine, in die Einleitung der vierten Giornata verwobene Geſchichte [2]), welche aber auch in den Cento novelle antiche wiederkehrt (Nov. 14); Vincentius Bellovacenſis dagegen bietet noch (aus der Chronik des Helinandus) die, als 8. Novelle, in dem fünften Tage aufgenommene Erzählung [3]).

Von allen dieſen Geſchichten unzweifelhaften, oder mehr oder weniger wahrſcheinlichen orientaliſchen Urſprunges hat die Vermittelung, durch welche ſie an Boccaccio gelangt ſein mögen, nachgewieſen werden können. Anders verhält es ſich mit X. 5 (die ſchon im Filocopo vorkommt), für welche Du Méril [4]) indiſche, und VI. 4 und X. 3, für welche Schmidt [5]) arabiſche [6]), ſowie VII. 9, für die er perſiſche Abkunft nachgewieſen [7]).

Zwei Geſchichten (V. 10 und X. 2) ſtammen, wahrſcheinlich unmittelbar, aus Apulejus.

Dem bereits erwähnten Avventuroso Ciciliano (1311) iſt ferner die zweite Geſchichte des erſten Tages entlehnt [8]), während ſich nicht füglich mit Lami [9]) für X. 9 das Gleiche behaupten läßt.

In dem gleichfalls ſchon genannten Novelle antiche (Nov. 51) findet ſich die Quelle von I. 9 und am

1) Bal. Schmidt, Beiträge. S. 27—29.
2) Derſelbe, S. 27—29.
3) Derſelbe, S. 44—60.
4) a. a. O. p. 358 vergl. Schmidt, Beiträge. S. 108.
5) Beiträge S. 63. 103.
6) Irrig zählt Du Méril auch VI. 1 hierher.
7) a. a. O. S. 81. 82. Nach *Du Méril* p. 354. 55 kommt die Geſchichte indeß auch in einem Fabliau vor.
8) Ausg. von Nott, S. 349.
9) a. a. O. S. 14.

Schluß der letzten Geſchichte jenes Büchleins ſteht der zweiten Geſchichte des dritten Tages Verwandtes.

Den franzöſiſchen Quellen haben franzöſiſche Schriftſteller, wie Ginguené [1]) mit ehrenwerther Aufrichtigkeit anerkennt, viel zu großes Gewicht beigelegt. Außer IV. 9, welcher Novelle die provençaliſche Biographie des Guillem von Cabeſtaing, die auch in Lais bearbeitet wurde, zum Grunde liegt [2]), und außer V. 4, die aus Marie de France [3]) ſtammt, laſſen ſich nach Du Méril nur III. 8, VII. 7, VIII. 1, VIII. 4, IX. 6 und IX. 10 (einigermaßen auch IV. 5) auf Fabliaux zurückführen. In welcher Geſtalt dagegen die Geſchichte der Griſeldis (X. 10) in Frankreich verbreitet geweſen, bleibt auch nach den Mittheilungen von Du Méril noch zweifelhaft. — Bretoniſchen Urſprungs wäre nach V. Schmidt [4]) die fünfte Geſchichte des zehnten Tages.

Gewiß die Mehrzahl von Boccaccio's Novellen gründet ſich, wie großentheils ſchon die locale Färbung anzeigt, auf unmittelbare Ueberlieferungen, und wenigſtens von IV. 6 iſt die geſchichtliche Wahrheit durch Manni [5]) nachgewieſen.

Die Forſchungen über die Quellen des Dekameron ſind von Manni, Lami, Valentin Schmidt und Edéleſtand du Méril in den mehrfach erwähnten Schriften mit vielem Fleiße angeſtellt; doch ſind die Materialien ohne Zweifel noch lange nicht in gehörigem Umfange zugänglich und durchforſcht, um die Unterſuchung für beendigt halten zu können. Alle dieſe Schriftſteller haben zwei andere Aufgaben mit der von uns ausſchließlich berückſichtigten verbunden: nämlich die Erläuterung der im Dekame-

---

1) Storia della lett ital. III. 274—78.
2) Dicz, Leben und Werke der Troubadours, S. 77—90.
3) Oeuvres I. 314.
4) Beiträge, S. 106. 107.
5) Istoria p. 293.

ron enthaltenen hiſtoriſchen Anſpielungen und die Angabe der Schriftſteller, welche jene Geſchichten ſpäter benutzt und umgearbeitet haben. Die erſte dieſer Aufgaben iſt indeß nur als eine von den mehren zu betrachten, welche ein (leider noch nicht geſchriebener) Commentar unſrer Novellenſammlung zu verfolgen hätte, und die zweite iſt nur durch ein gewiſſes Intereſſe der Curioſität mit dem Dekameron verknüpft.

Sinnreiche Einfälle und anziehende Geſchichten ſich erzählen zu laſſen, war von jeher eine Lieblingsunterhaltung der Müßigen. Die Schachs im Oſten, die Signori im Weſten hielten ſich dazu eigene Erzähler, die im romaniſchen Mittelalter Jongleurs, giullari, uomini di corte heißen. Das niedere Volk kauert noch heute, dort um das nächtliche Feuer der Wüſte, hier auf den Lavafliesen des Molo von Neapel, um den Geſchichten ſeiner Rhapſoden zu lauſchen. Urſprünglich genügte eine trocken erzählte Anekdote, am liebſten auf bekannte, im Munde des Volkes lebende Perſonen bezogen. Bald knüpft ſich an das bemerkenswerthe Ereigniß eine moraliſche Betrachtung, eine Lebensregel; die Geſchichten werden zu belehrenden Beiſpielen. So ſchon im Orient und in den ſieben weiſen Meiſtern, noch mehr aber in den, allegoriſch ausgedeuteten, Gesta Romanorum und in der Disciplina clericalis des Petrus Alphonſi. Noch ſpäter wird die bloße Begebenheit zur Novelle, d. h. zum Kunſtwerk, in dem wir nicht nur ein Bruchſtück des Lebens in ſcharf gezeichneten Zügen wiedergegeben, ſondern zugleich eine Anſicht, eine kecke Behauptung, vielleicht eine Grille des Verfaſſers durch Handlungen oder durch Worte verfochten ſehen. Dieſer letzte Schritt iſt es nun, den in dem weiten Gebiete der Literatur zuerſt Boccaccio gethan hat, und von ihm aus hat die moderne Novelle, bis auf die äußerſte Höhe, die ſie in Tieck erreicht hat, ihren weiteren Weg genommen. Um zu ermeſſen, ein wie gewaltiger dieſer Schritt war, genügt es, eine der Erzählungen, deren Quellen vor Boccaccio wir

nachgewieſen, in dieſer älteren Geſtalt mit derjenigen zu vergleichen, die ſie im Dekameron gewonnen. Dort haben wir eine mehr oder minder gut erzählte Anekdote, hier ein abgerundetes Kunſtwerk, in dem alle Theile wohl berechnet zu dem Gedanken hinleiten, für den das Ganze ein Ausdruck ſein ſollte. Die weiſe Oekonomie der erzählten Thatſachen und ihre treffliche Gruppirung erweckt unſre um ſo größere Bewunderung, je vertrauter wir mit dem Autor werden, und je mehr wir ihn mit der breiten Redſeligkeit und den zerſtreuenden Detailſchilderungen der Modernen vergleichen. Meiſterhaft iſt die dramatiſche Wahrheit der Reden faſt aller im Dekameron auftretenden Perſonen, wie ſie in dieſem Grade ſchwerlich einem der ſpäteren italieniſchen Novelliſten gelungen iſt. Die köſtliche Dummheit eines Calandrino, oder Ferondo, das frömmelnde Gewäſch des Bruder Puccio, die eitele Einfalt der Madonna Liſetta, die klöſterliche Bornirtheit der Nonnen des Maſetto, die Prahlereien der Madonna Fiordaliſo und die edelmüthigen Phraſen der Jancofiore, die verſchiedenen Abſtufungen heuchleriſcher Salbung in Chapelet, Ruſticus, Bruder Alberto und Bruder Cipolla, die pedantiſche Jämmerlichkeit des Ricciardo da Chinzica und Meſſer Simone ſind alle mit wahrhaft wunderbarer Menſchenkenntniß und mit einer Herrſchaft über die Sprache gezeichnet, wie ſie ſeit Boccaccio keinem Zweiten in Italien zu Gebote geſtanden. An anderen Stellen, wie im Tedaldo, im Gentil de' Carisendi, oder in Titus und Giſippus, erhebt ſich dagegen die Sprache zu wahrhaft redneriſchem Schwunge; obwol auch nicht gerade ſelten das Beſtreben nach Wohlredenheit, wie in des Verfaſſers früheren Schriften, in falſche Rhetorik ausartet, und einige Male ſogar die kunſtreich verſchlungenen Perioden, in ihre eigenen Verwickelungen gefangen, den Weg nicht mehr zum Ziele zu finden wiſſen. Häufiger noch zeigt es ſich, daß die flüchtig weiter eilende Feder ein Wort, auf dem die früheren Theile des Satzes zu ruhen beſtimmt waren, einzufügen vergeſſen, oder daß ſie ein an-

deres, welches zuvor schon seinen Platz gefunden, zum Ueberflusse wiederholt [1]).

Wenn im Obigen versucht ist, das Dekameron nach seinen eigentlichen Verdiensten zu bezeichnen, so darf nicht verschwiegen werden, daß es keineswegs ausschließlich, ja nicht einmal vorzugsweise diese sind, um derentwillen man sich gewöhnt hat, die hundert Novellen des Boccaccio als eines der bedeutendsten Werke der italienischen Literatur zu bezeichnen. Drei Eigenschaften sind es hauptsächlich, welchen das Dekameron seine fast beispiellose Verbreitung zu verdanken hat: seine Wichtigkeit für Constituirung des italienischen Sprachkanon, die heftigen Invectiven gegen die Geistlichen, besonders gegen die Mönche, und die nicht unbedeutende Zahl schlüpfriger Geschichten, die es enthält.

In der ersten Beziehung haben schon Andere, namentlich Foscolo [2]), es arge Verkehrtheit genannt, wenn im sechszehnten Jahrhundert der Municipalpatriotismus der Florentiner und die Pedanterei einiger Grammatikenschreiber die gesammte italienische Prosa unter das Joch des ausschließenden Wortvorrathes und der allein mustergebenden Redeweisen des Dekameron zu zwängen versuchten, sodaß der ernste Geschichtschreiber, oder der öffentliche Redner von Calandrino und Ferondo die Sprache borgen sollten. Jene Fesseln können in Italien jetzt als in weiterem Umfange gesprengt gelten, sodaß ausführlicher davon zu reden unnöthig, für den Ausländer sogar vielleicht ungeziemend wäre.

Die Geißelhiebe dagegen, mit denen die keckgewordene Novelle unter Boccaccio's Händen den Clerus jener Zeit überschüttet, sind auf der einen Seite dem Dekameron zur Quelle ausschweifenden Lobes geworden und haben ihm auf der andern die gefährlichsten Verfolgungen zugezogen.

---

1) Vergl. überhaupt Fr. v. Schlegel, Werke, IX. 21. 22. 32 ff.

2) In dem Discorso sul testo del Decamerone vor der Pickering'schen Ausgabe, besonders p. XIX. sqq. p. LXXVII sqq.

Inmitten des proteſtantiſchen Deutſchlands wird es ſchwerlich einer Rechtfertigung dieſer Angriffe auf die im ſpäteren Mittelalter vielfach tief geſunkene Geiſtlichkeit bedürfen. Wie ſehr ſie entartet war, weiß, wer immer auch nur mit einzelnen der wahrheitliebenden, edleren Schriftſteller jener Zeit genauer bekannt iſt. Ein italieniſcher Geiſtlicher des vorigen Jahrhunderts hat ſelber die Mühe übernommen, nachzuweiſen, wie genau Boccaccio's Beſchuldigungen mit anderweitigen Zeugniſſen zuſammentreffen.[1]) Alſo dachte die Kirche aber nicht um die Zeit der Reactionen, welche durch die Reformation hervorgerufen waren. Die Väter des Concils zu Trento hielten dafür, daß ſchwere Beſchuldigungen gegen die Geiſtlichkeit, begründet oder nicht, indem ſie dieſer die Achtung des Volkes raubten, zugleich dem Glauben ſelber Gefahr brächten, und ſie nahmen das Dekameron in die Zahl der verbotenen Bücher auf, jedoch mit dem beſchränkenden Beiſatz: bis es werde gereinigt ſein (Boccatii Decades, sive novellae centum, quamdiu expurgatae non prodierint). Durch dies Verbot geriethen Diejenigen in eigene Verlegenheit, die in dem oben angedeuteten Sinne die Geſetze der italieniſchen Sprache feſtzuſtellen bemüht waren: nur aus einem Buche ſollte der zu verwendende Wortſchatz geſchöpft, nur die Schreibart dieſes einen nachgeahmt werden; dies eine aber durfte Niemand leſen, wenn er nicht den Strafen der Inquiſition verfallen wollte. Die florentiner Sprachforſcher, welche eben damals ihr berühmtes Wörterbuch vorzubereiten anfingen, erwirkten das Fürwort des Großherzogs Cosmus zuerſt bei Pius V. und dann bei dem etwas weniger ſtrengen Gregor XIII. Die Sache wurde mit einer diplomatiſchen Wichtigkeit betrieben, die ſich bei einem Buche leichtfertiger Geſchichten faſt komiſch ausnimmt. Der Magister sacri palatii ſandte 1571 ein Exemplar des Dekameron von

1) Monsign. *Giov. Bottari*, Lezioni sopra il Decamerone. Firenze, 1818. 2 Bde

Rom nach Florenz, in dem alle Stellen bemerkt waren, welche ausgemerzt oder umgestaltet werden müßten. In Florenz ernannte der Großherzog auf Vorschlag der Akademie, welche später den Namen der Crusca annahm, eine Deputation, bestehend aus Vincenzo Borghini, Antonio Benivieni, Agnolo Guicciardini und Bastiano Antinori. Alle Stellen, in denen auf Geistliche ein ungünstiges Licht fiele, sollten getilgt, oder dadurch unschädlich gemacht werden, daß die Mönche in Kaufleute, Soldaten, Zauberer, die Nonnen in ledige Mädchen verwandelt würden und dergleichen. Es ist unglaublich, welche Albernheiten in solcher Weise zu Stande gekommen sind. So ist z. B. in der zehnten Geschichte des dritten Tages Alles gestrichen, was auf die Worte: „und richtete an ihn dieselbe Frage, die sie schon an die Andern gethan hatte" bis: „geschah es, daß in Capsa ein Feuer auskam", folgt, wodurch denn die Geschichte in der That eine mehr als orientalische Einfachheit erhalten hat. Der Magister sacri palatii, mit dem verhandelt werden mußte, war ein Spanier, Namens Thomas Manrique, und des Italienischen nicht allzukundig; so fand er denn mitunter Scrupel, wo auch nicht der kleinste Grund dazu vorlag [1]). Besonderes Bedenken erweckte die sechste Geschichte des ersten Tages; sie hatte keinen Sinn, wenn man den Mönchen andere Personen unterstellte. So mußte sie denn wegbleiben, und es wurde ernsthaft darüber verhandelt, ob man nicht neunundneunzig Geschichten füglich als hundert bezeichnen könne. Wohl zu bemerken ist aber, daß bei diesem ganzen, seltsamen Unternehmen die Sittlichkeit auch nicht im Mindesten in Betracht kam. Die Schilderungen der Unkeuschheit und des Ehebruches ließ Monsignor Manrique unangefochten, nur Mönche sollten es nicht sein,

1) Z. B. wollte er den Ausdruck: „bellezze eterne del cielo" gestrichen wissen, weil der Himmel nicht von Ewigkeit her, sondern geschaffen sei; er verwechselte also eterno und perpetuo.

welche darin handelten. — So entstand die Ausgabe der *Deputati* (Florenz, Giunti, 1573). Weder dem einen, noch dem andern Theile genügte indeß diese Säuberung. Die Sprachfreunde und Diejenigen, welche das Dekameron zu ihrem Ergötzen lasen, vermißten viele der schönsten Stellen; die römischen Rigoristen dagegen fanden, daß immer noch viel zu viel mit durchgeschlüpft sei. Diesen letzteren Antrieben gehorsam, unternahm der berüchtigte Widersacher Tasso's, Cavalier Salviati, eine neue, noch viel willkürlichere Umarbeitung, die mit dem vollen Beifalle Roms 1582 in zwei Auflagen erschien, aber allgemein als unberufene Verunstaltung des Dekameron verworfen ward. Ohngefähr in dem gleichen Sinne und mit noch minderem Beifall verfuhr Luigi Grotto, der sogenannte Cieco d'Adria (Venezia Zoppini e Farri, 1588). Fast ein Jahrhundert lang erschien keine unverstümmelte Ausgabe des Dekameron; dann wagte man sich, zuerst in Holland und England, mit einzelnen Abdrücken hervor; noch später setzte man in Italien selbst sich über das Verbot hinweg, und gegenwärtig liefert jedes Jahr ein ganzes oder halbes Dutzend Ausgaben unter den Augen der Kirche, welche zu dem Misbrauche, den sie nicht mehr zu hindern vermag, ein Auge zudrückt.

Die schlüpfrigen Erzählungen, deren das Dekameron leider eine nicht geringe Anzahl enthält, haben dem Buche von jeher viele Leser zugeführt. Wie hart schon Pietro Petroni den Verfasser darüber durch Ciani tadelte, und welche Vorwürfe Boccaccio sich in späten Jahren selbst über den lüsternen Inhalt dieser Arbeit machte[1]), ist be-

---

1) „Nosti, quot ibi sint minus decentia et adversantia honestati, quot Veneris infaustae aculei, quot in scelus impellentia, etiam si sint ferrea pectora, a quibus, esti non ad incestuosum actum illustres impelleutur foeminae, et potissime quibus sacer pudor frontibus insidet, subeunt tamen tacito passu aestus illecebrae, et impudicas animas obscoena concupiscentiae

reits erwähnt worden. Noch ſtrenger haben Andere geurtheilt [1]), und es iſt ſchwerlich zu leugnen, daß dieſe, die Sinne kitzelnden Geſchichten ſchon für Manchen vom nachtheiligſten Einfluſſe geweſen ſind. Alle die zahlreichen Schriftſteller, die, beſonders in Frankreich und theilweis auch in Italien, planmäßig daran gearbeitet, junge Gemüther durch ſittenloſe Schilderungen zu vergiften, haben aus dem Dekameron, als einer willkommenen Fundgrube, reichlich geſchöpft, und manche von unſeren Novellen hat, mit den grellſten Farben frech ausgemalt, in der obſcönen Literatur die Runde gemacht.

Aeußerſt fern liegt mir gewiß eine Apologie der Unzucht; nothwendig ſcheint es aber, dem Dekameron die richtige Stellung anzuweiſen, durch die es alsdann vielleicht minder ſtrafbar erſcheinen dürfte. Die unerlaubte Geſchlechtsliebe, beſonders der Ehebruch, hat offenbar neben dem verbrecheriſchen ein komiſches Element, und aus der Vereinigung von Luſt und Angſt, von hochfliegender Leidenſchaft und feigem Schuldbewußtſein entwickeln ſich die lächerlichſten Antitheſen, und der ausbündigſte Scharfſinn muß aufgeboten werden, um das, zwiefache Schande zugleich ſcheuende, Vergehen vor Entdeckung zu ſchützen. So kehrt denn dies Element, wenn es nicht durch die Sitte gewaltſam zurückgedrängt wird, überall wieder, wo die Aufgabe verfolgt wird, Beiſpiele von komiſchen Verflechtungen der Ereigniſſe und von ſchlau gefundenen Auswegen aus ſchlimmer Verlegenheit zu erzählen; ebenſo wie im Dekameron und ſeinen Nachfolgern, in den älteren franzöſiſchen

---

tabe nonnunquam inficiunt irritantque.“ Brief an Mainardo de' Cavalcanti.

1) Z. B. *Bonifazio Vanozzi* bei *Mazzuchelli* p. 1335 Na. 149: „Chi potesse contare, quante puttane ha fatto il Decameron del Boccaccio, rimarrebbe stupido e senza senso.... Per conto delle materie e delle cose narrate da esso in quel suo Novelliere, non si può dire, quanto e quale sia stato e perseveri tuttavia il danno che se ne sente.“

Fabliaux und Contes [1]). Es ist dies Element für diese Gattung von Literatur ein wesentliches, und man kann es kaum völlig verbannen wollen, ohne dieser Gattung zugleich die reichlichste Lebensader abzuschneiden. In einer zwiefachen Weise kann nun aber dies Element von dem Erzähler verarbeitet werden: entweder so, daß es nur um seines lächerlichen Effectes willen auf die Scene gebracht wird, gerade wie jede sonstige Verwickelung, Schlauheit und dergleichen; oder so, daß der Schriftsteller bei diesem Elemente um seiner selbst willen, weil es ein unzüchtiges ist, wollüstig ausmalend verweilt. Offenbar ist nur die letzte Behandlung die frivole zu nennen. Wir begegnen demselben Gegensatz auch in der bildenden Kunst, nur daß wir in dieser nachsichtiger zu sein gewöhnt sind. Wir werden, wo der an sich nicht frivole Gegenstand das Nackte fordert, dem Maler das Recht zugestehen, es mit aller Meisterschaft uns darzustellen, sollte seine Darstellung auch geeignet sein, sinnlich zu erregen; die Sinnenlust als solche, wie in der Jo und Leda Correggio's, oder in der Danaë Titian's, werden wir aber nie als einen würdigen Gegenstand der Kunst anerkennen, und nur um der Trefflichkeit der Technik willen solche Abirrung entschuldigen können. — Es darf nun behauptet werden, daß Boccaccio, fast ohne Ausnahme, das Unzüchtige nur als nothwendigen Baustein benutzt, um die komische Situation, auf die es ihm eben ankommt, aufzubauen, und daß er eben deshalb oft gar unfein mit derben unverhüllten Worten gleich das Ding beim rechten Namen nennt; während seine frivoleren Nachahmer der Sünde einen lüstern coquettirenden Schleier umwerfen und mit Vorliebe dabei verweilen, ihn immer nach einer andern Seite zu lüften. In weit höherem Grade unsittlich, als jene einzelnen verfänglichen Situationen, finde ich die mehrfachen Versuche, die Unkeuschheit, ja den Ehebruch durch Sophismen zu rechtfertigen, wie

1) Rosenkranz, Geschichte d. Poesie. II. 92. 93.

z. B. im Tedaldo. Theils aber iſt es allerdings die, von Tieck im weiteſten Umfange verfolgte, Aufgabe der Novelle, Paradoxes, ja völlig Verkehrtes nach den verſchiedenſten Richtungen hin ſcharfſinnig zu verfechten, theils liegen jene Verkettungen von Trugſchlüſſen gerade unſerer Denkweiſe gewiß zu fern, um von ihnen die mindeſte Gefahr beſorgen zu können.

Zwiſchen dem Entſtehen des Dekameron und den erſten gedruckten Ausgaben [1]) deſſelben iſt wenig mehr als ein Jahrhundert verſtrichen. Den vermuthlich älteſten Abdruck (um 1470) pflegt man nach den Schlußworten: Deo gratias zu nennen. Die Valdarfer'ſche Ausgabe von 1471 (Venedig) genießt bei den Bibliomanen ein von keiner andern typographiſchen Seltenheit erreichtes Anſehen. Der Marquis Blandford erkaufte ein vollſtändiges Exemplar von ihr in der Roxburgh'ſchen Auction im Jahre 1812 für 2260 Pfund Sterling. Dieſer Kauf war es, der zu der Errichtung des Roxburghclubs Anlaß gab, in dem die Bibliomanie ex professo betrieben ward. Schon ſieben Jahre ſpäter kam indeß daſſelbe Exemplar noch einmal unter den Hammer, und wurde von Lord Spencer für 918 Pfund erſtanden. — Wie hätte ſelbſt dieſe letzte Summe genügt, um den Geldverlegenheiten des armen Boccaccio für immer abzuhelfen! — Unter den ziemlich zahlreichen Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts, die noch außer dieſen beiden uns bekannt ſind, verdient eine, vom 20. April 1482 bis zum 13. Mai 1483 aus der Druckerei von San Jacopo di Ripoli hervorgegangene, als ein Curioſum Erwähnung. Jene Druckerei gehörte nämlich zu einem Nonnenkloſter; die frommen Schweſtern ſetzten, druckten, hefteten ſelbſt, was ihnen von Buchhändlern aufgetragen ward, wie die noch erhaltenen Kloſter-

---

1) Vergl. *Gamba*, Serie d. testi Nro. 166 sqq.

rechnungen darüber Nachricht geben. Hier war nun der Besteller ein Ser Piero da Pescia, durch Vermittelung eines Giovanni di Nato, und die Auflage betrug 200 Exemplare [1]). Mir erscheint aber die Situation höchst komisch, wie ehrbare Nonnen in ihrem Ordensgewande, hier die Novelle des Masetto von Lamporecchio setzen, dort die Abdrücke der Geschichte von der Aebtissin mit dem seltsamen Psalterium auf dem Kopfe, nach Druckfehlern spähend, eifrig corrigiren.

Bei der Kürze der Zeit, während welcher es handschriftlicher Vervielfältigung des Dekameron bedurfte, und bei der beträchtlichen Anzahl von gedruckten Ausgaben, die schnell auf einander folgten, möchte man vermuthen, daß der uns überlieferte Text jenes Buches hinlänglich gesichert sei. Das ist jedoch nur in minderem Maße der Fall; vielmehr gehören die Handschriften und noch mehr die alten Drucke des Dekameron zu den größten Seltenheiten. Der Grund davon liegt zum Theil in einer merkwürdigen Carnevalsscene, die sich in den Jahren 1496 und 97 zu Florenz zutrug. Der Geschichtsschreiber Nardi [2]) erzählt, Fra Domenico da Pescia, der Genosse des Savonarola, habe um jene Zeit, wiewol gelehrter Bildung ermangelnd, mit solcher Frömmigkeit und Salbung gepredigt, daß er in der kurzen Zeit vom Advent bis zum Carneval die Florentiner überredet, alle schlüpfrigen und unsittlichen Bücher und alles Bildwerk oder Gemälde aus ihren Häusern zu schaffen, das geeignet wäre, sinnliche Gedanken zu erwecken. „Zu diesem Ende beauftragte er Kinder, unter der Leitung von Oberen, die aus ihrer Mitte gewählt waren, viertelsweise in die Häuser der Bürger zu gehen und demüthig und sanft von einem Jeden das Anathema (denn so nannte sie alle dergleichen unanständige Dinge), als von Gott und

1) *Vinc. Follini*, Lezione sopra due edizioni del sec XV. Fir. 1831.

2) Istorie f. 34 der Originalausg. Lyon 1582. Vgl. f 43.

von den Kirchengesetzen verflucht, zu erfordern. Wurde ihnen darauf dergleichen verabfolgt, so segneten sie das Haus mit einem eigenen, gar erbaulichen Spruche ein, den ihnen Fra Girolamo zu dem Ende verfaßt hatte. So wurde denn in kurzer Zeit eine erstaunliche Menge ungeziemender Bilder, falsche Locken, allerhand Putzsachen und Wohlgerüche, Brettspiele von erlesener Schönheit, Spielkarten und Würfel, vielerlei musikalische Instrumente, Exemplare von den Werken des Boccaccio und dem Morgante maggiore, sowie Traum- und Zauberbücher von ihnen zusammengebracht. Alle diese Gegenstände wurden am Carnevalstage auf einem großen Gerüste ausgestellt, das auf dem Domplatze errichtet war. Von einer breiten Unterlage erhob sich dies Gerüst in allmäliger Verjüngung gleich einer Pyramide, auf deren Stufen alle jene Sachen, mit Reisig und anderen brennbaren Stoffen abwechselnd, angeordnet waren. Zu diesem Feste strömte das Volk in Scharen, ohne sich für dies Jahr um die sonst gewohnten Carnevalslustbarkeiten zu kümmern. Die Kinder aber hörten am Morgen in der Domkirche eine feierliche Engelsmesse und zogen am Nachmittage von den einzelnen Vierteln, in denen sie sich unter ihren Oberen versammelt hatten, weiß gekleidet, mit Olivenkränzen auf dem Haupte und rothen Kreuzlein in den Händen, erst nach der St. Marcuskirche und dann nach dem Domplatze, wo sie in der Loge der städtischen Obrigkeiten Platz nahmen. Dabei sangen sie fortwährend lateinische Psalmen oder italienische Kirchenlieder, bis endlich die vier Oberen mit brennenden Fackeln herabstiegen und jenes Gerüste anzündeten, welches alsdann mit seinem gesammten Inhalte bei dem Schmettern der Trompeten niederbrannte" [1]).

So waren denn schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts correcte Exemplare selten geworden, und ob-

1) Vergl. Rudelbach, Hieron. Savonarola und seine Zeit. S. 177.

wol Nicolò Delfino [1]) ſich um die Berichtigung des Buches Verdienſte erwarb, und aus den berühmten Druckereien des Giunta [2]) und Aldo [3]) neue Ausgaben hervorgingen, lag der Text noch ſehr im Argen. Da verbanden ſich ſieben ausgezeichnete junge Florentiner (Bernardo Segni, Antonio degli Alberti, Francesco Guidetti, Schiatta Bagneſi, Pier Vettori, Ant. Francini und Bartol. dei Cavalcanti) zu einer ſorgfältigen Berichtigung des Dekameron, und die Frucht ihrer Arbeit war die berühmte Giuntiner Ausgabe von 1527 (die ſogenannte Ventisettana) [4]), deren Trefflichkeit um ſo mehr anzuerkennen iſt, als ihren Urhebern das gleich zu erwähnende vorzüglichſte Hülfmittel unzugänglich war. Die Mehrzahl der übrigen, im ſechszehnten Jahrhundert erſchienenen Ausgaben: von Ant. Brucioli [5]), von Lod. Dolce [6]), von Franc. Sanſovino [7]), von Girol. Ruſcelli [8]), von Franc. Giuntini [9]), von Nic. Alunno [10]) u. ſ. w. iſt lediglich als Handelsſpeculation zu betrachten, und die in ihnen gemachten Veränderungen des Textes ſind faſt ohne Ausnahme Entſtellungen.

Erſt die durch den oben erwähnten Beſchluß des Tridentiner Concils hervorgerufene Nothwendigkeit, das Dekameron umzuarbeiten, wurde Anlaß einer weiteren Berich-

---

1) Venezia Greg. de Gregorj. 1516.

2) Firenze, 1516.

3) Venezia, 1522.

4) Gute Exemplare pflegen nicht unter 30 Louisd'or verkauft zu werden.

5) Venezia, Giolito 1538 und öfter.

6) Venezia, Giolito 1541 und öfter. *Dolce* ſelbſt tadelte in jeder ſeiner ſpäteren Ausgaben die früheren.

7) Venezia, Grifio 1549.

8) Venezia, Valgrisio 1552.

9) Lione, Rovillio 1555. 16mo.

10) Venezia, Gherardo 1557.

tigung des Textes. Baccio Baldini, der Leibarzt des Großherzogs Cosimo, hatte, lange nachdem die Ausgabe von 1527 vollendet war, eine Handschrift wieder aufgefunden, die vermuthlich vor der Revolution von 1494 bereits der Familie Medici gehört hatte, seitdem aber verloren war. Es war diese Handschrift am 13. August 1384 durch Francesco (den Sohn des Amaretto) Mannelli, der, wie wir wissen, ein Taufpathe Boccaccio's war, beendet worden. Darüber, daß dieser äußerst einsichtige Schreiber seinem Originale die größte Autorität beilegte, und daß er es mit der gewissenhaftesten Sorgfalt copirte, kann kein Zweifel obwalten. Daß es indeß, wie die Deputati und die meisten Späteren angenommen haben, Boccaccio's eigenhändige Urschrift gewesen sei, ist bloße, wenn auch nicht unwahrscheinliche Vermuthung. Dieses Manuscript nun legten die vier Obengenannten ihrer Berichtigung zum Grunde, verglichen aber daneben noch eine große Anzahl von Handschriften und einige ältere Drucke. Die Erwägungen, welche sie bei der Verarbeitung dieser Materialien geleitet hatten, legten die Deputati in ausführlichen „Annotazioni" nieder, die zu dem Besten gehören, was über italienische Philologie jemals geschrieben ist. So entstand die Ausgabe von 1573, die allen Anforderungen genügt haben würde, wenn nicht die von Rom gebotenen Verstümmelungen sie entstellt hätten. Wie neun Jahre später Salviati nicht nur noch mehr vom Dekameron hinwegschnitt, sondern auch mit dem stehen gebliebenen Texte auf das Willkürlichste umsprang, ist schon erwähnt worden. Dabei ging er von der verkehrten Annahme aus, Boccaccio habe zwei von einander abweichende Manuscripte hinterlassen, zwischen deren Lesarten uns zu wählen freistehe. Zur Rechtfertigung seines Verfahrens sollten die zwei Bände „Avvertimenti" dienen, die bei den italienischen Sprachforschern höchstes Ansehen genießen, in der That aber eine Ausgeburt pedantischer, auf unsichern Grundlagen aufgebauter Sylbenstecherei sind.

Die nächsten, für das Dekameron sehr unfruchtbaren 180 Jahre ließen diese Arbeiten der gelehrten Florentiner unberücksichtigt und strebten nur nach Herstellung eines unverstümmelten Textes, den man aus der Ventisettana zu entlehnen pflegte. Den Anfang machte die zierliche Elzevir'sche Ausgabe von 1665, die mehrmals nachgemacht wurde. Es folgten der Rolli'sche Abdruck der Giuntiner Ausgabe (London, Edlin 1725) und die Venezianer Contrefaçon [1]) derselben (1729 gedruckt von Pasinello). Die schlechte Ausgabe von Ciccarelli (Neapel, angeblich Amsterdam 1718) verdient aus keinem anderen Grunde Erwähnung, als weil die Crusca in der vierten Ausgabe des Vocabolario sich ihrer bedient hat.

Später wandte sich die Aufmerksamkeit aufs Neue der Mannelli'schen Handschrift zu. Der Marchese Pier Ant. Guadagni ließ, besonders mit Bandini's Hülfe, zu Lucca 1761 einen buchstäblichen Abdruck dieses Manuscriptes [2]) veranstalten, dem er eine höchst gewissenhafte Vergleichung der Ventisettana beifügte. Seit dieser Zeit sind alle nennenswerthen Ausgaben [3]) auf Guadagni's Arbeit unmittelbar oder zur zweiten Hand gebauet, und es ist stets als das größte Verdienst betrachtet worden, sich so nahe als möglich an den Mannelli'schen Text anzuschlie-

---

1) Die Kennzeichen zu wissen, an denen man Original und Nachahmung unterscheiden kann, gehört zu dem ABC der Bibliomanen. Gleich am Anfange des Registers hat das Original Cento novella, die Contrefaçon aber novelle u. s. w.

2) Daß die Treue dieses Abdruckes weiterer Prüfung unterworfen wäre, ist mir allerdings nicht bekannt. Eine Ungenauigkeit läßt sich erkennen, auch ohne die Handschrift selbst zu vergleichen. Nach S. 373 hieße es in der Schlußschrift: ad honorem egregi simacu spinjs, was völlig sinnlos ist. Vergleicht man indeß das im Kupferstich beigefügte Facsimile, so scheint egregiae et immacul(atae) V(ir)ginis gelesen werden zu müssen.

3) Nur wegen der Anmerkungen, nicht in Ansehung des Textes haben die beiden Ausgaben von Martinelli (London 1758 und 1762) einiges Interesse.

ßen. Beſonders treu haben dies Poggiali (Livorno, angeblich London 1789. 90), Ferrario (Milano, Classici 1803) [1]) und Vitarelli (Venedig, 1811) gethan. Weitaus die vorzüglichſte unter allen Ausgaben iſt indeß die des Abate Michele Colombo (Parma 1818, 8 Sedezbände), ſowol durch ihre ausgezeichnete Correctheit, als durch die ſprachlichen Anmerkungen, die der Herausgeber theils ſeinen Vorgängern (Ruſcelli, Rolli, Martinelli) entlehnt, theils und hauptſächlich ſelbſt hinzugefügt hat [2]). Die neueren Herausgeber (Molini, Florenz 1820 und 1827. 16mo. Ugo Foscolo, London, Pickering, 1825, 3 Bde. 8vo und der Abdruck davon im Parnasso Italiano continuato, Leipzig 1833 u. ſ. w.) haben nur das Verdienſt, die gleiche Richtung mit größerer oder geringerer Sorgfalt verfolgt zu haben. Am nächſten an Colombo ſchließt ſich der Abdruck in der Moutier'ſchen Ausgabe von Boccaccio's ſämmtlichen Werken an (Florenz 1827), leider ſind indeß weder die Anmerkungen vollſtändig aufgenommen, noch iſt der Text ein irgend correcter zu nennen.

Sollte für die Berichtigung des Dekameron, die allerdings an manchen Stellen als Bedürfniß erſcheint, noch irgend Erhebliches gethan werden, ſo käme es auf die Voruntersuchung an, ob ſich annehmen laſſe, daß uns von Boccaccio's Originalmanuſcript noch andere Spuren, als durch Francesco Mannelli erhalten ſeien. Wir wiſſen, daß die geſammte Bücherſammlung des Verfaſſers durch Vermächtniß an das Kloſter Santo Spirito kam, und da eine Clauſel des Teſtamentes ausdrücklich verlangt, daß jene Manuſcripte, ſelbſt zum Abſchreiben, frei zugänglich bleiben ſollen, ſo liegt es nahe, zu vermuthen, daß auch anderen Handſchriften, oder daß alten Drucken eine ſolche Benutzung

1) In dieſer Ausgabe ſind die Annotazioni der Deputati wieder abgedruckt.

2) Dieſe Ausgabe iſt der gegenwärtigen Ueberſetzung zum Grunde gelegt.

zum Grunde liege. Allerdings aber erscheint es als zweifelhaft, ob unter den nach Santo Spirito gekommenen Büchern sich überall ein Manuscript des Dekameron befunden. Wie große Gewissensbisse sich Boccaccio in späteren Jahren über die unzüchtigen und gegen die Geistlichkeit gehässigen Stellen des Buches machte, haben wir oben berichtet, und Derjenige, der dies Legat zuerst empfangen sollte, war Boccaccio's Beichtvater! Hatte nicht vielleicht der Verfasser in einer Aufwallung der Reue seine Originalhandschrift verbrannt, oder sie doch von den Büchern ausgeschlossen, die Beichtvater und Kloster erhalten sollten? — Dennoch vermuthe ich das Gegentheil, das bei so vielfachen ähnlichen Inconsequenzen der Zeit uns nicht füglich überraschen kann. Bemerkenswerth ist nämlich in dieser Hinsicht, daß unter den älteren Ausgaben gerade die beiden ersten, vor dem Brande von Santo Spirito entstandenen, nach Buonamici's [1]) Untersuchungen, den correctesten, mit dem Mannelli'schen genau verwandten Text bieten. Diese Spur dürfte nun, wie mich dünkt, zu verfolgen und zu ermitteln sein, ob jene ältesten Ausgaben nicht eine erhebliche Zahl von Berichtigungen zu geben vermöchten.

Uebersetzt ist das Dekameron in die verschiedensten Sprachen. Von manchen Novellen haben wir lateinische Bearbeitungen. Bemerkenswerth ist darunter die der Griseldis von Petrarca in doppelter Beziehung. Einmal ist sie von einem Schreiben an Boccaccio begleitet, in dem Laura's gelehrter Verehrer dem Freunde mit sehr vornehmen Wohlwollen schreibt, er habe das Buch der hundert Geschichten zufällig zu sehen bekommen und natürlich nur Zeit gehabt, ganz wenig darin zu lesen, aber Einiges recht hübsch gefunden und Anderes mit der damaligen Jugend des Verfassers entschuldigt. Zweitens hat Petrarca, in dem Glauben, die mangelhafte Arbeit des Verfassers wesentlich zu bessern, sich eine Menge von Veränderungen erlaubt,

1) Lettera. London, 1725, Replica Paris 1729.

die in überraſchendem Maße beweiſen, wie ſehr es ihm an dem richtigen Tacte für Oekonomie und Ton einer ſolchen Erzählung fehlte.

Unter den franzöſiſchen Ueberſetzungen iſt die verbreitetſte die des königlichen Rathes und Kriegsſchatzmeiſters Antoine Maſon [1]), die durch ihre große Genauigkeit mir auch bei meiner Arbeit nicht ſelten von Nutzen geweſen iſt. Maſon wurde getadelt, daß er die Nacktheiten des Boccaccio unverſchleiert wiedergegeben [2]). Dennoch durfte er es wagen, das Buch der Schweſter Franz I., der Königin Margaretha von Navarra, in deren Auftrage er die Ueberſetzung unternommen, zuzueignen. Freilich enthalten die berühmten eigenen Contes et nouvelles dieſer Fürſtin Geſchichten, die den ſtärkſten des Boccaccio wenig nachgeben.

Ohne bei den Ueberſetzungen in andere Sprachen zu verweilen, möge erwähnt werden, daß das Dekameron ſchon frühe mehrfach in's Deutſche übertragen ward. Eine Ueberſetzung erſchien Lucern 1470, eine zweite Augsburg 1490 (ſpäter Straßburg 1547, und Augsburg [Meſſerſchmidt] 1561). Als verſchieden von ihnen bezeichnet Val. Schmidt [3]) ſowol die Straßburg 1561, als die Frankfurt (Feierabend) 1583 gedruckte. Eine fünfte wäre nach Mazzuchelli (p. 1354) Frankfurt (bei Egenolf Emmele) 1625 und (bei Schönwetter) 1646 herausgekommen. Alle dieſe Arbeiten kenne ich indeß nicht aus eigener Anſchauung. Unter den neueren iſt die von Soltau gewiß mit dem meiſten Fleiß und mit der größten Sprachkennt-

---

1) *Mazzuchelli* p. 1353 zählt von 1543—1694 achtzehn Ausgaben auf.

2) Die Bemerkung Mazzuchelli's, daß in den Ausgaben von 1552 an die verfänglichen Stellen gemildert ſeien, finde ich an der von 1558, die ich beſitze, nicht beſtätigt.

3) Beiträge S. XIII. u. 115.

niß gemacht [1]). Außerdem ſind mir die Ueberſetzungen von Schaum, von Röder [2]) und von einem Ungenannten (München bei Michaelis) bekannt geworden und häufig verglichen, wenn auch meiſt nur wegen der Curioſitäten, an denen es nicht darin fehlt.

Die Aufgabe, welche ich mir bei meiner Arbeit geſtellt habe, iſt dieſelbe, die Schleiermacher [3]) ſo meiſterhaft vorgezeichnet und in ihren Schwierigkeiten und unüberſteigbaren Schranken charakteriſirt hat: der Leſer ſollte durch die Ueberſetzung ſo viel als möglich denſelben Eindruck erhalten, den auf den Ueberſetzer (deſſen genügende Vorbereitung und Umſicht vorausgeſetzt) das Original machte. Der Leſer ſollte alſo in der deutſchen Rede den Laut der fremden Sprache, und zwar die eigenthümliche Tonart derſelben durchklingen hören, die gerade dieſer Schriftſteller angeſchlagen. Wie leicht ein ſolches Beſtreben zur Schwerfälligkeit führen, ja unverſtändlich machen kann, iſt weder zu verkennen, noch fehlt es in dieſer Hinſicht an warnenden Beiſpielen. Sollte dieſe Gefahr vermieden werden, ſo durfte ich einzelne Abweichungen von der Strenge jenes Principes, wie auch Schleiermacher ſie zuläßt, nicht ſcheuen. Der Ueberſetzer mußte „die Kenntniß der fremden Welt des Verfaſſers, die er bei dem Leſer nicht vorausſetzen kann, auf die kürzeſte, zweckmäßigſte Weiſe ſuppliren und überall die größere Leichtigkeit und Natürlichkeit des Originals durchleuchten laſſen.“ Hierher gehört die Vertauſchung italieniſcher Witzworte und ſprichwörtlicher Reden mit deutſchen. — Nur dazu habe ich mich durchaus nicht entſchließen

---

1) Ein ausführlicheres Urtheil habe ich in der Vorrede zur erſten Ausgabe dieſes Buches S. VII—IX. ausgeſprochen.

2) In der Ankündigung heißt es: „Das Dekameron wurde zwar ſchon in einigen Ueberſetzungen dem deutſchen Publikum in die Hände gegeben; noch nie aber in einer vollſtändigen wort- und ſinngetreuen, wie hier geſchieht.“

3) Ueber die verſchiedenen Methoden des Ueberſetzens.

können, bei der Ueberſetzung zu entfernen, was keuſchen Ohren unſerer Tage verletzend iſt. Bei Boccaccio's Eigenthümlichkeit, der das Unanſtändige nicht um ſein ſelbſt willen lüſtern ausmalt, ſondern nur mit aufnimmt, um dadurch zur Pointe der Erzählung zu gelangen, hätte ich fürchten müſſen, ähnliche Albernheiten zu Stande zu bringen, wie die Deputati in der Geſchichte von Alibech und Ruſtico. — Sint ut sunt, aut non sint. — Ob ich unter ſolchen Umſtänden nicht beſſer gethan hätte, das Buch unüberſetzt zu laſſen? — Da bereits neun deutſche Ueberſetzungen im Umlaufe ſind, ſo wäre es dadurch gewiß der Kunde deutſcher Leſer nicht entzogen. Sicher aber iſt der Eindruck des Buches ein günſtigerer, wenn der Leſer durchgängig gewahr wird, das Ziel des Bearbeiters ſei ein ernſteres, ich möchte ſagen, wiſſenſchaftliches geweſen, als wenn er ſieht, daß es nur darauf ankam, ſeine Lachluſt oder Lüſternheit durch das Nacherzählen ſchlüpfriger Geſchichten anzuregen.

Chronologische Uebersicht
über Boccaccio's Leben.

1313. Boccaccio wird geboren.
1324 oder 25. Kommt zu einem Kaufmann in die Lehre.
1330 oder 31. Geht nach Neapel, um canoniſches Recht zu ſtudiren.
1336 oder 37. Widmet ſich der Poeſie.
1338 oder 39. Sieht Maria zum erſten Mal.
1339. Datirt: apud busta Maronis.
1339, 40. Schreibt den Filocopo und die Theſeide.
1341—42 (zwiſchen dem 15. April 1341 und 28. Auguſt 1342). Kehrt nach Florenz zurück.
1342—44. Schreibt den Ameto und die Amorosa visione.
1345. Iſt wieder in Neapel.
—— (?). Schreibt die Fiammetta und den Filostrato.
1346 (?). Schreibt das Ninfale Fiesolano.
1348. Geht mit Ludwig von Tarent nach Toscana.
—— Beginnt das Dekameron.
1349 (15. Mai). Iſt in Neapel.
1350 (26. Januar). Iſt in Florenz.
—— Geht zu Francesco Ordelaffi nach Forli.
—— (im Herbſt). Empfängt Petrarca in Florenz.
—— (30. December). Erhält von der Republik einen Auftrag nach Ravenna.
1351 (April). Wird an Petrarca nach Padua geſandt.
—— (?). Schreibt das Leben Dante's.
1352. Wird an den Markgrafen Ludwig von Brandenburg geſandt.
—— (?). Iſt wieder in Neapel.

1353 (im Sommer). Geht über Forlì nach Ravenna zu Bernardino Polenta.
—— (?). Beendigt das Dekameron.
1354. Wird an Innocenz VI. nach Avignon geſandt.
1355 (?). Schreibt den Corbaccio.
1359. Geht zu Petrarca nach Mailand.
1360. Führt den Leontius von Venedig nach Florenz.
—— Wohnt von nun an vorzugsweiſe in Certaldo.
1361. Wird von Gioachino Ciani beſucht.
1362 (November). Geht wieder nach Neapel.
1363 (Frühjahr). Verläßt Neapel.
—— (Juni—Auguſt). Weilt bei Petrarca in Venedig.
—— Beginnt die Genealogia Deorum.
—— Zwiſchen 1363 und 1370 entſtehen die Schriften über die Berge u. ſ. w., über berühmte Frauen und über die Unfälle ausgezeichneter Perſonen.
1365 (20. Auguſt). Wird an Urban V. nach Avignon geſandt. Berührt Genua.
—— (21. Auguſt). Macht ſein erſtes Teſtament.
1366 (?). Geht vergeblich nach Venedig, um Petrarca zu beſuchen.
1367. Iſt Offiziale del Magistrato degli Stipendiarj.
—— (November). Wird an Urban V. nach Rom geſchickt.
1370 (December). Geht nach dem Karthäuſerkloſter San Stefano.
1372 (Herbſt). Geht nochmals nach Neapel.
1373 (Frühjahr). Kehrt zurück.
—— Die Genealogia Deorum wird verbreitet.
—— (23. October). Fängt ſeine Vorträge über Dante's göttliche Komödie an.
1374 (Jan. oder Februar). Erkrankt und zieht wieder nach Certaldo.
—— (19. Juli). Petrarca ſtirbt.
—— (28. Auguſt). Macht ſein zweites Teſtament.
1375 (21. December). Stirbt.

Es beginnt das Buch, genannt Dekameron, und beigenannt der Hauptkuppler, in welchem hundert Geschichten enthalten sind, die von sieben Damen und drei jungen Männern erzählt werden.

Vorrede.

Mitleiden mit den Betrübten ist ein gar menschliches Gefühl, das, wenn es gleich einem Jeden wohl ansteht, doch vorzüglich von Denjenigen gefordert wird, die schon des Trostes bedurft, und ihn bei Andern gefunden haben. War unter diesen Einer, dem Theilnahme Noth that, dem sie willkommen war, und der sich durch sie erquickt fühlte, so bin ich gewiß ein Solcher. Denn von meiner frühesten Jugend an bis zu dieser Zeit bin ich immer in erhabener und adelicher Liebe über die Maßen und so sehr entbrannt, daß man, wollte ich davon erzählen, es vielleicht meinen niedrigen Umständen unangemessen finden dürfte, obgleich Diejenigen, die der Liebe kundig sind und meine Geschichte kennen, mich deshalb loben und um Vieles höher schätzen. Um dieser Liebe willen habe ich viel gelitten; nicht weil die geliebte Dame gegen mich grausam gewesen wäre, sondern wegen des übermäßigen Feuers, das ein ungeordnetes Verlangen in meinem Gemüthe entzündet, und mich an keinem vernünftigen Ziele befriedigt verweilen, vielmehr häufig größeren Kummer, als nöthig gewesen wäre, mich empfinden ließ. In diesem Trübsal gewährten mir die ergötzlichen Erzählungen eines Freundes und seine angemessenen Tröstungen so viel Erfrischung, daß ich der festen

Meinung bin, um ihretwillen allein ſei ich am Leben geblieben. Wie es aber Dem gefallen hat, der, während Er Selber unendlich iſt, allen Dingen auf der Welt das unabänderliche Geſetz, ein Ende zu haben, ertheilt hat, ſo verringerte ſich auch meine Liebe, die ſo überſchwänglich glühend geweſen war, daß weder die Kraft des eignen Entſchluſſes oder fremden Rathes, noch die Furcht vor Schande, noch endlich die drohende mit ihr verknüpfte Gefahr ſie zu zerſtören oder wankend zu machen vermocht hatten, mit der Zeit und allmälig ſolcher Weiſe in ſich ſelbſt, daß ich gegenwärtig fühle, ſie hat nichts als die Freudigkeit in meiner Seele zurück gelaſſen, welche zu empfinden pflegt, wer ſich auf ſeiner Fahrt nicht allzuweit in ihre finſtern Meere wagt. So ſehe ich denn, daß ſie, die mir eine Marter zu ſein pflegte, nun, wo aller Kummer hinweggenommen, mir nur als ein Wohlbehagen geblieben iſt. Obgleich aber die Qualen verſchwunden ſind, ſo iſt doch das Andenken an die Wohlthaten nicht entflohn, die ich einſt von Denen empfing, die um der Zuneigung willen, die ſie zu mir hatten, mich ungern leiden ſahen. Auch wird mich dies Andenken, wie ich hoffe, nicht eher, als mit dem Tode verlaſſen. Da nun die Dankbarkeit nach meinem Dafürhalten vor allen andern Tugenden vorzügliches Lob, ſowie ihr Gegentheil Tadel verdient, ſo habe ich, um nicht undankbar zu erſcheinen, bei mir beſchloſſen, nun, da ich mich frei fühle, nach meinen geringen Kräften, wenn nicht Denen, die mir halfen, die vielleicht wol wegen ihres eigenen Verſtandes oder guten Glückes deſſen nicht bedürfen, doch Anderen, denen es Noth thut, zur Vergeltung Deſſen, was ich empfing, einige Erleichterung zu gewähren. Und, obgleich, was ich beitrage, die Bedürftigen aufzuheitern oder zu tröſten, wie wir es nennen wollen, nicht viel bedeuten will und kann, ſo ſcheint es mir doch, man müſſe es am liebſten da bieten, wo die Noth am größten iſt, weil es dort am meiſten Nutzen ſtiften und auch am wertheſten gehalten werden wird. Wer wird

wol leugnen, daß es zweckmäßiger iſt, dieſen Troſt, wie er immer ſein mag, den holden Damen als den Männern zu ſchenken? Sie tragen mit Furcht und Scham die liebevollen Flammen im zarten Buſen verborgen, und wie viel größere Gewalt, als offenbare, die geheimen Gluthen haben, das wiſſen Die, welche es erfahren. Außerdem verweilen die Frauen die meiſte Zeit abhängig von dem Willen, Gefallen und Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder und Männer, auf den kleinen Bezirk ihrer Gemächer beſchränkt, und unmöglich iſt es, daß ſie immer heiter ſeien, während ſie den ganzen Tag faſt müßig ſitzen und im Wechſel von Wollen und Nichtwollen im ſelben Augenblick verſchiedene Gedanken vor ſich vorübergehen laſſen. Erzeugt ſich nun in ihrem Gemüthe aus den feurigen Wünſchen ihres Herzens eine gewiſſe Schwermuth, ſo muß dieſe zu ihrer großen Qual darin verweilen, bis neue Geſpräche ſie wieder vertreiben, wobei ich noch nicht einmal erwähne, daß die Weiber weit weniger Kraft haben, zu widerſtehen, als die Männer. Daher können wir auch deutlich ſehen, daß die Leidenſchaften der Männer kein gleiches Schickſal haben. Befällt ſie einige Schwermuth oder trübe Nachdenklichkeit, ſo haben ſie viele Mittel, jene zu mildern oder zu vertreiben; denn, ſobald ſie es wünſchen, bieten ſich ihnen Spaziergänge, Neuigkeiten, die ſie hören oder beſehen können, Vogelſtellen, Jagd, Fiſcherei, Reiten, Spiele und Handelsgeſchäfte dar. Ein jedes dieſer Dinge vermag wenigſtens für einige Zeit ganz oder zum Theil den Geiſt zu beſchäftigen und vom betrübenden Gegenſtande abzuziehen, und inzwiſchen findet ſich entweder auf die eine oder andere Weiſe ein Troſtgrund, oder der Schmerz wird geringer. Damit alſo durch mich die Unbilligkeit des Glückes theilweis wieder gut gemacht werde, welches, wo die Kraft, wie bei den zarten Frauen, am geringſten iſt, auch mit ſeinen Gaben am geizigſten zu ſein pflegt, denke ich zur Hülfe und Ausflucht der Liebenden, denn den Uebrigen genügen Spindel, Nadel und

Haſpel, hundert Geſchichten, Fabeln, Parabeln oder wirkliche Begebenheiten, wie wir ſie nennen wollen, mitzutheilen, die zur verderblichen Zeit der letzten Peſt von ſieben Damen und drei jungen Männern erzählt wurden, und noch einige Liedlein beizufügen, die eben jene Damen zu ihrer Luſt geſungen haben. In dieſen Geſchichten wird man luſtige und betrübte Liebesereigniſſe und andere abenteuerliche Begebenheiten kennen lernen, die ſowol in neuen als alten Zeiten ſich zugetragen haben und den ſchon erwähnten Frauen, welche dieſe Geſchichten leſen, mit den ſpaßhaften Dingen, die darin vorkommen, gleich viel Vergnügen, als guten Rath gewähren und ſie unterrichten werden, was ſie fliehen und was wieder erſtreben ſollen. Mich dünkt, dies Alles könne nicht geſchehen, ohne daß die üble Laune zum Weichen gebracht würde. Geſchieht aber das, und Gott gebe, daß es geſchehe, ſo mögen die Leſer Amor ihren Dank ſagen, der mich von ſeinen Feſſeln befreit und mir erlaubt hat, auf ihr Vergnügen bedacht zu ſein.

Es beginnt:

Der erste Tag des Dekameron,

an dem nach der Auseinanderſetzung des Autors, aus welchem Grunde es geſchah, daß die hernachbezeichneten Perſonen zuſammen kamen, um ſich einander zu erzählen, unter Pampinea's Regiment von Dem geſprochen wird, was ein Jeder am liebſten hat.

So oft ich, o holde Damen, in meinen Gedanken betrachte, wie ihr von Natur ſo mitleidig ſeid, erkenne ich auch, daß in eurer Meinung gegenwärtiges Werk einen betrübten und bitteren Anfang haben wird, da es die ſchmerzliche Erwähnung jener verderblichen Peſtſeuche, die

vor Kurzem einen Jeden, der sie sah oder sonst kennen lernte, in Trauer versetzt hat, an seiner Stirne trägt. Doch wünsche ich, daß ihr euch deshalb nicht vom Weiterlesen in dem Glauben abschrecken lasset, ihr werdet immer zwischen Seufzern und Thränen lesend hindurchgehen müssen. Dieser fürchterliche Anfang soll euch nicht anders sein, wie den Wanderern ein steiler und rauher Berg, in dessen Nähe eine schöne und anmuthige Ebene liegt, die ihnen um so wohlgefälliger scheint, je größer die Anstrengung des Hinauf- und Herabsteigens war. Und wie der Schmerz sich an das Uebermaß der Lust anreiht, so wird auch das Elend von der hinzutretenden Freude beschlossen. Dieser kurzen Trauer, kurz nenne ich sie, weil sie in wenig Zeilen enthalten ist, folgen alsbald die Lust und die Süßigkeit, die ich euch oben versprochen habe, und die man nach einem solchen Anfange, ohne ausdrückliche Versicherung, vielleicht nicht erwarten würde. In der That, hätte ich euch füglich auf einem andern und minder rauhen Wege als dieser dahin führen können, wohin ich es wünsche, so hätte ich es gern gethan. Weil aber ohne diese Erwähnung nicht berichtet werden konnte, warum geschah, was weiterhin zu lesen ist, entschließe ich mich gewissermaßen nothgedrungen zu dieser Beschreibung.

Ich sage also, daß die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes schon bis zur Zahl ein tausend dreihundert und acht und vierzig angewachsen waren, als das tödtliche Pestübel in die herrliche Stadt Florenz, die vor allen andern in Italien schön ist, gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper, oder als eine im gerechten Zorne über unseren sündlichen Wandel, von Gott den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählbare Menge Lebendiger getödtet hatte und, ohne anzuhalten, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend vorgeschritten war. Gegen dies Uebel half keine menschliche Klugheit

oder Vorkehrung, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu ernannte Beamte von aller Unſauberkeit reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und über die Bewahrung der Geſundheit viel Rathſchläge hielt. Eben ſo wenig nützten die demüthigen Gebete, die nicht ein, ſondern viele Male in wohlgeordneten Proceſſionen und auf andere Weiſe von den frommen Leuten Gott vorgetragen wurden. Ohngefähr zu Anfang des Frühjahrs im vorhingenannten Jahre begann die Krankheit ſchrecklich und auf wunderbare Weiſe ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Orient, das Naſenbluten ein offenbares Zeichen unvermeidlichen Todes, ſondern es kamen zu Anfang der Krankheit, gleichmäßig bei Männern wie bei Frauen, an den Weichen oder in den Achſelhöhlen gewiſſe Geſchwulſte zum Vorſchein, die manchmal ſo groß wie ein gewöhnlicher Apfel, manchmal wie ein Ei wurden bei den Einen ſich in größerer, bei den Andern in geringerer Anzahl zeigten und ſchlechtweg Peſtbeulen genannt wurden. Von den genannten Theilen des Körpers aus verbreiteten ſich dieſe tödtlichen Peſtbeulen in kurzer Zeit ohne Unterſchied über alle übrigen. Später aber gewann die Krankheit eine andere Geſtalt, und Viele bekamen auf den Armen, den Lenden und allen übrigen Theilen des Körpers ſchwarze und bräunliche Flecke, die bei Einigen groß und ſparſam, bei Anderen aber klein und dicht waren. Und, ſowie früher die Peſtbeule ein ſicheres Zeichen unvermeidlichen Todes geweſen und bei Manchen noch war, ſo waren es nun dieſe Flecke für Alle, bei denen ſie ſich zeigten. Dabei ſchien es, als ob zur Heilung dieſes Uebels kein ärztlicher Rath und die Kraft keiner Arzenei wirkſam oder förderlich wäre. Sei es, daß die Art dieſer Seuche es nicht zuließ, oder daß die Unwiſſenheit der Aerzte (deren Anzahl in dieſer Zeit, außer den wiſſenſchaftlich gebildeten, an Männern und Weibern, die nie einigen ärztlichen Unterricht genoſſen hatten, übermäßig groß geworden

war), der Krankheit rechten Grund zu erkennen und daher auch ein gehöriges Heilmittel ihr entgegen zu ſtellen, nicht vermochte; genug, die Wenigſten genaſen, und faſt Alle ſtarben innerhalb dreier Tage nach dem Erſcheinen der beſchriebenen Zeichen; der Eine ein wenig früher, der Andere etwas ſpäter, die Meiſten aber ohne alles Fieber oder ſonſtige Zufälle.

Dieſe Seuche gewann um ſo größere Kraft, da ſie durch den Verkehr von Denen, die an ihr krankten, auf die Geſunden überging, wie das Feuer trockne oder brennbare Stoffe ergreift, wenn ſie ihm nahe gebracht werden. Ja ſo weit erſtreckte ſich dies Uebel, daß nicht allein der Umgang die Geſunden anſteckte und den Keim des gemeinſamen Todes in ſie legte, ſondern ſchon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker gebraucht oder angefaßt hatte, ſchien die Krankheit dem Berührenden mitzutheilen. Unglaublich ſcheint, was ich jetzt zu ſagen habe, und wäre es nicht von den Augen Vieler, ſowie von meinen eigenen wahrgenommen, ſo würde ich mich nicht getrauen, es zu glauben, hätte ich es auch von glaubwürdigen Leuten gehört. Ich ſage nämlich, daß die anſteckende Kraft dieſer Seuche mit ſolcher Gewalt von Einem auf den Andern überging, daß ſie nicht allein vom Menſchen dem Menſchen mitgetheilt ward, ſondern daß auch, was viel mehr ſagen will, jedes Thier, außer dem Menſchengeſchlechte, das Dinge berührte, die einem an der Peſt Leidenden oder daran Geſtorbenen gehört hatten, vom Krankheitsſtoffe behaftet ward und in Kurzem an dieſem Uebel ſtarb. Von dieſer Erſcheinung habe ich außer anderen Malen insbeſondere eines Tages mit eigenen Augen, wie ich ſchon oben erwähnte, das Beiſpiel geſehen, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieſer Seuche geſtorben war, und die man auf die öffentliche Straße geworfen hatte, dort fanden, und nach der Art dieſer Thiere anfangs mit dem Rüſſel lange durchwühlten, und dann mit den Zähnen ergriffen und hin

und wieder ſchüttelten, nach kurzer Zeit aber, nach einigem Zucken, als hätten ſie Gift genommen, auf die übel zugerichteten Lumpen todt zu Boden fielen.

Aus dieſen und vielen andern ähnlichen und ſchlimmeren Ereigniſſen entſtand ein allgemeines Schrecken und mancherlei Vorkehrung Derer, die noch am Leben waren, welche faſt alle zu ein und demſelben grauſamen Ziele hinſtrebten, die Kranken nämlich, und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, auf ſolche Weiſe ſich ſelber zu retten. Einige waren nun der Meinung, durch ein mäßiges Leben und durch Enthaltſamkeit von allem Ueberfluſſe vermöge man beſonders dieſem Uebel zu widerſtehen. Dieſe bildeten ſich eine Geſellſchaft und lebten, getrennt von den Uebrigen, verſchloſſen in Häuſern, in welchen kein Kranker ſich befand, beiſammen. Hier genoſſen ſie die feinſten Speiſen und ausgewählteſten Weine mit großer Mäßigkeit und ergötzten ſich, jede Ausſchweifung vermeidend, mit Muſik und anderen Vergnügungen, die ihnen zu Gebote ſtanden, ohne ſich dabei von Jemand ſprechen zu laſſen und um Krankheit oder Tod außer ihrer Wohnung ſich irgend zu bekümmern. Andere aber waren der entgegengeſetzten Meinung zugethan, und verſicherten, viel zu trinken, gut zu leben, mit Geſang und Scherz umherzugehen, in allen Dingen, ſo weit es ſich thun ließe, ſeine Luſt zu befriedigen, und über jedes Ereigniß zu lachen und zu ſpaßen, ſei das ſicherſte Heilmittel für ein ſolches Uebel. Dieſe verwirklichten denn auch ihre Reden nach Kräften; ſie gingen bei Nacht wie bei Tag bald in dieſes bald in jenes Weinhaus, tranken ohne Maß und Ziel, und thaten dies Alles in fremden Häuſern noch weit ärger, ohne dabei nach etwas Anderm zu fragen, als ob dort zu finden ſei was ihnen zu Luſt und Vergnügen dienen konnte. Dies wurde ihnen auch leicht; denn als wäre ſein Tod gewiß, ſo hatte ein Jeder ſich und Alles, was ihm gehörte, aufgegeben. Dadurch waren die meiſten Häuſer herrenlos geworden, und

der Fremde bediente sich ihrer, wenn er sie zufällig betrat, ganz wie es der Herr selbst gethan haben würde. Wie sehr aber auch Die, welche also dachten, ihrem viehischen Vorhaben nachgingen, so vermieden sie doch aus allen Kräften, den Kranken zu begegnen. In solchem Jammer und solcher Betrübniß der Stadt war auch das ehrwürdige Ansehen der menschlichen wie der göttlichen Gesetze fast ganz gesunken und zerstört; denn ihre Diener und Vollstrecker waren gleich den übrigen Einwohnern alle krank oder todt, oder hatten mindestens so wenig Leute behalten, daß sie keiner ihrer Amtsverrichtungen mehr vorstehen konnten. Darum konnte sich denn ein Jeder erlauben, was er immer wollte. Viele Andere indeß schlugen einen Mittelweg zwischen den beiden Obengenannten ein und beschränkten sich weder im Gebrauch der Nahrungsmittel so sehr, wie die Ersten, noch hielten sie im Trinken und anderen Ausschweifungen so wenig Maß, als die Zweiten. Vielmehr bedienten sie sich der Speise und des Trankes zur Genüge und schlossen sich auch nicht ein, sondern gingen umher und hielten Blumen, oder duftende Kräuter, oder sonstige Wohlgerüche verschiedener Art in den Händen und rochen häufig daran, überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der todten Körper, von den Krankheiten und Arzeneien stinkend und befangen. Einige aber waren grausamer gesinnt, obgleich sie vermuthlich sicherer gingen, und sagten, kein Mittel sei gegen die Seuchen so wirksam und zuverlässig, als die Flucht vor ihnen. In dieser Ueberzeugung verließen Viele, Männer wie Weiber, ohne durch irgend eine Rücksicht sich halten zu lassen, allein auf die eigene Rettung bedacht, ihre Vaterstadt, ihre Wohnungen, ihre Verwandten und ihr Vermögen, und flüchteten sich auf ihren eignen oder gar auf einen fremden Landsitz; als ob der Zorn Gottes, der durch diese Seuche die Ruchlosigkeit der Menschen bestrafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig

erreichte, ſondern nur Diejenigen vernichtete, die ſich innerhalb der Mauern dieſer Stadt betreten ließen, oder als ob Niemand mehr in der Stadt verweilen ſollte und ihre letzte Stunde gekommen wäre.

Obgleich nun dieſe verſchieden Geſonnenen nicht alle ſtarben, ſo kamen ſie doch auch nicht alle davon, ſondern viele von den Anhängern einer jeden Meinung erkrankten, wo ſie ſich auch befanden, und verſchmachteten faſt ganz verlaſſen, wie ſie dazu Denen, die geſund blieben, ſo lange ſie ſelber geſund waren, das Beiſpiel gegeben hatten. Ich ſchweige davon, daß ein Mitbürger den anderen vermied, daß der Nachbar faſt nie den Nachbaren pflegte, und daß die Verwandten ſelten oder nie einander beſuchten; aber mit ſolchem Schrecken hatte dieſes Elend die Bruſt der Männer wie der Weiber erfüllt, daß ein Bruder den andern im Stiche ließ, der Oheim ſeinen Neffen, die Schweſter den Bruder und oft die Frau den Mann, ja was das Erſchrecklichſte iſt und kaum gläublich ſcheint, Väter und Mütter weigerten ſich ihre Kinder zu beſuchen und zu warten, als wären es nicht die ihrigen. In dieſer allgemeinen Entfremdung blieb den Männern und Frauen, die erkrankten, und ihre Zahl war unermeßlich, keine Hülfe, außer dem Mitleiden der wenigen Freunde, die ſie nicht verließen, oder dem Geize der Diener, die ſich vom großen und übermäßigen Lohne zum Dienen bewegen ließen. Aber auch der Letztern waren nicht viele zu finden, und die ſich noch dazu hergaben, waren Männer oder Weiber von geringer Einſicht, die meiſtens auch zu ſolchen Dienſtleiſtungen gar kein Geſchick hatten und kaum etwas Anderes thaten, als daß ſie den Kranken Dies oder Jenes darreichten, was ſie gerade verlangten oder zuſahen, wenn ſie ſtarben. Dennoch gereichte ihnen oft ihr Gewinn bei ſolchem Dienſte zum Verderben. Daraus, daß die Kranken von ihren Nachbaren, Verwandten und Freunden verlaſſen wurden und nicht leicht Diener finden konnten, entſtand der Gebrauch, deſſen gleichen man nie vorher ge-

hört hatte, daß nämlich Damen, wie vornehm, geſittet und ſchön ſie auch waren, wenn ſie erkrankten, ſich durchaus nicht ſcheueten, von Männern, mochten dieſe jung oder alt ſein, ſich bedienen zu laſſen und ihnen, ganz als ob es Frauenzimmer wären, ſobald die Bedürfniſſe der Krankheit es erforderten, ohne alle Scham jeden Theil ihres Körpers zu entblößen. Vielleicht hat dieſe Gewohnheit bei Manchen, die wieder geneſen, in ſpäterer Zeit einigen Mangel an Keuſchheit veranlaßt. Außerdem ſtarben aber auch Viele, die vermuthlich, hätte man ihnen Hülfe gereicht, durchgekommen wären.

So war denn, theils wegen Entbehrung der nöthigen Dienſte, theils wegen Heftigkeit der Seuche, die Zahl der täglich und nächtlich in der Stadt Geſtorbenen ſo groß, daß man ſich entſetzte, wenn man ſie erfuhr, geſchweige denn, wenn man das Elend ſelbſt mit anſah. Daraus entſtand aber auch faſt unvermeidlich unter Denen, die am Leben blieben, manche Unregelmäßigkeit, die den früheren Gebräuchen der Bürger widerſprach. So war es Sitte, und wir ſehen ſie noch heute befolgen, daß die Nachbarinnen und Verwandtinnen nach Jemandes Tode mit Denen, die dem Verſtorbenen am nächſten angehört hatten, im Hauſe des Letztern zuſammen kamen und klagten; auf der andern Seite verſammelten ſich die männlichen Mitglieder ſeiner Familie, und Nachbaren und andere Bürger in Menge vor ſeiner Thür; auch kam die Geiſtlichkeit, je nach den Umſtänden des Verſtorbenen, dazu, und dann wurde die Leiche auf den Schultern ſeines Gleichen bei angezündeten Wachskerzen mit Geſang und anderen Begräbnißfeierlichkeiten zu der Kirche getragen, die jener vor ſeinem Tode ſich ausgewählt hatte. Als indeß die Heftigkeit der Seuche zu ſteigen begann, hörten dieſe Gebräuche alle oder großentheils auf, und andere erzeugten ſich an deren Stelle. Denn nicht allein ſtarben die Meiſten, ohne daß viele Weiber zuſammengekommen wären; ſondern gar Manche verließen dies Leben ohne die Gegen-

wart eines einzigen Zeugen, und nur Wenigen wurden die mitleidigen Klagen und die bitteren Thränen ihrer Angehörigen gewährt. Statt dieſer hörte man meiſtens geſelliges Lachen, Scherze und Geſpött; eine Weiſe, welche die Frauen, die weibliches Mitleid großentheils verleugneten, um ſich gegen die Krankheit zu verwahren, meiſterlich gelernt hatten. Selten waren Diejenigen, deren Körper von mehr als zehn oder zwölf Nachbaren zur Kirche begleitet wurden. Dabei trugen nicht achtbare und befreundete Bürger die Bahre, ſondern eine Art Todtengräber, die ſich aus dem geringen Volke zuſammengefunden hatten und Peſtknechte genannt wurden, gingen eilfertig mit dem Sarge und vier oder ſechs Geiſtlichen nicht in die vom Verſtorbenen vor dem Tode beſtimmte, ſondern in die nächſte beſte Kirche, manchmal mit ein wenig Licht, manchmal aber auch ohne das. Hier thaten die Geiſtlichen mit Hülfe der Peſtknechte den Todten, ohne ſich zu langen Feierlichkeiten Zeit zu nehmen, in die erſte Gruft, welche ſie offen fanden.

Die Lage des gemeinen Mannes, und wohl auch der Meiſten vom Mittelſtande, gewährte einen noch viel elenderen Anblick. Sie wurden großentheils von Hoffnung oder Armuth in ihren Häuſern zurückgehalten und verkehrten mit den Nachbaren, weshalb ſie denn täglich zu Tauſenden erkrankten und bei gänzlichem Mangel an Pflege und Hülfe rettungslos ſtarben. Viele waren, die bei Tag oder Nacht auf öffentlicher Straße verſchieden, Viele, die ihren Geiſt in den Häuſern aufgaben und ihren Nachbaren nicht eher, als durch den Geſtank, der aus ihren faulenden Leichen aufſtieg, Kunde von ihrem Tode gaben. So war von den Einen, wie von den Anderen Alles voll; denn überall ſtarben Menſchen. Dann befolgten die Nachbaren meiſtens die gleiche Weiſe und wurden eben ſo ſehr aus Furcht, daß die Fäulniß der Leichname ihnen ſchaden werde, als aus Mitleiden für die Verſtorbenen dazu bewogen. Sie ſchleppten nämlich entweder

selbst, oder mit Hülfe einiger Träger, wenn sie deren bekommen konnten, die Körper der Verstorbenen aus ihren Wohnungen und legten sie vor den Thüren nieder. Hier würde, wer besonders am Morgen durch die Stadt gegangen wäre, der Leichen unzählige haben liegen sehen. Dann ließen sie Bahren kommen, und Manche waren, die, in Ermangelung deren, ihre Todten auf ein bloßes Bret legten. Auch geschah es, daß auf einer Bahre zwei oder drei davon getragen wurden, und nicht ein, sondern viele Male hätte man zählen können, wo dieselbe Bahre die Leichen des Mannes und der Frau, oder zweier und dreier Brüder, oder des Vaters und seines Kindes trug. Oft ereignete sich es auch, daß, wenn ein paar Geistliche vor Einem mit dem Kreuze hergingen, sich gleich drei oder vier Bahren mit anschlossen, und die Priester, die einen Todten begraben zu sollen glaubten, nun deren sechse, achte, und zuweilen noch mehrere hatten. Dabei wurden dann die Gestorbenen mit keiner Thräne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als man es jetzt um den Tod einer Ziege thun würde. Dadurch sah man denn gar deutlich, daß ein geduldiges Ertragen der Ereignisse, welches der gewöhnliche Lauf der Welt durch kleines und seltenes Unglück auch den Weisen nicht zu lehren vermocht hatte, jetzt durch die Größe des Elends auch den Einfältigen mitgetheilt war. Da für die große Menge Leichen, die, wie gesagt, in jede Kirche täglich und fast stündlich zusammengetragen wurden, der geweihte Boden nicht zureichte, besonders wenn man nach alter Sitte jedem Todten eine besondere Grabstätte hätte einräumen wollen, so machte man, statt der kirchlichen Gottesäcker, weil diese bereits überfüllt waren, sehr tiefe Gruben und warf die neu hinzu Kommenden in diese zu Hunderten. Hier wurden die Leichen aufgehäuft, wie die Waaren in einem Schiffe, und von Schicht zu Schicht

mit ein wenig Erde bedeckt, bis die Grube zuletzt bis an den Rand hin voll war.

Um indeß all unſer Elend, das in der Stadt uns betroffen hat, nicht weiter in ſeinen Einzelheiten zu verfolgen, ſage ich, daß, während ſo feindliches Geſchick in ihr hauſte, die umliegende Landſchaft deshalb nicht um das Mindeſte mehr verſchont blieb. Ich ſchweige von den Flecken, die in kleinerem Maßſtabe gleichen Anblick, wie die Stadt, gewährten; aber auf den zerſtreuten Landgütern und Meierhöfen ſtarben die armen, unglücklichen Landleute mit den Ihrigen ohne allen ärztlichen Beiſtand und ohne Pflege eines Dieners auf Straßen und Feldern, wie in ihren Häuſern, ohne Unterſchied bei Tag und bei Nacht, nicht wie Menſchen, ſondern faſt wie das Vieh. Darum wurden auch ſie, gleich den Städtern, in ihren Sitten ausſchweifend; ſie bekümmerten ſich um keine ihrer Sachen oder Angelegenheiten, ſie dachten nicht daran, die Früchte ihres früheren Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehſtandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, ſondern bemühten mit allem Scharfſinn ſich allein, die vorhandenen zu verzehren, als erwarteten ſie den Tod an demſelben Tage, bis zu dem ſie gelangt waren. Daher geſchah es denn, daß Ochſen, Eſel, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hühner, ja ſelbſt Hunde, die dem Menſchen doch am treuſten ſind, von den Häuſern, denen ſie zugehörten, vertrieben, nach Gefallen auf den Feldern umherliefen, wo das Getreide verlaſſen ſtand und weder eingeerntet, noch auch geſchnitten ward. Manche unter dieſen kehrten, ohne irgend von einem Hirten angetrieben zu werden, als ob ſie mit Vernunft begabt wären, nachdem ſie den Tag über geweidet hatten, geſättigt am Abend zu ihren Häuſern zurück.

Was kann ich Stärkeres ſagen, wenn ich mich nun vom Lande wieder zur Stadt zurück wende, als daß die Härte des Himmels, und vielleicht auch die der Menſchen

ſo groß war, daß man mit Gewißheit glaubt, vom März bis zum nächſten Julius ſeien, theils von der Gewalt dieſer bösartigen Krankheit, und theils wegen des Mangels an Hülfe, den Manche der Kranken leiden mußten, weil die Geſunden aus Furcht vor Anſteckung ſie in ihrer Noth verließen, über hunderttauſend Menſchen innerhalb der Mauern von Florenz dem Leben entriſſen; während man vor dieſem verheerenden Ereigniß der Stadt vielleicht kaum ſo viel Einwohner zugeſchrieben haben würde! Ach, wie viele große Paläſte, wie viel ſchöne Häuſer und vornehme Wohnungen, die einſt voll glänzender Dienerſchaft, voll edler Herren und Damen geweſen waren, ſtanden jetzt bis auf den geringſten Stallknecht leer! Wie viel denkwürdige Geſchlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele umfaſſende Verlaſſenſchaften und berühmte Reichthümer ohne Erben! Wie viel rüſtige Männer, ſchöne Frauen und blühende Jünglinge, die, Anderer zu geſchweigen, ſelbſt Galen, Hippokrates und Aeskulap für durchaus geſund gehalten haben würden, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Geſpielen und Freunden, um dann den nächſten Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren zu eſſen!

Es ſchmerzt mich ſelbſt, ſo lange bei ſo großem Elend zu verweilen. Deshalb will ich nun die Erzählung aller der Ereigniſſe auslaſſen, die ich ſchicklich übergehen zu können glaube, und ſage ſtatt deſſen, daß, während unter dieſen Umſtänden unſere Stadt von Bewohnern faſt verlaſſen ſtand, es, wie ich ſpäter von einer glaubwürdigen Perſon gehört habe, ſich zutrug, daß ſieben junge Damen, die einander ſämmtlich als Freundinnen, Verwandte oder Nachbarinnen verbunden waren, ſich eines Dienſtags Morgens in der ehrwürdigen Kirche Santa Maria novella, die eben beinahe von Niemandem beſucht war, trafen, nachdem ſie in Trauerkleidern, wie ſie für eine ſolche Zeit ſich gehörten, dem Gottesdienſte beigewohnt hatten. Keine von ihnen hatte das acht und zwanzigſte Jahr überſchritten, Keine zählte deren weniger, als achtzehn; eine Jede war

verſtändig, eine Jede ſchön von Geſtalt, von reinen Sitten und von anſtändiger Munterkeit; auch würde ich ihre wahren Namen nennen, hielte mich nicht ein genügender Grund davon ab. Ich wünſche nämlich nicht, daß Eine von ihnen um der Geſchichten willen, die ſie damals erzählt und angehört, und die ich in der Folge mittheilen werde, ſich in Zukunft zu ſchämen habe, wie doch geſchehen könnte, da die Sitten, welche um jene Zeit aus den oben erwähnten Gründen nicht nur ihrem, ſondern auch viel reiferem Alter zu Zerſtreuungen die größte Freiheit ließen, inzwiſchen um Vieles eingeſchränkt worden ſind; eben ſo wenig möchte ich den Neidiſchen, welche immer bereit ſind, löblichen Lebenswandel zu verleumden, Gelegenheit geben, durch üble Nachrede in irgend einer Hinſicht den guten Ruf dieſer ehrenwerthen Damen zu ſchmälern. Um indeß ohne Verwirrung unterſcheiden zu können, was eine jede von ihnen ſprach, denke ich ihnen fernerhin Namen, die den Eigenſchaften einer jeden vollſtändig oder theilweiſe entſprechen, beizulegen. Und ſo wollen wir denn die erſte und im Alter am meiſten vorgerückte, Pampinea nennen, die zweite Fiammetta, Philomela die dritte, die vierte Emilia, dann ſoll die fünfte Lauretta heißen, die ſechste Neiphile, und die letzte mag nicht ohne Grund Eliſe genannt werden.

Dieſe nun waren, nicht von irgend einem Vorhaben dazu beſtimmt, ſondern von ohngefähr am ſelben Platze der Kirche zuſammengekommen, wo ſie bald das Vaterunſerbeten aufgaben, ſich faſt im Kreiſe niederſetzten und nach einigen Seufzern untereinander von den ſchlimmen Zeiten Viel und Mancherlei zu reden begannen. Als dies eine Weile gewährt hatte, begann Pampinea, wie die Anderen ſchwiegen, alſo zu reden: „Liebe Mädchen, Ihr werdet ſo wohl als ich gehört haben, daß es Niemandem Schande bringt, auf gebührende Weiſe ſeines Rechtes ſich zu bedienen. Natürliches und angeborenes Recht eines Jeden iſt es aber, ſein Leben, ſo viel er es vermag, zu

pflegen, zu erhalten und zu vertheidigen. Dies ist auch so anerkannt wahr, daß schon manche Leute andere Menschen getödtet haben, nur um das eigene Leben zu retten, ohne daß man es ihnen irgend zum Verbrechen hätte anrechnen können. Erlauben nun die Gesetze, denen es obliegt, darüber zu wachen, daß ein Jeder recht lebe, solche Handlungen: wie viel mehr muß es uns und jedem Anderen freistehen, ohne daß wir dadurch irgend Jemandem zu nahe träten, alle Mittel, die wir können, zur Erhaltung unseres Lebens zu ergreifen. Indem ich jetzt unser Betragen an diesem Morgen, sowie an vielen anderen vergangenen Tagen aufmerksam betrachte, und bedenke, worüber und wie wir uns miteinander besprochen haben, so fühle ich, und gewiß, ihr könnt es eben sowol fühlen, daß eine Jede unter uns für sich selbst fürchtet. Auch wundere ich mich darüber keineswegs, wol aber darüber, daß, während wir Alle weiblicher Aengstlichkeit theilhaftig sind, wir dennoch für unsere wohlbegründete gemeinsame Furcht den Schutz nicht suchen, der uns zu Gebote stände. Wir verweilen uns, meinem Bedünken nach, hier nicht anders, als wollten oder müßten wir Zeugniß darüber ablegen, wie viel Leichen hieher zum Begraben gebracht werden, oder so Die, welche hier im Kloster wohnen, und deren Zahl fast auf Nichts zusammengeschmolzen ist, ihre Horen zur gehörigen Zeit singen, oder als dächten wir, durch unsere Trauerkleider einem Jeden, der uns antrifft, anzuzeigen, wie groß und wie vielfach unser Elend sei. Verlassen wir aber diesen Ort, so sehen wir entweder Leichen und Kranke vorübertragen, oder wir begegnen Denen, die einst um ihrer Verbrechen willen von der öffentlichen Rechtsbehörde zum Exil verdammt wurden und nun, jener gleichsam zum Trotz, weil sie die Vollstrecker der Gesetze todt oder krank wissen, mit lästigem Ungestüme durch die Straßen ziehen; oder wir sehen endlich die Hefen unserer Stadt, von unserem Blute erhitzt, unter dem Namen Pestknechte zu unserem Unglück überall hin reiten oder gehen, während

ſie in ſchamloſen Liedern unſer Unglück uns vorwerfen. Auch hören wir nie etwas Anderes, als, die und die ſind todt, jene Anderen liegen auf dem Tode, und außerdem würden wir, wären noch Leute vorhanden, die es thun könnten, nichts als ſchmerzliches Weinen vernehmen. Kehren wir endlich in unſere Wohnungen zurück; ich weiß nicht, ob Ihr gleiches Schickſal mit mir theilt, aber ich fürchte mich, wenn ich von einer zahlreichen Familie Niemand mehr, als meine Magd, antreffe; alle Haare ſträuben ſich mir zu Berge, und wo ich gehe und ſtehe, glaube ich nur die Schatten meiner Verſtorbenen nicht mit den gewohnten Zügen zu erblicken, ſondern ich erſchrecke vor ihrem fürchterlichen, ich weiß nicht wodurch ſo ſehr entſtellten Ausſehen. Aus allen dieſen Gründen fühle ich mich hier und anderwärts und zu Hauſe unglücklich, und das um ſo mehr, da es mir unmöglich ſcheint, daß irgend Jemand, der noch Blut in ſeinen Adern hat und anders wohin zu gehn im Stande iſt, außer uns hier geblieben ſei. Auch habe ich gehört, daß, wenn noch Welche hier ſind, dieſe allein und in Geſellſchaft, ohne zwiſchen anſtändigen und unanſtändigen Frauen einigen Unterſchied zu machen, ſobald die Luſt ſie dazu antreibt, mit einer Jeden bei Tage und bei Nacht vornehmen, was ihnen am meiſten Vergnügen gewährt. Und nicht allein die freien Leute, ſondern auch Die, welche in den Klöſtern eingeſchloſſen ſind, haben unter dem Vorwande, was den Anderen nicht verwehrt werden könne, müſſe auch ihnen freiſtehen, die Geſetze des Gehorſams über den Haufen geworfen, ſich den fleiſchlichen Lüſten ergeben und ſind, in der Hoffnung, ſo dem Tode zu entgehen, ausſchweifend und ſchamlos geworden.

Verhält es ſich aber ſo, und, daß es ſich ſo verhält, iſt offenbar, was thun wir denn hier? Worauf warten und was träumen wir? Warum ſind wir ſaumſeliger und träger, unſere Geſundheit zu ſchützen, als alle unſere übrigen Mitbürger? Halten wir uns denn weniger werth, als

die Anderen, oder denken wir, unſere Seele ſei mit ſtärkeren Banden an den Körper geknüpft, als die der Übrigen es iſt, und wir haben deshalb um Nichts uns zu bekümmern, das unſere Geſundheit zu erſchüttern vermöchte? Wir irren, wir betrügen uns; wie thöricht ſind wir, wenn wir alſo wähnen! So oft wir uns daran erinnern, wie viele und wie kräftige Jünglinge und Mädchen von dieſer grauſamen Seuche hingerafft ſind, erkennen wir den offenbarſten Beweis davon.

Um alſo nicht aus Trägheit oder Sorgloſigkeit dem Unglück zu erliegen, dem wir, wenn wir wollten, vielleicht auf irgend eine Weiſe entgehen könnten, dächte ich, obgleich ich nicht weiß, ob Ihr dieſelbe Meinung habt als ich, es wäre am beſten, wenn wir, ſo wie wir ſind, wie ſo Viele vor uns es gethan haben und noch thun, dieſer Stadt entflöhen und, die böſen Beiſpiele Anderer wie den Tod verabſcheuend, mit Anſtand in unſeren Beſitzungen auf dem Lande, deren eine Jede von uns in Menge hat, verweilten und dort Freude, Luſt und Vergnügen, ſo viel wir könnten, uns zu verſchaffen ſuchten, ohne die Grenzen der Vernunft irgend zu überſchreiten. Dort hört man die Vöglein ſingen, dort ſieht man Hügel und Ebenen grünen, dort die Felder voller Getreide Wellen wie das Meer ſchlagen, dort erblickt man wol tauſenderlei Bäume, und der Himmel ſelbſt zeigt ſich dort offenbarer, der, wie erzürnt er auch gegen uns iſt, doch den Anblick ſeiner ewigen Schönheiten, welcher um Vieles erfreulicher iſt, als der der Mauern dieſer Stadt, uns nicht entzieht. Außerdem iſt die Luft dort friſcher, und der Vorrath an den Dingen, die man zum Lebensunterhalt bedarf, in jetziger Zeit dort größer, und geringer die Zahl der Unannehmlichkeiten. Denn obgleich die Landleute dort ſterben, wie hier die Städter, ſo iſt doch der üble Eindruck, der dadurch gemacht wird, um ſo geringer, als dort die Häuſer und die Bewohner ſparſamer verſtreut ſind, wie in der Stadt. Hier verlaſſen wir auf der anderen Seite, wie

mich dünkt, Niemanden; vielmehr können wir umgekehrt uns verlaſſen nennen, da die Unſrigen entweder ſterbend, oder dem Tode entfliehend, uns, als ob wir ihnen nicht zugehörten, in ſo großem Elend allein gelaſſen. Kein Tadel alſo kann auf uns fallen, wenn wir dieſen Vorſchlag annehmen; wol aber können uns Schmerz, Leiden, und vielleicht der Tod betreffen, wenn wir ihn nicht befolgen. Beliebt es Euch nun, ſo denke ich, es ſei wohl gethan, wenn wir unſere Dienerinnen abrufen und uns die nöthigen Sachen nachbringen laſſen; dann aber, heute hier und morgen dort, unter den Ergötzungen und Luſtbarkeiten, welche die gegenwärtige Zeit uns bieten kann, verweilen, und in dieſem Leben ſo lange fortfahren, bis wir, wenn der Tod uns nicht zuvor erreicht, gewahr werden, daß der Himmel dieſe Leiden zu enden beſchließe. Dabei will ich Euch noch daran erinnern, daß ein ehrbares Entfernen uns nicht minder anſtehen kann, als vielen der Anderen ein ehrloſes Verweilen."

Die übrigen Damen lobten nicht allein, als ſie Pampineen gehört, ihren Vorſchlag, ſondern hatten, voller Verlangen, ihn zu befolgen, ſchon mehrfach einzeln unter ſich über die Art der Ausführung ſich zu beſprechen angefangen, als ſollten ſie, ſobald ſie von dort ſich erhöben, auf der Stelle den Weg antreten. Philomela indeß, die ſehr verſtändig war, ſagte: „Mädchen, obgleich, was Pampinea ſagt, ſehr wohlgeſprochen iſt, ſo müſſen wir doch die Sache nicht ſo übereilen, als Ihr es zu thun Willens ſcheint. Bedenket, daß wir alle Weiber ſind, und Keine unter uns iſt noch ſo kindiſch, daß ſie nicht wüßte, wie übel Frauen allein berathen ſind, und wie ſchlecht wir uns ohne die Fürſorge eines Mannes anzuſtellen wiſſen. Wir ſind veränderlich, eigenſinnig, voller Verdacht, kleinmüthig und furchtſam, und aus allen dieſen Gründen fürchte ich gar ſehr, wenn wir Niemand anders als uns ſelbſt zum Führer nehmen, wird dieſe Geſellſchaft ſich früher und zu größerer Unehre für uns auflöſen, als

ſie es thun ſollte. Darum iſt es denn gut, daß wir, noch ehe wir anfangen, Vorſorge treffen." Darauf ſagte Eliſe: „Wahrlich, die Männer ſind das Haupt der Weiber, und ohne ihre Anordnung gedeihet ſelten eine unſerer Unternehmungen zu löblichem Ende. Wie ſollen wir dieſe Männer aber finden? Jede von uns weiß, daß die meiſten ihrer Angehörigen todt ſind, und die Anderen, die noch am Leben geblieben, fliehen, ohne daß wir wüßten, wo ſie ſich befänden, der Eine hier, der Andere da, in verſchiedener Geſellſchaft das gleiche Uebel, dem auch wir zu entfliehen ſuchen. Fremde aufzufordern, würde ſich nicht ziemen; denn, wenn wir unſerem Heile nachgehen wollen, müſſen wir uns ſo einzurichten wiſſen, daß wir nicht Verdruß und Schande ernten, wo wir Freude und Ruhe zu gewinnen ſuchten."

Während dieſe Geſpräche noch unter den Damen geführt wurden, traten unvermuthet drei junge Männer in die Kirche, unter denen indeß der jüngſte kein geringeres Alter, als fünf und zwanzig Jahre hatte, und in deren Herzen weder die Widerwärtigkeiten jener Zeit, noch der Verluſt der Freunde und Verwandten, noch endlich die Furcht für ihr eigenes Leben die Liebe zu vertilgen oder abzukühlen vermocht hatte. Der erſte unter ihnen hieß Pamphilus, Philoſtratus der zweite und Dioneus der dritte, von denen ein jeder gar unterhaltend und gebildet war. Dieſe ſuchten nun, zu ihrem größten Troſt in ſo gewaltiger Erſchütterung aller Dinge, ihre Damen zu ſehen, die zufällig alle drei unter den genannten ſieben ſich befanden, wie denn auch der Eine und der Andere unter ihnen mit einigen der übrigen Mädchen durch Verwandtſchaft verbunden war. Sie erblickten die Damen nicht ſo bald, als dieſe auch ſie gewahr wurden, weshalb Pampinea lächelnd anhub: „Sehet, das Glück iſt unſerem Beginnen günſtig und führt uns verſtändige und wackere Jünglinge zu, die gerne unſere Führer und Diener ſein werden, wenn wir nicht verſchmähen wollen, ſie zu dieſem

Amte anzunehmen." Neiphile aber wurde bei dieſer Rede im ganzen Geſichte purpurroth vor Scham, denn ſie wußte, daß einer der jungen Männer ſie liebte, und ſagte: „Pampinea, bei Gott, bedenke, was Du ſprichſt. Ich weiß gewiß von Keinem unter jenen, welcher es auch ſei, irgend etwas Anderes als lauter Gutes zu ſagen; auch halte ich ſie zu weit größeren Dingen, als dieſes iſt, geſchickt, und glaube gleichfalls, ſie würden nicht allein uns, ſondern auch viel Schöneren und Würdigeren, als wir es ſind, gute und anſtändige Geſellſchaft leiſten. Weil es aber offenkundig iſt, daß ſie in Einige, die ſich unter uns befinden, verliebt ſind, ſo fürchte ich, Tadel und Schande könnte uns ohne ihre und unſere Schuld daraus erwachſen, wenn wir ſie mit uns nähmen." Philomela antwortete darauf: „Das hat nichts zu bedeuten; ſo lange ich ſittſam lebe, und mein Gewiſſen mir keine Vorwürfe macht, gilt es mir gleich, was man von mir redet; denn Gott und die Wahrheit werden zu meinem Schutze die Waffen ergreifen. Wären ſie nur ſchon bereit, mit uns zu gehen, ſo könnten wir wahrlich, wie Pampinea ſagte, uns rühmen, das Glück begünſtige unſere Unternehmung." Als die übrigen Mädchen dieſe Worte der Philomela vernommen hatten, beruhigten ſie ſich nicht allein, ſondern ſie verlangten mit allgemeiner Uebereinſtimmung, daß Jene gerufen, die Pläne der Mädchen ihnen mitgetheilt, und ſie um die Gefälligkeit, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, erſucht würden. Zu dem Ende erhob ſich Pampinea ohne weitere Worte und ging auf die Jünglinge, mit deren Einem ſie verwandt war, zu, grüßte die im Anſchaun der Mädchen Verweilenden mit heiterem Geſichte und bat ſie im Namen Aller, nachdem ſie ihr Vorhaben zuvor auseinandergeſetzt, daß ſie ſich entſchließen möchten, mit reinen und brüderlichen Geſinnungen ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Die Jünglinge glaubten anfangs, man wolle ihrer ſpotten; als ſie aber ſahen, die Dame rede im Ernſt, antworteten ſie freudig, ſie ſeien bereit. Dann verabredeten ſie,

ohne die Ausführung ferner aufzuschieben, noch ehe sie die Kirche verließen, was zum Behuf ihrer Abreise noch besorgt werden müsse.

Als sie nun in gehöriger Ordnung Alles bereiten und an den Ort, wohin zu gehen sie zunächst beabsichtigten, hatten senden lassen, machten sich am anderen Morgen, das heißt am Mittwoch, die Damen mit einigen ihrer Dienerinnen, und die drei Jünglinge mit dreien ihrer Leute bei Tagesanbruch auf den Weg. Sie verließen die Stadt, waren aber noch nicht mehr als zwei kleine Miglien weit von ihr entfernt, als sie schon an dem Orte anlangten, den sie fürs Erste verabredet hatten. Es war derselbe auf einem kleinen Hügel gelegen, nach allen Richtungen von unseren Landstraßen ein wenig entfernt, und bewachsen mit mancherlei Gesträuchen und Pflanzen, die alle grünbelaubt und anmuthig zu sehen waren. Auf dem Gipfel dieser Anhöhe stand ein Palast mit einem schönen und großen Hofraum in der Mitte, und voller Gallerien, Säle und Zimmer, die insgesammt und jedes für sich ausnehmend schön, und durch den Schmuck heiterer Malereien ansehnlich waren. Rings umher lagen Wiesen und reizende Gärten mit Brunnen des kühlsten Wassers und Gewölben, die reich an köstlichen Weinen waren, sodaß sie eher für erfahrene Trinker, als für mäßige, sittsame Mädchen geeignet schienen. Das Innere des Palastes fand die eintretende Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Vergnügen reinlich ausgekehrt, die Betten gemacht, und Alles voll der Blumen, welche die Jahreszeit mit sich brachte, und den Fußboden mit Binsen belegt. Als sie, kaum angekommen, sich niedergelassen hatten, sagte Dioneus, der vorzugsweise vor allen Anderen ein ergötzlicher junger Mann war und einen Vorrath von witzigen Einfällen besaß: „Damen, mehr Euer Verstand als unser Entschluß hat uns hierher geführt. Was Ihr mit Euren Kümmernissen anzufangen meint, weiß ich nicht; die meinigen habe ich jenseit des Stadtthors zurückgelassen, als ich vor Kur-

zem mit Euch hindurch gegangen bin. Deshalb entſchließt Euch denn insgeſammt, entweder mit mir zu ſcherzen, zu lachen und zu ſingen, ſo weit es indeß für Euren Anſtand ſich geziemt, oder verabſchiedet mich, daß ich wieder meinen Sorgen nachgebe und in die geplagte Stadt zurückkehre." Ihm antwortete Pampinea, nicht minder fröhlich, als hätte auch ſie alle die ihrigen bereits verſcheucht: „Dioneus, ſehr wohl haſt Du geſprochen; in Luſt und Freuden müſſen wir leben, denn aus keinem anderen Grunde ſind wir dem Jammer entflohn. Weil aber Alles, das kein Maß und Ziel hat, nicht lange ſich erhalten kann, ſo meine ich, welche ich die Reden, aus denen eine ſo ſchöne Geſellſchaft hervorgegangen iſt, begonnen habe, es ſei nothwendig, daß wir übereinkommen, einen Oberherrn zu erwählen, dem wir dann als unſerem Gebieter gehorchen und Ehre erweiſen, und dem die Sorge, unſer luſtiges Leben anzuordnen, allein überlaſſen bleibt. Damit indeß ein Jeder von uns zugleich die Laſt dieſer Pflichten und das Vergnügen des Vorranges empfinde, und damit Keiner leer ausgehend einen Andern in dieſer oder in jener Hinſicht beneiden könne, ſage ich, Ehre und Beſchwerde ſolle einem Jeden für einen Tag zugetheilt werden. Wer unter uns der Erſte ſeyn ſoll, das werde durch unſre gemeinſchaftliche Wahl entſchieden. In Zukunft aber mögen um die Abendſtunde Der oder Die nachfolgen, die Dem oder Der belieben werden, welchen an dem Tage die Herrſchaft zugeſtanden haben wird. Wer nun auf ſolche Weiſe regiert, der möge während der Dauer ſeiner Herrſchaft nach Willkür über Zeit, Ort und Einrichtung unſeres Lebens verfügen und beſtimmen."

Auf das beifälligſte nahm die Geſellſchaft dieſe Worte auf und wählte ſie zuerſt einſtimmig zur Königin des erſten Tages. Philomele aber lief eilig nach einem Lorbeerſtrauche; denn oft genug hatte ſie ſagen hören, wie ehrenwerth deſſen Zweige ſeien, und wie vieler Ehre Der würdig ſein müſſe, der mit ihnen bekränzt zu werden

verdiene. So brach sie denn von ihm einige Reiser ab und krönte Pampineen mit dem daraus geflochtenen stattlichen Kranze, der von diesem Tage an, so lange die Gesellschaft beisammen blieb, für einen Jeden als sichtbares Zeichen der königlichen Macht und Herrlichkeit diente.

Pampinea, die nun Königin war, gebot Jedermann Stillschweigen und sagte, als Alle aufmerkten und die Diener der drei jungen Männer, nebst den vier Dienerinnen der Mädchen auf ihren Befehl erschienen waren: „Um Euch Allen zum Anfang eine Probe zu geben, auf welchem Wege wir, vom Guten zum Besseren fortschreitend, unsere Gesellschaft in Anstand und Vergnügen, und ohne daß unser guter Ruf darunter leidet, aufrecht erhalten können, so lange es uns gefallen wird, ernenne ich zuvörderst Parmenus, den Diener des Dioneus, zu meinem Seneschall; ihm übertrage ich Sorge und Aufsicht über die ganze Dienerschaft, über Küche und Keller. Syriscus, des Pamphilus Diener, sei unter des Parmenus Oberbefehl unser Rechnungsführer und Schatzmeister. Tyndarus mag Philostratus, seinem Herrn, und den beiden andern Männern im Zimmer aufwarten, wenn deren Diener durch ihre neuen Pflichten daran gehindert sind. Meine Mysia und Philomelens Lyciska können ausschließlich den Küchendienst besorgen und die Speisen, wie Parmenus es ihnen auftragen wird, sorgfältig bereiten. Der Chimera und Stratilia, den Dienerinnen der Lauretta und Fiammetta, bleibe es überlassen, die Stuben von uns Mädchen in Ordnung zu halten und für die Sauberkeit der Gesellschaftszimmer Sorge zu tragen. Alle aber insgemein sollen sich auf unsern ausdrücklichen Befehl, wollen sie unsere Gunst nicht muthwillig einbüßen, wol in Acht nehmen, uns, wo immer sie hingehen, wo sie auch her kommen, was sie sehen oder hören, andere als gute Nachrichten von außen herzubringen."

Kaum hatte Pampinea diese Befehle, die allgemeinen Beifall fanden, in der Kürze ertheilt, als sie munter auf-

ſtand und ſagte: „Hier gibt es Gärten und friſche Wieſen, hier ſind der freundlichen Plätze die Menge. So möge denn ein Jeder nach Gefallen luſtwandeln gehn, ſich aber, wenn die dritte Morgenſtunde ſchlägt, hier wieder einfinden, damit wir noch im Kühlen eſſen können."

So gingen denn die jungen Männer, wie die neue Königin alſo die muntere Geſellſchaft entlaſſen hatte, in ergötzlichen Geſprächen mit den ſchönen Mädchen langſamen Schrittes in dem Garten einher, wanden ſich bunte Kränze aus mancherlei Blumen und ſangen Lieder der Liebe. Inzwiſchen war die Zeit, welche die Königin ihnen gewährt hatte, verſtrichen, und ſie kehrten nach dem Hauſe zurück, wo ſie fanden, wie rühmlich Parmenus ſein Amt bereits angetreten hatte. In einem Saale des Erdgeſchoſſes waren die Tafeln mit ſchneeweißem Linnen gedeckt, Trinkgläſer, die gleich Silber glänzten, ſtanden umher und Alles war mit Ginſterblumen zierlich aufgeputzt. Das Waſſer zum Händewaſchen ward auf Geheiß der Königin herumgereicht, und dann ſetzten ſich Alle in der von Parmenus beſtimmten Ordnung. Leckere Speiſen wurden aufgetragen und der Tiſch mit köſtlichen Weinen beſetzt, worauf die drei Diener, ohne viel Worte zu verlieren, den Tafeldienſt verrichteten. Die gute Bereitung und Anordnung der Mahlzeit erheiterte Alle, und gefällige Scherze und gemeinſame Heiterkeit würzten die Gerichte.

Die Mädchen und nicht minder die jungen Männer verſtanden ſich ſämmtlich auf den Ringeltanz. Einige unter ihnen beſaßen aber beſondere Geſchicklichkeit in Spiel und Geſang. Darum ließ die Königin, als die Tiſche abgeräumt waren, muſikaliſche Inſtrumente herbeibringen, Dioneus nahm auf ihren Befehl die Laute, Fiammetta eine Geige, und ſie fingen anmuthig miteinander einen Tanz zu ſpielen an. Die Königin ſchickte die Diener zum Eſſen und tanzte dann mit den andern Damen und den zwei jungen Männern nach dieſer Muſik im langſamen Zeitmaße einen Ringeltanz. Dem Tanze folgten niedliche

und muntere Lieder, und in solcher Abwechselung vergnügte sich die Gesellschaft so lange, bis die Königin glaubte, es sei Zeit zur Mittagsruhe. Darauf entließ sie Alle; die Jünglinge fanden ihre Zimmer von denen der Mädchen getrennt, mit feingedeckten Betten versehen und mit Blumen nicht weniger als der Speisesaal geschmückt, und die Mädchen ebenso die ihrigen. Worauf die Einen und die Andern sich entkleideten und schlafen legten.

Die dritte Nachmittagsstunde hatte noch nicht lange geschlagen, als die Königin aufstand und die andern Damen und desgleichen die jungen Männer wecken ließ, weil das lange Schlafen bei Tage, wie sie versicherte, der Gesundheit nachtheilig sei. Als Alle beisammen waren, suchten sie sich einen Rasenplatz aus, der gar hohes und frisches Gras hatte, der Sonne unzugänglich war und eben von einem sanften Lüftchen gekühlt ward. Hier setzten sie sich nach der Königin Geheiß auf dem Rasen in die Runde und sie begann zu sprechen: „Ihr seht, die Sonne steht noch hoch, die Hitze ist drückend, und nur das Geschrei der Heuschrecken von den Olivenbäumen unterbricht die schwüle Stille. So wäre es denn offenbare Thorheit, jetzt ausgehn zu wollen. Hier haben wir es, wie Ihr seht, kühl und angenehm; auch sind Bret- und Schachspiele zur Hand, und Jeder kann hier seinem Vergnügen nach Lust und Wohlgefallen nachgehen. Wolltet Ihr indeß in diesem Stücke meinem Rathe folgen, so möchten wir uns nicht mit Spielen, welche immer dem einen Theile mehr Verdruß gewähren, als dem andern, oder gar dem Zuschauer im Verhältniß Freude, sondern mit Geschichtchen diese heißen Tagesstunden vertreiben, da, wenn deren Einer erzählt, die ganze Gesellschaft, die ihm zuhört, sich daran ergötzen kann. Noch ehe wir Alle daran gekommen sein werden, eine Geschichte zu erzählen, wird die Sonne sich schon gesenkt und die Hitze nachgelassen haben, und dann können wir lustwandeln gehn, wohin es Euch gefallen wird. Seid Ihr nun mit Dem zufrie-

den, was ich Euch vorgeſchlagen habe, ſo wollen wir danach thun; doch will ich hierin ganz Eurer Meinung folgen; gefällt Euch alſo mein Vorſchlag nicht, ſo mag bis Abend ein Jeder vornehmen, zu was er Luſt hat." Die Mädchen erklärten ſich einſtimmig mit den Männern für das Erzählen. „Wol," ſagte die Königin, „da Ihr denn wollt, möge für dieſen erſten Tag noch ein Jeder Geſchichten von beliebigem Inhalte erzählen." Darauf wandte ſie ſich zu Pamphilus, der zu ihrer Rechten ſaß, und forderte ihn freundlich auf, mit einer Geſchichte aus ſeinem Vorrathe den Anfang zu machen. Pamphilus aber fing, als er kaum den Befehl vernommen, während Alle aufmerkten, alſo zu reden an:

Erste Geschichte.

Herr Chapelet täuſcht einen heiligen Pater durch falſche Beichte und ſtirbt. Trotz des ſchlechten Lebens, das er geführt, kommt er nach ſeinem Tode in den Ruf der Heiligkeit und wird Sanct Chapelet genannt.

Es gehört ſich, Ihr lieben Damen, ein jedes Ding, das der Menſch unternimmt, mit dem heiligen und wunderbaren Namen Deſſen zu beginnen, der alle Dinge geſchaffen hat. Darum denke denn auch ich, der ich als der Erſte bei Euren Erzählungen den Anfang machen ſoll, von einer jener wunderbaren Fügungen anzuheben, deren Kunde unſer Vertrauen auf Ihn, als auf den Unwandelbaren, beſtärken und uns lehren wird, Seinen Namen immerdar zu preiſen. Es liegt am Tage, daß die weltlichen Dinge, ſowie ſie insgeſammt vergänglich und ſterblich, ſo auch nach innen und außen reich an Leiden, Qual

und Mühe ſind und unzähligen Gefahren unterliegen, welchen wir, die wir mitten unter ihnen leben und ſelber einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerſtehen, noch ſie abwehren könnten, wenn Gott uns nicht durch Seine beſondere Gnade die nöthige Kraft und Fürſorge liehe. Von dieſer Gnade haben wir uns nun keineswegs einzubilden, daß ſie um irgend eines Verdienſtes willen, das wir hätten, über uns komme, vielmehr geht ſie nur von Seiner eignen Huld aus und wird den Bitten Derer gewährt, die einſt wie wir ſterblich waren und, weil ſie, ſo lange ſie lebten, Seinem Gefallen Folge geleiſtet, jetzt im Himmel mit Ihm der ewigen Seligkeit genießen. An dieſe Letzten, als an Fürſprecher, die unſere Schwäche und Gebrechlichkeit aus eigner Erfahrung kennen, richten wir vorzugsweiſe unſer Verlangen nach den Gegenſtänden unſerer Wünſche, welches wir vielleicht nicht wagen würden, unſerm höchſten Richter gegenüber laut werden zu laſſen. Um ſo überſchwenglichere Gnade haben wir aber in Ihm zu erkennen, da es wol manchmal geſchehen mag, daß wir, deren ſterbliches Auge auf keine Weiſe in das Geheimniß des göttlichen Willens eindringen kann, durch falſches Dafürhalten irre geleitet, Den zu unſerm Vertreter vor der Majeſtät Gottes erwählen, den Er von Seinem Angeſicht verbannet hat, und daß demohngeachtet, Er, vor dem nichts verborgen iſt, mehr auf die reine Geſinnung des Bittenden, als auf deſſen Unwiſſenheit oder auf des Angerufenen Verdammung ſieht und das Gebet ebenſo erhört, als ob der vermeintliche Fürſprecher die Seligkeit Seiner Anſchauung genöſſe. Daß ſich dem alſo verhalte, wird aus der Geſchichte, die ich Euch erzählen will, offenbar hervorgehen. Offenbar ſage ich nur nach menſchlichem Dafürhalten, da Gottes Rathſchlüſſe uns verborgen bleiben.

Es wird uns nämlich berichtet, daß Musciatto Franzeſi, als er von einem reichen und angeſehenen Kaufherrn zum Edelmanne geworden war und nun mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem vom Papſt Bonifaz her-

beigerufenen und unterſtützten Karl Ohneland nach Toscana ziehen ſollte, ſich entſchloß, die Beſorgung ſeiner Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten der Fall zu ſein pflegt, durch vielfache Zerſplitterung äußerſt verwickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu übertragen. In der That gelang es ihm, für Alles Rath zu finden; nur blieb er noch ungewiß, wo er Jemanden hernehmen wollte, der geſchickt wäre, die Schulden einzutreiben, die er bei einigen Burgundern ausſtehen hatte. Der Grund ſeines Bedenkens lag darin, daß ihm wol bekannt war, wie garſtiges, händelſüchtiges und abſcheuliches Volk die Burgunder ſind, und daß er ſich auf Niemanden beſinnen konnte, der abgefeimt genug geweſen wäre, um ihrer Bösartigkeit mit Erfolg das Widerſpiel zu halten. Als er in ſolchem Zweifel lange hin und her gedacht hatte, fiel ihm ein gewiſſer Ciapperello von Prato ein, der ſein Haus in Paris oft zu beſuchen pflegte. Die Franzoſen, die den Namen Ciapperello nicht verſtanden und der Meinung waren, er wolle ſoviel ſagen, als chapeau, was in ihrer Landesſprache Kranz bedeutet, nannten dieſen Mann, der klein von Geſtalt und gar ſehr geſchniegelt war, ſeiner Kleinheit halber nicht Chapeau, ſondern Chapelet, unter welchem Namen er denn überall bekannt war, während nur Wenige wußten, daß er Ciapperello hieße.

Das Leben, das dieſer Chapelet führte, war folgendermaßen beſchaffen. In ſeinem Berufe als Notar hielt er es für eine große Schande, wenn eins der von ihm angefertigten Inſtrumente, obgleich er deren wenige machte, anders als widerrechtlich befunden worden wäre. Solcher falſchen Urkunden aber machte er ſoviel man nur wollte, und dergleichen lieber umſonſt, als rechtmäßige für ſchwere Bezahlung. Falſches Zeugniß legte er auf Verlangen und von freien Stücken beſonders gerne ab, und da in Frankreich die Eidſchwüre um jene Zeit in ſo großem Anſehen ſtanden, daß Niemand ſie durch Gegenbeweis entkräftete, gewann er unrechtmäßiger Weiſe alle Proceſſe, in denen

er die Wahrheit nach ſeinem Gewiſſen zu beſchwören berufen ward. Ausnehmendes Wohlgefallen fand er, und großen Fleiß wandte er daran, unter Freunden, Verwandten oder was ſonſt immer für Leuten Unfrieden und Feindſchaft anzuzetteln, und je größeres Unglück daraus entſtand, deſto mehr freute er ſich. Wurde er aufgefordert, Jemand umbringen zu helfen oder an einer anderen Schandthat Theil zu nehmen, ſo weigerte er ſich niemals und war der Erſte auf dem Platz. Oft war er auch bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In ſeiner beiſpielloſen Heftigkeit läſterte er Gott und alle Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das gräßlichſte. In der Kirche ließ er ſich niemals antreffen und verſpottete alle chriſtlichen Sacramente mit den verruchteſten Worten. Deſto beſſer war er dafür in den Schenken und andern Sündenhäuſern einheimiſch. Weiber hatte er ſo lieb, wie der Hund den Knüttel; in dem umgekehrten Laſter aber ſchwelgte er ärger als der heilloſeſte Sünder. Aus Rauben und Stehlen hätte er ſich eben ſo wenig ein Gewiſſen gemacht, als ein Heiliger daraus, Almoſen zu geben. Er fraß und ſoff in ſolchem Uebermaß, daß er mehrmals knapp mit dem Leben davon kam. Spielen und Betrügen trieb er wie ein Handwerk. Doch, wozu ſo viele Worte? Genug, er war der ſchändlichſte Menſch, der vielleicht je geboren ward, und ſchon ſeit langer Zeit konnten nur die Macht und das Anſehen des Herrn Musciatto ihm bei ſeinen Verbrechen durchhelfen; ſodaß weder Privatperſonen, die er häufig, noch die Gerichte, die er fortwährend beleidigte, Hand an ihn legten.

Dieſer Ciapperello alſo war es, den Herr Musciatto, welcher ſeinen Lebenswandel auf das genaueſte kannte, jetzt als den rechten Mann, um der burgundiſchen Bosheit die Spitze zu bieten, auserkor. So ließ er ihn denn rufen und ſprach zu ihm: „Chapelet, ich ſtehe, wie Du weißt, im Begriff, ganz von hier wegzuziehen, und da ich unter Andern noch mit einer Anzahl Burgunder zu thun habe,

ſo kenne ich Niemand, dem ich mich beſſer, als Dir, anvertrauen könnte, um von ſo betrügeriſchem Volke mein Geld einzutreiben. Du haſt jetzt nichts zu thun, und, willſt Du dieſe Angelegenheit übernehmen, ſo verſpreche ich Dir, Dich mit den Gerichten auszuſöhnen und Dir an Dem, was Du mir eincaſſirſt, einen Antheil zu laſſen, daß Du zufrieden ſein kannſt." Herr Chapelet, der müßig ging, auch an dem Zeitlichen keinen Ueberfluß hatte und nun Den verlieren ſollte, der lange Zeit ſein Stab und ſeine Stütze geweſen war, ſagte, ohne langes Beſinnen und gewiſſermaßen nothgedrungen, ja, er ſei gern bereit.

Nach gehöriger Verabredung und nach Empfang der Vollmacht des Herrn Musciatto und der Gnadenbriefe des Königs reiſte Chapelet, als Herr Musciatto Paris verlaſſen, nach Burgund, wo ihn beinahe Niemand kannte. Hier fing er, wider ſeine Natur, ganz freundlich und ſanftmüthig an, ſeinen Auftrag auszuführen und die Schulden einzufordern, gleichſam als wollte er ſich die Bosheit bis zuletzt aufſparen. Inzwiſchen war Chapelet zu zweien Brüdern aus Florenz ins Haus gezogen, die Geld auf wucherliche Zinſen liehen und ihm, dem Herrn Musciatto zu Liebe, viel Ehre erwieſen. In deren Hauſe erkrankte er jetzt, und, obgleich ihm die beiden Brüder ſogleich geſchickte Aerzte rufen, ihn durch ihre Diener pflegen ließen und überhaupt Alles thaten, was zu ſeiner Heilung förderlich ſein konnte, ſo war doch jede Hülfe vergeblich. Der gute Mann, der nach gerade alt war und liederlich gelebt hatte, wurde nach Ausſage der Aerzte täglich ſchlechter und ſchlechter, und es zeigte ſich zum großen Leidweſen der Brüder gar bald, daß Chapelet an keiner anderen Krankheit, als an der des nahen Todes, leide. Dieſe Beiden nun fingen eines Tages, nicht weit von dem Zimmer, wo Chapelet krank lag, alſo untereinander zu reden an: „Was ſollen wir mit dem Menſchen anfangen?" ſagte der Eine zum Andern. „Wir ſind auf allen Fall in einer ſehr verdrießlichen Lage. Ihn jetzt, krank wie er

iſt, aus dem Hauſe zu ſchicken, wäre gewiß unſerm Rufe eben ſo nachtheilig, als unüberlegt von unſrer Seite; denn die Leute, die geſehen haben, wie wir ihn erſt aufgenommen und für ſeine Pflege und Heilung geſorgt, würden überzeugt ſein, daß er uns keinen Grund gegeben haben könne, ihn nun als einen Todtkranken aus unſerm Hauſe zu thun. Auf der andern Seite aber iſt er ein ſo gottloſer Menſch geweſen, daß er weder wird beichten, noch Abendmahl oder letzte Oelung annehmen wollen, und ſtirbt er, ohne gebeichtet zu haben, ſo nimmt keine Kirche den Leichnam auf, und er wird wie ein todter Hund in die Grube geſchmiſſen. Sollte er aber auch beichten, ſo ſind ſeiner Sünden ſo viele und ſo verruchte, daß nichts dadurch gebeſſert wird; denn es wird ſich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn losſprechen könnte oder wollte, und, ſtirbt er ohne Abſolution, ſo ſchmeiſſen ſie ihn auch in die Grube. Kommt es aber ſo oder ſo, immer wird das ganze Volk, das ohnehin wegen unſres Gewerbes, das ſie verabſcheuen, äußerſt ſchlecht auf uns zu ſprechen iſt und Luſt genug haben mag, uns auszuplündern, offen gegen uns aufſtehen und ſagen: „Dieſe Hunde von Italienern, die man in der Kirche abweiſt, wollen wir nicht mehr bei uns leiden.“ Sie werden unſer Haus ſtürmen und ſich kein Gewiſſen daraus machen, uns nicht nur Hab und Gut zu nehmen, ſondern gar leicht ſich an unſerm Leib und Leben vergreifen. So ſind wir denn auf allen Fall bei Chapelet's Tode übel daran.“

Herr Chapelet, der, wie geſagt, nahe an dem Orte lag, wo die Beiden redeten, und, wie man es meiſtentheils bei Kranken findet, ein feines Gehör hatte, verſtand Alles, was ſie über ihn ſagten. Er ließ ſie zu ſich rufen und ſagte ihnen: „Ich wünſchte nicht, daß Ihr Euch wegen meiner irgend Gedanken machtet oder in Furcht wäret, daß Euch Jemand um meinetwillen kränken möchte. Ich habe gehört, was Ihr über mich geſprochen habt, und bin wohl überzeugt, daß es kommen würde, wie Ihr ſagt,

wenn Das geſchähe, was Ihr vorausſetzet: aber es ſoll ſchon anders gehen. Ich habe bei meinen Lebzeiten unſerm Herrgott ſoviel zu Leide gethan, daß jetzt, wo ich ſterbe, ein Streich mehr auch keinen Unterſchied machen wird. Darum ſchafft mir nur den erfahrenſten und frömmſten Mönch herbei, den Ihr zu finden wißt, und, habt Ihr den, ſo laßt mich nur machen, ich werde Eure und meine Angelegenheit ſchon ſo beſorgen, daß Alles gut ſein ſoll und Ihr Urſache habt, zufrieden zu ſein." Obgleich die beiden Brüder daraus noch keine beſondere Hoffnung ſchöpften, ſo gingen ſie doch in ein Mönchskloſter und verlangten nach einem frommen und verſtändigen Manne, der einem Italiener, welcher bei ihnen krank läge, Beichte hören könnte. Man gab ihnen einen bejahrten Mönch mit, der ein heiliges, muſterhaftes Leben führte, ein großer Schriftgelehrter und gar ehrwürdiger Mann war und bei allen Mitbürgern in beſonderem und hohem Anſehen der Heiligkeit ſtand. Dieſen brachten ſie zu dem Kranken.

Als er in die Kammer, wo Chapelet lag, eingetreten war und ſich an ſein Bette geſetzt hatte, hub er freundlich an, ihm Muth zuzuſprechen, und dann erſt frug er ihn, wie lange es her ſei, ſeit er das vorige Mal gebeichtet habe. Chapelet, der ſein Leben nicht gebeichtet hatte, antwortete ihm: „Ehrwürdiger Vater, ſonſt iſt es meine Gewohnheit, alle Woche wenigſtens ein Mal zur Beichte zu gehen, die manchen Male ungerechnet, wo ich öfter gehe; aber, ich muß es geſtehen, jetzt, ſeitdem ich krank geworden, ſind ſchon ein Tager achte vergangen, ohne daß ich gebeichtet hätte, ſo viel Schmerzen hat die Krankheit mir gemacht." „Mein Sohn," ſagte darauf der Mönch, „daran haſt Du wohl gethan, und alſo magſt Du auch in Zukunft thun. Doch, da Du ſo oft beichteſt, ſo ſehe ich wohl, ich werde wenig Mühe haben, Dich zu fragen und Deine Antworten anzuhören." Chapelet ſprach: „Herr Pater, ſagt das nicht; wie oft und wie vielmals ich auch zur Beichte gegangen bin, ſo habe ich mich doch

nie dazu entschließen können, anders, als insgesammt alle meine Sünden, auf die ich mich besinnen konnte, vom Tage meiner Geburt an bis zum Tage, wo ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich Euch denn, bester Vater, daß Ihr mich eben so genau über Alles befragt, als ob ich nie gebeichtet hätte. Und schont mich nur ja nicht etwa, weil ich krank bin; denn ich will viel lieber dieses mein Fleisch plagen, als aus Schonung dafür irgend Etwas thun, was meiner unsterblichen Seele, die mein Heiland mit seinem kostbaren Blute losgekauft hat, zum Verderben gereichen könnte." Diese Worte hatten den ganzen Beifall des heiligen Mannes und schienen ihm von einem gesammelten Gemüthe Zeugniß zu geben. Nachdem er also diese Gewohnheit gegen Chapelet sehr gelobt hatte, fing er an, ihn zu befragen, ob er sich je in Wollust mit Weibern versündigt habe. Ihm antwortete Chapelet mit einem Seufzer: „Mein Vater, was das betrifft, so schäme ich mich, Euch die Wahrheit zu sagen; denn ich fürchte, sie könnte für Ruhmredigkeit gelten." Der heilige Pater sagte dagegen: „Rede nur ruhig; denn wer die Wahrheit spricht, sei es in der Beichte oder bei anderer Gelegenheit, der sündigt niemals." „Nun denn," erwiderte Chapelet, „weil Ihr mich darüber beruhigt, so will ich Euch nur sagen, ich bin noch ebenso rein und unbefleckt, wie ich aus dem Schooße meiner Mutter hervorgegangen bin." „Des möge Gott Dich segnen," sagte der Mönch. „Wie wohl hast Du daran gethan! Und um so verdienstlicher ist Deine Keuschheit, da Du, wenn Du gewollt hättest, weit eher das Gegentheil thun konntest, als wir und alle Andern, die von einer Ordensregel gebunden sind." Dann fragte er, ob er je durch Gefräßigkeit sich Gottes Misfallen zugezogen habe. Mit einem lauten Seufzer antwortete Chapelet, allerdings und vielmals. Denn, während er sich gewöhnt habe, außer den vierzigtägigen Fasten, welche fromme Leute jährlich halten, auch allwöchentlich wenigstens drei Tage lang mit Brot und Wasser zu

faſten, ſo habe er das Waſſer, vorzüglich wenn er von Gebeten oder Wallfahrten beſonders angeſtrengt geweſen ſei, mit derſelben Luſt und demſelben Wohlgefallen getrunken, als nur der größte Säufer den Wein. Manchmal habe er ſich auch Salat von grünem Kraute gewünſcht, wie ihn die Bauerfrauen machen, wenn ſie aufs Feld gehen, und das Eſſen habe ihm beſſer geſchmeckt, als er meine, daß es Einem ſchmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faſte, wie er es doch gethan habe. „Mein Sohn," ſagte ihm darauf der Mönch, „das ſind Sünden, welche die Natur mit ſich bringt; die haben wenig zu bedeuten, und um ihretwillen möchte ich nicht, daß Du Dein Gewiſſen mehr, als Noth thut, beſchwerteſt. Es geſchieht jedem Menſchen, wenn er auch noch ſo heilig iſt, daß ihm nach langem Faſten das Eſſen gut ſchmeckt und nach großer Anſtrengung das Trinken." „Ach, Herr Pater," antwortete Chapelet, „Ihr ſprecht ſo, um mich zu beruhigen. Das ſolltet Ihr nicht thun. Euch iſt ja bekannt, daß ich wohl weiß, Alles, was man thut, um Gott zu dienen, ſoll man in ganz reiner Geſinnung und ohne einen Flecken der Luſt thun, und wer Dem zuwider handelt, der ſündigt." Höchlich zufrieden, ſagte der Mönch: „Nun ſo freut es mich denn, daß Du es ſo anſiehſt, und ich lobe in dieſem Stück Dein ängſtliches und ſorgſames Gewiſſen. Aber ſage mir, haſt Du Dich durch Geiz vergangen und mehr verlangt, als Du verlangen ſollteſt, oder behalten, was Du nicht behalten durfteſt?" „Ehrwürdiger Vater," erwiderte ihm Chapelet, „es ſollte mir leid thun, wenn Ihr eine falſche Meinung von mir hättet, weil ich bei den Wucherern hier wohne. Ich habe keinen Theil an ihrem Handwerk; vielmehr bin ich zu ihnen gekommen, um ihnen ins Gewiſſen zu reden und ſie von dieſem abſcheulichen Erwerbe abzubringen. Auch wäre mir das, wie ich glaube, gelungen, hätte mich Gott nicht ſo heimgeſucht. Ich kann Euch aber ſagen, daß mein Vater mir ein ſchönes Vermögen hinterließ, von dem ich

nach ſeinem Tode die größte Hälfte als Almoſen vertheilte. Dann habe ich, um mich ernähren und den Armen Gottes beiſtehen zu können, meinen kleinen Handel getrieben und dabei allerdings den Erwerb im Auge gehabt; was ich aber erworben hatte, das habe ich immer mit den Armen zu gleichen Theilen getheilt, und meine Hälfte zu meiner Nothdurft verbraucht, die andere aber jenen geſchenkt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer beigeſtanden, daß meine Geſchäfte täglich beſſer und beſſer gegangen ſind." „Daran haſt Du wohl gethan," ſagte der Mönch. „Aber haſt Du Dich etwa häufig erzürnt?" „Ja," ſagte Herr Chapelet, „das habe ich freilich gar oft gethan. Und wer könnte ſich wol deſſen enthalten, wenn er die Menſchen alle Tage die abſcheulichſten Dinge treiben ſieht, wenn er ſieht, wie ſie Gottes Gebote nicht halten und Sein Gericht nicht fürchten? Wol zehn Mal des Tages habe ich lieber todt als lebendig ſein wollen, wenn ich ſah, wie die jungen Leute den Eitelkeiten der Welt nachliefen, ſchworen und ſich verſchworen, in die Schenken, aber um die Kirche herumgingen und weit mehr auf den Wegen der Zeitlichkeit, als auf dem Wege Gottes wandelten." Darauf erwiderte der Mönch: „Mein Sohn, das iſt ein edler Zorn, um deſſentwillen ich für mein Theil Dir keine Buße aufzulegen wüßte. Sage mir aber, wäre es vielleicht möglich, daß Du Dich irgend einmal vom Zorne zu einem Morde, zu Schlägereien, oder zu Schimpfworten hätteſt verleiten laſſen?" „Ach du meine Güte, Herr Pater," ſagte Chapelet, „ich hielt Euch für einen Mann Gottes; wie könnt Ihr ſolche Reden führen? Glaubt Ihr denn, ich bilde mir ein, daß, wenn mir nur der entfernteſte Gedanke eingekommen wäre, irgend etwas von Dem, was Ihr da genannt habt, zu thun, Gott mich ſo lange am Leben erhalten hätte? Dergleichen können ja nur Mörder und Straßenräuber thun; ſo oft ich ſo Einen geſehen, habe ich immer geſagt: Geh, und Gott beſſere Dich." „Gott ſegne Dich, mein Sohn," ſprach der Pa-

ter; „ſo ſage mir denn, ob Du jemals gegen irgend wen falſches Zeugniß abgelegt, ihm üble Nachrede gemacht, oder, wider Willen des Eigenthümers, Dich mit fremdem Gute bereichert haſt?" „Ach ja, Herr Pater," ſagte Chapelet, „was die üble Nachrede betrifft, freilich ja. Denn einmal, da hatte ich einen Nachbar, der, ohne auf der Welt irgend einen Anlaß zu haben, ſeine Frau in Einem fort prügelte. Da hat mich denn das Mitleid mit dem armen Weibe, die er, ſo oft er ſich beſoffen hatte, ſo gottesjämmerlich zurichtete, einmal ſo gepackt, daß ich gegen ihre Verwandten recht auf ihn geſcholten habe." „Wohl denn," antwortete der Mönch; „nun ſage mir aber, wie ich höre, ſo biſt Du ein Kaufmann geweſen; haſt Du niemals Jemanden nach Art der Kaufleute betrogen?" „Ja wahrhaftig, Herr Pater," ſagte Herr Chapelet; „wie er hieß, das weiß ich aber nicht. Es war Einer, der mir Geld brachte, was er mir für ein Stück Tuch, das ich ihm verkauft hatte, ſchuldig war. Nun that ich das Geld, ohne es zu zählen, in einen Kaſten, und, reichlich einen Monat darauf, fand ich, daß es vier Heller mehr waren, als mir zukamen. Wol ein ganzes Jahr lang habe ich ſie aufgehoben; weil ich aber Den, dem ſie gehörten, in der ganzen Zeit nicht mehr wieder ſah, habe ich ſie am Ende als Almoſen verſchenkt." „Das war eine Kleinigkeit," ſagte der Mönch, „und Du haſt recht daran gethan, ſie anzuwenden, wie Du thateſt." — Der fromme Mönch fragte ihn noch außerdem nach Mancherlei, worauf er immer in dieſer Weiſe antwortete. So wollte denn Jener ſchon zur Abſolution ſchreiten, als Chapelet ſprach: „Herr Pater, noch eine Sünde habe ich auf dem Gewiſſen, die ich Euch nicht gebeichtet." „Und die wäre?" ſagte der Mönch. „Ich entſinne mich, antwortete Jener, „daß ich eines Sonntags gegen Abend von meinem Diener das Haus kehren ließ und ſo für den Tag des Herrn die ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzte." „Mein Sohn," erwiderte der Geiſtliche, „das hat weiter nichts zu bedeu-

ten." „Sagt nicht, das habe nichts zu bedeuten," entgegnete Chapelet; „den Sonntag soll man ehren; denn an diesem Tage war es, daß unser Heiland von den Todten auferstand." Darauf sagte der Mönch, „und hast Du sonst noch etwas zu beichten?" „Ja, Herr Pater," antwortete Chapelet. „Einmal, in Gedanken, habe ich in der Kirche ausgespuckt." Der Mönch fing an zu lächeln und sagte, „mein Sohn, das sind Dinge, die man sich nicht zu Herzen nehmen soll; wir sind Geistliche und spucken alle Tage in der Kirche aus." „Und thut daran sehr übel," sprach Herr Chapelet; „denn nichts auf der Welt soll man so rein halten, als den Tempel des Herrn, in dem man dem Höchsten opfert."

Um es kurz zu machen, Sünden von dieser Art beichtete er ihm noch eine Menge; dann fing er an zu seufzen und brach in einen Strom von Thränen aus, deren ihm, wenn er wollte, immer reichlich zu Gebote standen. „Was ist Dir, mein Sohn?" sagte der Geistliche, „Ach, Herr Pater," erwiderte Chapelet, „eine Sünde habe ich noch auf dem Herzen, die habe ich nie gebeichtet, so schäme ich mich, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, so weine ich, wie Ihr mich jetzt weinen seht, und um dieser Sünde willen kann ich mir auch nicht denken, daß Gott Erbarmen mit mir haben wird." „Schäme Dich, mein Sohn," entgegnete der Mönch; „was redest Du da? Wären alle Sünden, die von allen Menschen zusammen jemals begangen worden sind oder, so lange die Welt stehen wird, noch von den Menschen werden begangen werden, in einem einzigen Menschen vereinigt, und der wäre reuig und zerknirscht, wie ich sehe, daß Du es bist, so ist Gottes Gnade und Barmherzigkeit so groß, daß Er sie alle, sobald sie gebeichtet wären, freudig ihm vergeben würde; und so sage denn zuversichtlich, was Du gethan hast." Darauf sprach Herr Chapelet, ohne vom Weinen abzulassen: „Ach, ehrwürdiger Vater, 's ist eine gar zu schwere Sünde, und, wenn es nicht auf Eure Fürbitte geschieht, so kann ich

kaum glauben, daß Gott ſie mir jemals vergeben ſollte." Der Mönch antwortete ihm: „Sage nur zuverſichtlich und ich verſpreche Dir, daß ich für Dich zu Gott bitten will." Herr Chapelet weinte noch in einem fort und ſchwieg; der Mönch aber ermunterte ihn ferner, zu reden. Als nun Chapelet den Geiſtlichen eine lange Weile ſo mit Weinen hingehalten hatte, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus und ſprach: „Ehrwürdiger Vater, weil Ihr mir denn verſprochen habt, Gott für mich zu bitten, ſo will ich's Euch ſagen. Wißt denn, wie ich noch klein war, habe ich einmal meine Mutter geſchimpft." Und kaum hatte er ſo geſprochen, ſo hub er von neuem bitterlich zu weinen an. „Mein Sohn," antwortete der Mönch, „dünkt Dich denn das wirklich ſo eine ſchwere Sünde? Läſtern die Leute nicht etwa täglich ihren Herrgott? Und doch vergibt er gerne einem Jeden, der Ihn geläſtert zu haben bereut. Und Du verzweifelſt für dieſen Fehltritt Vergebung zu finden? Faſſe Muth und weine nicht; denn gewißlich, wäreſt Du einer von Denen geweſen, die unſern Herrn an das Kreuz geſchlagen haben, und wäreſt Du ſo zerknirſcht, als ich ſehe, daß Du biſt, ſo würde Er Dir vergeben." Darauf ſagte Chapelet: „Um Himmels Willen, Herr Pater, was ſprecht Ihr da? Allzuſehr habe ich mich vergangen, und allzugroße Sünde war es, daß ich meine Herzensmutter ſchimpfte, die mich neun Monate lang Tag und Nacht im Leibe trug und mehr wie hundert Mal mich auf dem Arme gehabt hat; und wenn Ihr nicht für mich betet, ſo wird mir's auch nicht verziehen werden." —

Als der Mönch inne wurde, daß Chapelet weiter nichts zu ſagen habe, ertheilte er ihm die Abſolution und gab ihm in der feſten Ueberzeugung den Segen, Chapelet, deſſen Reden er für die lautere Wahrheit gehalten, ſei ein frommer, gottſeliger Menſch. Und wer möchte wol zweifeln, wenn er Jemand auf dem Todbette alſo reden hörte? Nach dem Allen ſagte er: „Herr Chapelet, Ihr werdet

mit Gottes Hülfe bald wieder gesund sein; sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gesegnete und zum Abschied von dieser Welt bereite Seele zu sich riefe, hättet Ihr alsdann etwas dawider, daß Euer Körper auf unserem Kirchhof beerdigt würde?" „Durchaus nichts," entgegnete Chapelet; „vielmehr möchte ich sonst nirgends liegen, als eben bei Euch. Ihr habt mir ja versprochen, für mich zu beten, und auch ohne das habe ich von jeher besondere Ehrfurcht für Euren Orden gehabt. Und so bitte ich Euch, daß Ihr Christi wahrhaftigen Leib, den Ihr diesen Morgen auf dem Altare eingesegnet habt, mir zusendet, sobald Ihr in Euer Kloster zurückgekommen seid. Denn ich denke ihn mit Eurer Erlaubniß, wenn gleich unwürdig, zu genießen und dann die heilige letzte Oelung zu empfangen, damit ich, wenn ich als ein Sünder gelebt habe, wenigstens als Christ sterben möge." Der heilige Mann sagte, das sei wohl gesprochen, und er sei Alles zufrieden. Das Sacrament solle dem Kranken sogleich gebracht werden. Und so geschah es.

Die beiden Brüder hatten sehr gefürchtet, Chapelet werde sie täuschen, und sich deshalb der Bretterwand nahe gesetzt, welche die Kammer, in der der Kranke lag, von der anstoßenden trennte. Hier hatten sie die ganze Beichte behorcht und bequem verstanden, was Chapelet dem Mönche gesagt. Mehr als ein Mal reizten die Geschichten, die sie ihn beichten hörten, sie so sehr zum Lachen, daß wenig daran fehlte, so wären sie damit herausgeplatzt. Dann sagten sie aber wieder zu einander: „Himmel, welch ein Mensch ist das, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, oder vor Gott, vor dessen Richterstuhl er in wenig Stunden zu stehen vermuthen muß, von seiner Verruchtheit haben abbringen und zu dem Entschlusse leiten können, anders zu sterben, als er gelebt hat." Indeß, sie hatten gehört, seine Leiche solle in der Kirche aufgenommen werden, und um das Uebrige kümmerten sie sich nicht. — Herr Cha-

pelet empfing bald darauf das Abendmahl; dann, als ſein Befinden ſich über die Maßen verſchlechterte, die letzte Oelung und ſtarb noch an dem Tage ſeiner muſterhaften Beichte, bald nach der Vesper.

Die beiden Brüder beſorgten aus dem Nachlaß des Verſtorbenen ein anſtändiges Begräbniß und meldeten indeß den Todesfall im Kloſter, damit die Mönche, wie es gebräuchlich iſt, die Nacht bei der Leiche wachten und den andern Morgen ſie abzuholen kämen. — Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehört, beſprach ſich, als er ſeinen Tod vernahm, mit dem Prior des Kloſters. Er ließ das Capitel läuten und ſchilderte den hier verſammelten Mönchen, welch ein frommer Mann Chapelet, ſeiner Beichte zufolge, geweſen ſei. In der Hoffnung, daß Gott durch ihn noch große Wunder verrichten werde, überredete er ſie, man müſſe nothwendig dieſe Leiche mit beſonderer Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen. Der Prior und die übrigen Mönche pflichteten in ihrer Leichtgläubigkeit dieſer Meinung bei, und ſo gingen ſie denn ſämmtlich noch ſpät am Abend in das Haus, wo Chapelet's Leiche war, und hielten über dieſe eine große und feierliche Vigilie. Am andern Morgen kamen ſie alle, mit Chorhemd und Mäntelchen angethan, die Chorbücher in der Hand und die Kreuze voraus, den Leichnam mit Geſang zu holen. Dann trugen ſie ihn unter Gepränge und großer Feierlichkeit in ihre Kirche, und Männer und Weiber, faſt die ganze Einwohnerſchaft des Städtchens, ſchloſſen ſich dem Zuge an. Als die Leiche in der Kirche niedergeſetzt war, ſtieg der Geiſtliche, dem Chapelet gebeichtet hatte, auf die Kanzel und berichtete von des Verſtorbenen frommem Leben, von ſeinen Faſten, ſeiner Keuſchheit, ſeiner Einfalt, Unſchuld und Heiligkeit die wunderbarſten Dinge. Unter andern erzählte er, was Herr Chapelet ihm unter Thränen als ſeine größte Sünde gebeichtet, und wie er kaum ihn zu überzeugen vermocht habe, daß Gott ihm auch dieſe vergeben werde. Dann richtete er ſeine

Vorwürfe an die Zuhörer und sprach: „Ihr aber, Ihr von Gott Verdammten, Ihr lästert um jedes Strohhalmes willen, der Euch zwischen die Füße kommt, Gott, seine Mutter und alle Heiligen im Paradiese.“ Außerdem sagte er noch viel Anderes von seiner Herzensgüte und Reinigkeit. Mit einem Worte, seine Reden, denen das Volk vollkommen Glauben beimaß, bemächtigten sich in solchem Maße der frommen Herzen der ganzen Versammlung, daß Alle, sobald der Gottesdienst geendigt war, sich untereinander stießen und drängten, dem Todten Hände und Füße zu küssen. Die Kleider wurden ihm auf dem Leibe zerrissen; denn ein Jeder hielt sich für glücklich, wenn er ein Stückchen davon tragen konnte. In der That mußten die Mönche den ganzen Tag über den Körper ausstehen lassen, daß ihn Jedweder nach Gefallen beschauen konnte. Die folgende Nacht wurde er in einer Capelle ehrenvoll in einem marmornen Sarg bestattet, und schon den Tag darauf fingen die Leute allmälig an, den Körper zu besuchen und zu verehren, Lampen anzuzünden und mit der Zeit dem Verstorbenen Gelübde zu thun, und dann dem Versprechen gemäß wächserne Bilder aufzuhängen. Dieser Ruf der Heiligkeit und diese Verehrung wuchsen so sehr, daß nicht leicht Jemand in irgend einer Gefahr einen andern Heiligen anrief, als Sanct Chapelet, wie sie ihn nannten und noch heute nennen, und allgemein wird versichert, daß Gott durch ihn gar viele Wunder gethan habe, und deren noch täglich an Jedem thue, der die Fürsprache dieses Heiligen andächtig erbittet.

So lebte und starb Herr Ciaperello von Prato und ward ein Heiliger, wie Ihr gehört habt. Daß es möglich ist, daß dieser Mensch wirklich selig im Anschauen Gottes sei, will ich freilich nicht leugnen: denn so ruchlos und abscheulich sein Leben war, so kann er doch in den letzten Augenblicken seines Lebens so viel Reue empfunden haben, daß Gott sich vielleicht seiner erbarmt und ihn in sein Reich aufgenommen hat. Weil uns aber dies verborgen

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY OF OXFORD LIBRARY

bleibt, ſo rede ich nach Dem, was uns offenbar iſt, und ſage, daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradieſe zu ſein verdient. Verhält es ſich aber alſo, ſo können wir deutlich erkennen, wie unermeßlich Gottes Gnade gegen uns iſt, die nicht unſern Irrthum, ſondern die Aufrichtigkeit unſeres Glaubens betrachtet, wenn wir einen Seiner Feinde, in der Meinung, er ſei Sein Freund, zum Mittler zwiſchen Ihm und uns machen, und uns erhört, als hätten wir einen wahren Heiligen zu unſerm Fürſprecher bei Seiner Gnade uns erwählt. Und ſo empfehlen wir uns Ihm denn, mit Allem, was uns Noth iſt, in der feſten Ueberzeugung, erhört zu werden, damit Er uns in dieſem allgemeinen Elend und in dieſer ſo heiteren Geſellſchaft, im Lobe Seines Namens, in dem wir ſie begonnen, geſund und unverſehrt erhalten möge. — Und damit ſchwieg er.

Zweite Geschichte.

Der Jude Abraham geht auf Antrieb des Jeannot von Sevigné nach Rom und kehrt, als er die Schlechtigkeit der Geiſtlichen dort kennen gelernt, nach Paris zurück, um Chriſt zu werden.

Die Geſchichte des Pamphilus ward von den Damen im Ganzen gelobt, wie ſie im Einzelnen belacht worden war; nun aber, als ſie bei ſteter Aufmerkſamkeit der Zuhörer ihr Ende erreicht hatte, gebot die Königin der Neiphile, die ihr zunächſt ſaß, daß ſie mit einer neuen Geſchichte in der angefangenen Weiſe der Unterhaltung fortfahre. Neiphile, nicht minder durch Anmuth des Betragens, als durch Schönheit der Geſtalt reizend, antwortete, ſie ſei gern bereit, und begann folgendermaßen. „Pamphilus

hat in seiner Erzählung gezeigt, wie Gott in Seiner Huld unsere Irrthümer, an denen wir keine Schuld haben, uns nicht anrechnet, und ich denke in der meinigen ein Beispiel davon zu geben, wie eben diese göttliche Huld sich uns auf das untrüglichste durch die Langmuth offenbart, mit der sie die Fehler Derjenigen erträgt, die vielmehr berufen wären, durch Wort und That von Gott zu zeugen. Solche Einsicht möge uns alsdann mit um so größerer Festigkeit unserem Glauben nachleben lassen.

In Paris, Ihr lieben Mädchen, lebte, wie mir erzählt worden ist, vor Zeiten ein reicher Kaufherr und wackerer Mann, Jeannot von Sevigné genannt, der, seiner Redlichkeit unbeschadet, mit Tüchern einen großen Handel trieb. Dieser war auf das engste mit einem steinreichen Juden, Namens Abraham, befreundet, der gleichfalls Kaufmann und dabei ehrlich und unbescholten war. Wenn Jeannot nun den tadellosen Lebenswandel seines Freundes betrachtete, so ging es ihm sehr zu Herzen, daß ein so wackerer, verständiger und guter Mann, weil ihm der Glauben fehlte, verdammt sein sollte. So bat er ihn denn als Freund, er möge den Irrthümern des jüdischen Glaubens entsagen und zu dem allein wahren christlichen übertreten, dessen Heiligkeit und Güte sich schon durch sein fortwährendes Wachsen und Gedeihen kund gäben. Der Jude erwiderte, daß er keinen Glauben, als allein den jüdischen, für gut und heilig halte: in dem sei er geboren, in dem denke er zu sterben, und davon werde nichts ihn jemals abbringen können. Jeannot ließ sich dadurch nicht abhalten, nach Verlauf einiger Tage auf denselben Gegenstand zurückzukommen und ihm so gut, oder so schlecht, als die Mehrzahl der Kaufleute sich darauf verstehen wird, auseinander zu setzen, daß, und warum der christliche Glaube besser ist, als der jüdische. Sei es nun, daß die große Freundschaft für Jeannot ihn bewog, oder daß vielleicht Worte, die der heilige Geist dem unwissenden Manne in den Mund gelegt, ihn überzeugten, genug, obwol

Abraham ein großer Gelehrter im jüdiſchen Geſetze war, fing er dennoch an, einigen Gefallen an Jeannot's Reden zu finden; indeß ließ ſeine Hartnäckigkeit ihn ſeinen Glauben noch immer nicht aufgeben.

Wie er nun in ſeiner Verſtocktheit beharrte, Jeannot aber nie abließ, ihm zuzureden, ſagte der Jude endlich, von den dringenden Bitten des Andern bewogen: „Jeannot, Du wünſcheſt, ich ſoll ein Chriſt werden, und ich bin geſonnen, es zu thun, doch unter der Bedingung, daß ich zuvor nach Rom gehe, um Den zu ſehen, der, wie Du verſicherſt, der Statthalter Gottes auf Erden iſt, und um ſein und ſeiner Brüder, der Cardinäle, Leben und Betragen kennen zu lernen. Finde ich dies alsdann ſo beſchaffen, daß ich theils daraus und theils aus Deinen Worten mich überzeugen kann, daß wirklich, ſowie Du Dich bemüht haſt, mir zu beweiſen, Euer Glaube beſſer ſei, als der meinige, dann werde ich thun, wie ich Dir geſagt habe. Wäre dem aber nicht ſo; nun, dann will ich bleiben, wie ich bin." Als Jeannot dieſen Entſchluß hörte, ward er über die Maßen betrübt und ſprach bei ſich ſelbſt: „Nun habe ich alle die Mühe verloren, die ich für trefflich angewandt hielt, wenn ich meinen Freund bekehrte; denn geht er nach Rom an den Hof, und ſieht er dort das ruchloſe Leben der Geiſtlichen, ſo wird er, weit entfernt, vom Juden ein Chriſt zu werden, ſelbſt wenn er ſich ſchon hätte taufen laſſen, gewiß zum Judenthum zurückkehren." Zu Abraham aber ſagte er: „Ach, lieber Freund, was willſt Du Dir ſo viel und ſo große Koſten machen, als die Reiſe nach Rom erfordern würde? Ungerechnet, daß ein reicher Mann, wie Du biſt, mag er zu Waſſer oder zu Lande reiſen, immer in Gefahr iſt. Denkſt Du denn, Dich kann hier Niemand taufen? Und wenn Du ja noch einiges Bedenken über den Glauben haſt, den ich Dir verkündige, ſo gibt es ja nirgends größere Gelehrten, verſtändigere Männer, als eben hier, um Dich über Alles, was Du willſt oder verlangſt, genügend aufzuklären. Darum iſt dieſe ganze

Reiſe meiner Meinung nach vollkommen überflüſſig. Denke Dir, daß die hohe Geiſtlichkeit eben ſo iſt, wie Du ſie hier geſehen haſt, und nur noch um ſo viel beſſer, als ſie dem oberſten Hirten näher ſteht. Willſt Du alſo meinem Rathe folgen, ſo erſparſt Du Dir dieſe Mühe auf ein ander Mal zu einer Wallfahrt, und alsdann iſt es leicht möglich, daß ich Dich ſelber begleite." Der Jude antwortete ihm: „Jeannot, ich bin überzeugt, es verhält ſich, wie Du ſagſt; um es Dir aber mit einem Worte zu ſagen, ich bin, wenn Du anders noch wünſcheſt, daß ich nach Deinen vielen Bitten thun ſoll, völlig entſchloſſen, zu reiſen; und ohne das laſſe ich mich niemals taufen." Als Jeannot ſah, daß ſein Wille feſt ſtehe, ſo ſagte er, „nun ſo reiſe mit Gott;" bei ſich aber dachte er, Abraham werde, wenn er erſt den römiſchen Hof geſehen habe, nie und nimmer ein Chriſt werden. Da es ihn aber weiter nichts anging, ſo ließ er ihn gewähren.

Der Jude ſtieg zu Pferde und beſchleunigte ſeine Reiſe nach Rom, ſo viel er konnte. Am Ziele angelangt, ward er von ſeinen Glaubensgenoſſen auf das ehrenvollſte empfangen; er aber begann, ohne über den Zweck ſeiner Reiſe Jemandem etwas zu ſagen, mit aller Vorſicht das Leben des Papſtes, der Cardinäle und der übrigen Prälaten und Hofleute zu beachten. — Was er, von nicht gewöhnlichem Scharfblick unterſtützt, ſelber wahrnahm, und was er hie und da von Andern erfuhr, überzeugte ihn nun bald, daß ſie alle der Wolluſt, und zwar nicht allein der natürlichen, ſondern der Sodomie fröhnten, ohne ſich irgend Zaum und Zügel von Scham oder Schande anlegen zu laſſen; ſodaß in den wichtigſten Angelegenheiten der feilen Dirnen und der Knaben Fürwort nicht geringen Einfluß ausübte. Außerdem fand er an Allen insgemein Schlemmer, Säufer, Trunkenbolde, und Geſchöpfe, die nach Art der unvernünftigen Thiere, nächſt der Wolluſt, mehr dem Bauche, als irgend etwas Andrem gehorchten. Bei genauerer Betrachtung

lernte er ſie auch noch als ſo geizig und geldgierig kennen, daß ſie mit Menſchen-, ja mit Chriſtenblut, und mit den heiligſten Dingen, Opfern oder geiſtlichen Aemtern, oder welcher Art ſie ſonſt ſein mochten, um Geld abſcheulichen Handel trieben. Aerger ſah er dabei markten, und mehr Mäkler beſchäftigt, als jemals in Paris beim Verkaufe der Tücher oder ſonſt irgend einer Waare. Offenbare Beſtechung hörte er Fürſprache, und unverſchämte Gierigkeit Diäten nennen; als ob Gott nicht den böſen Willen im verworfenen Herzen, geſchweige denn den wahren Sinn der Worte erkennte und nach Art der Menſchen ſich durch den Namen der Dinge täuſchen ließe. Alles dies und noch manches Andere, das ich beſſer verſchweige, misfiel unſerem Juden, der ein ſittlicher und geſetzter Mann war, auf das äußerſte, und da er genug geſehen zu haben glaubte, beſchloß er, nach Paris zurück zu kehren, und that alſo.

Sobald Jeannot ſeine Rückkehr erfahren hatte, beſuchte er ihn, ohne einige Hoffnung, daß Abraham Chriſt werden würde, und Beide freuten ſich herzlich des Wiederſehens. Als er indeß einige Tage ſich ausgeruht hatte, fragte ihn Jeannot, was er nun von dem heiligen Vater, von den Cardinälen und anderen Hofleuten denke. Schnell antwortete der Jude: „Nichts Gutes denke ich von ihnen, und nichts Gutes haben ſie von Gott zu hoffen. Und ich ſage Dir, ich müßte mich ſehr getäuſcht haben, oder ich habe dort an keinem Geiſtlichen eine Spur von Frömmigkeit, Andacht, guten Werken, muſterhaftem Wandel, oder anderem Dergleichen bemerkt; wohl aber ſah ich, wie Wolluſt, Geiz, Schlemmerei und mehr ähnliche und ſchlimmere Laſter, wenn es anders ſchlimmere gibt, bei ihnen ſo beliebt waren, daß ich jene Stadt eher für eine Werkſtätte des Teufels, als Gottes halte. Auch ſcheint es mir, nach meinem Dafürhalten, daß ſowol Euer Oberhirt, als die übrigen Alle nach ſeinem Beiſpiele ihren ganzen Scharfſinn und Sorgfalt und Mühe aufbieten, um die chriſtliche Religion, de-

ren Grundpfeiler und Stützen sie zu sein berufen wären, gänzlich zu zerstören und von der Welt zu vertreiben. Da ich nun aber sehe, daß nicht geschieht, wohin Jene arbeiten, sondern daß Eure Religion sich vielmehr täglich weiter ausbreitet und glänzender und herrlicher erscheint, so muß ich wol zu erkennen glauben, daß der heilige Geist sie, als heilig und wahrhaftig, vor allen andern stützt und aufrecht erhält. Aus diesem Grunde sage ich Dir jetzt, so wenig ich früher Deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, Gehör gab, offen und deutlich, daß ich um nichts auf der Welt meinen Vorsatz, Christ zu werden, aufgeben möchte. Laß uns also schnell in die Kirche gehen, und mache, daß ich dort nach dem Gebrauche Eures heiligen Glaubens die Taufe empfange." Jeannot, der einen ganz entgegengesetzten Schluß vermuthet hatte, war nun der froheste Mensch von der Welt. Sogleich ging er mit Abraham nach der Kirche unserer lieben Frauen in Paris, und bat die Geistlichen von der Kirche, daß sie seinem Freund die Taufe ertheilen möchten. Kaum hatten diese seine Bitte vernommen, so waren sie schnell sie zu erfüllen bereit, und Jeannot vertrat bei ihm Pathenstelle und nannte ihn Johannes. Dann ließ er ihn von tüchtigen Meistern in unserm Glauben unterrichten; Abraham aber lernte schnell und ward ein wackerer, tüchtiger Mann von frommem Wandel.

Dritte Geschichte.

Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die Saladin ihm bereitet.

Als Neiphile schwieg, und ihre Geschichte von Allen gelobt worden war, fing Philomele, nach dem Wunsche der

Königin, alſo zu reden an: „Die Erzählung der Neiphile erinnert mich an die gefährliche Lage, in der ſich einſt ein Jude befand; und, da von Gott und von der Wahrheit unſeres Glaubens bereits in angemeſſener Weiſe geſprochen iſt, es mithin nicht unziemlich erſcheinen kann, wenn wir uns nun zu den Schickſalen und Handlungen der Menſchen herablaſſen, ſo will ich Euch jene Geſchichte erzählen, die vielleicht Eure Vorſicht vermehren wird, wenn Ihr auf vorgelegte Fragen zu antworten habt. Ihr müßt nämlich wiſſen, ſchöne Geſpielinnen, daß, wie die Thorheit gar Manchen aus ſeiner glücklichen Lage reißt und ihn in tiefes Elend ſtürzt, ſo den Weiſen ſeine Klugheit aus großer Gefahr errettet und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit gewährt. Daß in der That der Unverſtand oft vom Glücke zum Elend führt, das zeigen viele Beiſpiele, die wir gegenwärtig nicht zu erzählen geſonnen ſind, weil deren täglich unter unſern Augen ſich zutragen. Wie aber die Klugheit helfen kann, will ich verſprochenermaßen in folgender kurzen Geſchichte Euch zeigen.

Saladin, deſſen Tapferkeit ſo groß war, daß ſie ihn nicht nur von einem geringen Manne zum Sultan von Babylon erhob, ſondern ihm auch vielfache Siege über ſaraceniſche und chriſtliche Fürſten gewährte, hatte in zahlreichen Kriegen und in großartigem Aufwand ſeinen ganzen Schatz geleert, und wußte nun, wo neue und unerwartete Bedürfniſſe wieder eine große Geldſumme erheiſchten, nicht, wo er ſie ſo ſchnell, als er ihrer bedurfte, auftreiben ſollte. Da erinnerte er ſich eines reichen Juden, Namens Melchiſedech, der in Alexandrien auf Wucher lieh und nach Saladin's Dafürhalten wol im Stande geweſen wäre, ihm zu dienen, aber ſo geizig war, daß er von freien Stücken es nie gethan haben würde. Gewalt wollte Saladin nicht brauchen; aber das Bedürfniß war dringend, und es ſtand bei ihm feſt, auf eine oder die andere Art müſſe der Jude ihm helfen. So ſann er denn nur auf einen Vorwand, ihn zwingen zu können.

Endlich ließ er ihn rufen, empfing ihn auf das freundlichſte, hieß ihn neben ſich ſitzen und ſprach alsdann: „Mein Freund, ich habe ſchon von Vielen gehört, Du ſeieſt weiſe und habeſt beſonders in göttlichen Dingen tiefe Einſicht; nun erführe ich gerne von Dir, welches unter den drei Geſetzen Du für das wahre hältſt, das jüdiſche, das ſaraceniſche, oder das chriſtliche.“ Der Jude war in der That ein weiſer Mann und erkannte wohl, daß Saladin ihm ſolcherlei Fragen nur vorlegte, um ihn in ſeinen Worten zu fangen; auch ſah er, daß, welches von dieſen Geſetzen er vor den andern loben möchte, Saladin immer ſeinen Zweck erreichte. So bot er denn in der Geſchwindigkeit ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um eine unverfängliche Antwort, wie ſie ihm Noth that, zu finden, und ſagte dann, als ihm plötzlich eingefallen war, wie er ſprechen ſollte:

„Mein Gebieter, die Frage, die Ihr mir vorlegt, iſt ſchön und tiefſinnig; ſoll ich aber meine Meinung darauf ſagen, ſo muß ich Euch eine kleine Geſchichte erzählen, die Ihr ſogleich vernehmen ſollt. Ich erinnere mich, oftmals gehört zu haben, daß vor Zeiten ein reicher und vornehmer Mann lebte, der vor allen andern auserleſenen Juwelen, die er in ſeinem Schatze verwahrte, einen wunderſchönen und koſtbaren Ring werth hielt. Um dieſen ſeinem Werthe und ſeiner Schönheit nach zu ehren und ihn auf immer in dem Beſitze ſeiner Nachkommen zu erhalten, ordnete er an, daß derjenige unter ſeinen Söhnen, der den Ring, als vom Vater ihm übergeben, würde vorzeigen können, für ſeinen Erben gelten und von allen den Andern als der vornehmſte geehrt werden ſolle. Der erſte Empfänger des Ringes traf unter ſeinen Kindern ähnliche Verfügungen und verfuhr dabei, wie ſein Vorfahre. Kurz der Ring ging von Hand zu Hand auf viele Nachkommen über. Endlich aber kam er in den Beſitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die ſämmtlich ſchön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorſam, daher auch gleich

zärtlich von ihm geliebt waren. Die Jünglinge kannten das Herkommen in Betreff des Ringes, und da ein Jeder der Geehrteſte unter den Seinigen zu werden wünſchte, baten alle drei den Vater, der ſchon alt war, einzeln auf das inſtändigſte um das Geſchenk des Ringes. Der gute Mann liebte ſie Alle gleichmäßig und wußte ſelber keine Wahl unter ihnen zu treffen; ſo verſprach er denn den Ring einem Jeden und dachte auf ein Mittel, Alle zu befriedigen. Zu dem Ende ließ er heimlich von einem geſchickten Meiſter zwei andere Ringe verfertigen, die dem erſten ſo ähnlich waren, daß er ſelbſt, der doch den Auftrag gegeben, den rechten kaum zu erkennen wußte. Als er auf dem Todbette lag, gab er heimlich jedem der Söhne einen von den Ringen. Nach des Vaters Tode, nahm ein Jeder Erbſchaft und Vorrang für ſich in Anſpruch, und da Einer dem Andern das Recht dazu beſtritt, zeigte der Eine, wie die Andern, um die Forderung zu begründen, den Ring, den er erhalten hatte, vor. Da ſich nun ergab, daß die Ringe einander ſo ähnlich waren, daß Niemand, welcher der ächte ſei, erkennen konnte, blieb die Frage, welcher von ihnen des Vaters wahrer Erbe ſei, unentſchieden, und bleibt es heute noch.

So ſage ich Euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Geſetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die Ihr mich befragtet. Jedes der Völker glaubt ſeine Erbſchaft, ſein wahres Geſetz und ſeine Gebote zu haben, damit es ſie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber iſt, wie über die Ringe, die Frage noch unentſchieden."

Als Saladin erkannte, wie geſchickt der Jude den Schlingen entgangen ſei, die er ihm in den Weg gelegt hatte, entſchloß er ſich, ihm geradezu ſein Bedürfniß zu geſtehen. Dabei verſchwieg er ihm nicht, was er zu thun gedacht habe, wenn jener ihm nicht mit ſo viel Geiſtesgegenwart geantwortet hätte. Der Jude diente Saladin mit Allem, was dieſer von ihm verlangte, und Saladin er-

ſtattete jenem nicht nur das Darlehn vollkommen, ſondern überhäufte ihn noch mit Geſchenken gab ihm Ehre und Anſehen in ſeiner Nähe, und behandelte ihn immerdar als ſeinen Freund.

Vierte Geſchichte.

Ein Mönch befreit ſich von einer ſchweren Strafe, die er verwirkt hat, dadurch, daß er ſeinem Abte daſſelbe Vergehen, das er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, auf geſchickte Weiſe vorhält.

Philomele war bereits am Ende ihrer Geſchichte und ſchwieg, als Dioneus, der neben ihr ſaß, ohne von der Königin weiteren Befehl zu erwarten, weil die bisher befolgte Ordnung ihm zeigte, die Reihe ſei jetzt an ihm, alſo zu reden anfing. „Holdſelige Damen, habe ich Eure gemeinſame Abſicht richtig verſtanden, ſo befinden wir uns hier, um einander wechſelſeitig durch Erzählungen zu ergötzen. Darum denke ich, ſo lange jenem Zwecke nicht zuwider gehandelt wird, muß es, wie unſere Königin auch erſt eben uns geſagt hat, einem Jeden erlaubt ſein, zu erzählen, was er meint, das am meiſten Vergnügen machen wird. Wir haben ſchon gehört, wie die guten Ermahnungen des Jeannot von Sevigné Abraham zur Seligkeit verhalfen und wie Melchiſedech durch Geiſtesgegenwart ſeine Reichthümer vor den Nachſtellungen Saladin's rettete, und ſo hoffe ich, Ihr werdet mich nicht tadeln, wenn ich Euch mit wenig Worten erzähle, auf wie ſchlaue Weiſe ſich ein Mönch von ſchwerer Strafe befreite.

In der Lunigiana, einem nicht weit von hier entlegenen Landſtrich, beſaß ein Kloſter vor Zeiten größere Heiligkeit und mehr Mönche, als dies heute der Fall iſt. Hier lebte unter andern ein junger Mönch, deſſen Männ-

lichkeit und Jugendfriſche weder Nachtwachen noch Faſten zu bändigen vermochten. Als dieſer eines Tages um die Mittagszeit, wo alle andern Mönche ſchliefen, bei der Kirche, die gar einſam gelegen war, umherging, trafen ſeine Augen auf eine ganz hübſche Bauerdirne, die einem der Feldarbeiter zugehören mochte und jetzt auf den Feldern Kräuter leſen ging. Nicht ſobald hatte er ſie geſehen, als die Lüſternheit ihm gewaltig zuſetzte. Er machte ſich an ſie, fing mit ihr zu plaudern an, und ein Wort gab das andere, bis ſie endlich mit einander einig wurden, und er, ohne von Jemand bemerkt zu werden, ſie auf ſeine Zelle führte. Während er nun, von allzugroßer Luſt hingeriſſen, etwas unvorſichtig mit ihr ſcherzte, geſchah es, daß der Abt, der inzwiſchen aufgeſtanden war und leiſe vor der Zelle unſeres Mönches vorüberging, das Geflüſter dieſer Beiden vernahm. Um die Stimmen beſſer zu unterſcheiden, näherte er ſich leiſe der Zellenthür, und als er nun deutlich erkannte, daß innen ein Frauenzimmer ſei, war er im Begriff, ſie ſich aufthun zu laſſen. Dann beſchloß er aber, es damit anders zu halten, und kehrte auf ſein Zimmer zurück, um dort abzuwarten, bis der Mönch herauskommen würde.

Obgleich dieſer inzwiſchen in dem Genuſſe des Mädchens das höchſte Behagen gefunden, ſo hatte ihn doch die Angſt niemals verlaſſen, und da es ihm vorgekommen war, als hörte er vom Schlafſaale her Fußtritte, ſo legte er das Auge an eine kleine Oeffnung der Thür und ſah deutlich den Abt daſtehen und ihn behorchen. Er begriff nun leicht, der Abt werde bemerkt haben, daß er das Mädchen bei ſich habe, und, da die ſchwere Strafe, die darauf ſtand, ihm nicht unbekannt war, betrübte er ſich außermaßen. Ohne indeß dem Mädchen ſeine Beſorgniſſe zu zeigen, dachte er ſchnell hin und wieder, ob ſich nicht irgend ein Rettungsmittel noch finden ließe, und in der That fiel ihm eine Liſt ein, die ſicher zu dem gewünſchten Ziele zu führen verſprach.

Er that nämlich, als habe er ſich zur Genüge mit dem Mädchen unterhalten und ſagte ihr: „Ich gehe, um auszukundſchaften, wie ich Dich ungeſehen herausſchaffen will. Halte Dich alſo ruhig, bis ich wiederkomme.“ Dann ſchloß er ſeine Zelle zu, ging gradesweges in das Zimmer des Abtes und ſagte dieſem, indem er ihm, wie jeder Mönch, der ausging, zu thun pflegte, ſeinen Schlüſſel übergab, mit unbefangenem Geſichte: „Hochwürden, heute morgen konnte ich nicht alles Holz hereinbeſorgen, das ich hatte ſchlagen laſſen, und möchte nun mit Eurer Erlaubniß in den Wald gehen, um das übrige zu holen.“ In der Meinung, der Mönch wiſſe nicht, daß er von ihm belauſcht worden ſei, war der Abt zufrieden, daß es alſo kam; verabſchiedete jenen, und nahm den Schlüſſel, um den Fehltritt, den der Mönch begangen, genau zu erforſchen.

Sobald er ſich allein ſah, fing er zu überlegen an, ob er lieber in Gegenwart aller Mönche die Zelle des Gefallenen eröffnen und ihnen ſo das Verbrechen darlegen ſollte, damit ſie nicht etwa nachher, wenn er den Mönch beſtrafte, ſich über ihn beſchweren könnten; oder ob er nicht vielleicht lieber ſich vorher den Hergang der Sache von ihr berichten laſſen wollte. Da fiel ihm aber ein, wie es leicht ein Frauenzimmer ſein könnte, dem, oder deſſen Vater er nachher die Schande, ſie vor allen Mönchen zur Schau zu ſtellen, nicht gern angethan haben möchte, und darum entſchloß er ſich, erſt zu ſehen, wer es wäre, und dann das Weitere zu überlegen. So ging er denn in aller Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, trat ein und ſchloß hinter ſich wieder zu. Wie die Dirne den Abt eintreten ſah, wurde ſie faſt ohnmächtig und fing vor Scham und Furcht zu weinen an. Der hochwürdige Herr aber fühlte beim Anblick des Mädchens, die er hübſch und jung fand, ſo alt er auch war, die fleiſchlichen Gelüſte nicht minder lebhaft, als ſein junger Mönch ſie empfunden hatte. „Wahrhaftig,“ ſprach er bei ſich ſelber,

„warum ſollte ich mir nicht eine Luſt machen, wenn ich ſie haben kann, denn Aerger und Ueberdruß ſind, wie ich meine, immer vorräthig, wenn man darnach verlangt. Die hübſche Dirne hier iſt im Kloſter, ohne daß ein Menſch es weiß. Kann ich's dahin bringen, daß ſie mir zu Willen iſt, ſo weiß ich nicht, warum ich's laſſen ſollte. Wer wird es denn erfahren? Gewiß Niemand. Und, heimliche Sünde büßt man geſchwinde. Solche Gelegenheit gibt es nicht leicht wieder, und ich denke, es iſt weiſe, das Glück wahrzunehmen, das unſer Herrgott einem zuſchickt." Unter dieſen Gedanken hatte er den Entſchluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert und trat nun zu dem Mädchen, fing an, ihr freundlich zuzureden, und bat ſie, daß ſie nicht mehr weinen ſollte So gab ein Wort das andere, und endlich kam es dazu, daß er ihr ſein Verlangen geradezu geſtand. Das Mädchen war weder von Diamant noch von Stahl und gab den Wünſchen des Abtes ſchnell genug nach. Dieſer umarmte und küßte ſie erſt einige Male und legte ſich dann mit ihr auf das Bettchen unſeres Mönches. War es nun vielleicht aus Rückſicht auf die hohe Würde, die ſchwer auf ihm laſtete, und auf das zarte Alter des Mädchens, oder fürchtete er vielleicht, ihr durch die Laſt ſeines Körpers beſchwerlich zu fallen, genug, er legte ſich nicht auf ſie, ſondern ließ ſie auf ſich liegen und ergötzte ſich ſolchergeſtalt mit ihr eine lange Weile.

Der Mönch, der ſich geſtellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte ſich inzwiſchen in den Schlafſaal verſteckt und ſchöpfte, im feſten Vertrauen auf das Gelingen ſeines Anſchlages, neuen Muth, ſo wie er in ſeine Zelle den Abt allein eintreten ſah. Als dieſer gar die Thür hinter ſich abſchloß, zweifelte er nicht mehr und ſchlich ſich ſtill aus ſeinem Verſteck zu einer Spalte, durch die er Alles, was der Abt ſagte und that, ſah und hörte. Wie ſich nun der Abt, nach ſeinem Bedünken, zur Genüge mit der Dirne unterhalten, ſchloß er ſie wieder ein

und kehrte zurück auf sein Zimmer. Nach einiger Zeit hörte er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sei inzwischen aus dem Walde wiedergekommen, war er Willens, ihn auf das nachdrücklichste zur Rede zu stellen und ins Gefängniß zu sperren, um alsdann die gewonnene Beute allein zu besitzen. So ließ er ihn denn rufen, schalt ihn mit strengen Worten und erzürntem Gesicht und kündigte ihm seine Einkerkerung an. Der Mönch indeß antwortete ihm auf der Stelle: „Hochwürdiger Herr, seit zu kurzer Zeit bin ich in den Orden des heil. Benedict getreten, um dessen Eigenthümlichkeiten schon alle zu kennen. In der That hattet Ihr mich darin, daß die Mönche sich eben so, wie Fasten und Nachtwachen, auch die Weiber aufbürden müssen, noch nicht unterwiesen. Da Ihr mir dies nun gewiesen habt, so verspreche ich Euch, wenn Ihr diesmal mir vergebt, nie wieder zu fehlen, sondern immer zu thun, wie ich Euch habe thun sehen." Der Abt, der ein verständiger Mann war, erkannte schnell, daß jener sich besser, als er, auf die Sache verstanden und Alles, was er gethan, beobachtet habe. Darum scheute er sich denn, im Bewußtsein des gleichen Vergehens, dem Mönche Etwas anzuthun, das doch der Eine gleich dem Andern verdient hatte. Er vergab ihm also und befahl ihm Stillschweigen über Alles, was er gesehen; dann aber schafften sie die Dirne vorsichtig aus dem Kloster, in welches Beide sie vermuthlich noch oft zurückgeholt haben.

Fünfte Geſchichte.

Die Markgräfin von Monferrat weiſt durch eine aus Hühnern bereitete Mahlzeit und durch ein paar feine Worte die thörichte Liebe des Königs von Frankreich von ſich ab.

Die Mädchen, die dem Dioneus zuhörten, ſchämten ſich anfangs ein wenig ob ſeiner Erzählung, wie die ſittſame Röthe bekundete, die ihre Wangen überzog; allmälig indeß blickten ſie bei ſteigender Aufmerkſamkeit einander mit heimlichem Lächeln verſtohlen an und unterdrückten kaum ein lautes Gelächter. Als die Geſchichte zu Ende war, ließen ſie ihn durch neckenden Tadel und Spott empfinden, daß ſolche Geſchichten vor Damen zu erzählen ungeziemend ſei; dann aber gebot die Königin, zu Fiammetten gewandt, die neben Dioneus auf dem Graſe ſaß, dieſer, in der Reihe fortzufahren. Fiammetta begann lächelnd und anmuthig: „Nicht allein, weil die Geſchichten mich ergötzen, welche, wie die oben erzählten, die Wirkung ſchneller und treffender Antworten ſchildern, ſondern auch in der Ueberzeugung, daß es an Männern eben ſo zu loben iſt, wenn ſie nur Damen höheren Standes als der ihrige zu lieben beſtrebt ſind, wo Frauen verſtändig handeln, wenn ſie die Liebe zu einem höherſtehenden Manne von ihrem Herzen entfernt zu halten ſich bemühn, kommt es mir in den Sinn, da mich die Reihe des Erzählens trifft, Euch, ihr ſchönen Mädchen, durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie eine Edelfrau durch Wort und That ſich vor ſolcher Gefahr zu ſchützen und den Mann, der ſie gefährdete, umzuſtimmen wußte.

Der Markgraf von Monferrat, ein kühner und ritter-

licher Mann und Bannerträger der Kirche, war in einem der allgemeinen Heereszüge der Christen in das Morgenland mit über Meer gezogen. Einst war von seiner Tapferkeit am Hofe König Philipp's des Einäugigen, der eben damals im Begriffe stand, Frankreich zu verlassen, um jenem Kreuzzuge sich anzuschließen, die Rede, und ein Ritter äußerte, es sei doch unter der Sonne kein schöneres Paar zu finden, als der Markgraf und seine Dame; denn, wie er unter allen Rittern wegen seiner adeligen Tugenden genannt werde, so sei die Dame vor allen Frauen schön und sittsam. Auf den König machten diese Worte solchen Eindruck, daß er, ohne je die Dame gesehen zu haben, sie sogleich inbrünstig zu lieben begann und nirgend anders als in Genua zu der erwähnten Ueberfahrt sich einzuschiffen beschloß, um auf der Landreise nach jenem Hafen schicklichen Vorwand zu einem Besuche bei der Markgräfin zu haben, wobei er hoffte, daß es ihm vielleicht in Abwesenheit des Gemahles gelingen werde, zum Ziele seiner Wünsche zu kommen. Wie er beschlossen hatte, so that er. Sein ganzes Gefolge schickte er voraus und machte sich im Geleite weniger Edelleute allein auf den Weg. Als er dem Gebiete des Markgrafen sich näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor ansagen, daß sie ihn am andern Mittag zum Essen erwarten möge. Die Dame, die verständig war und einen schärferen Blick hatte, als die meisten andern, erwiderte, daß es ihr eine besonders hohe Gnade sein werde, und daß sie ihn im voraus willkommen heiße. Dann aber bedachte sie im Stillen, was es sagen wolle, daß ein so mächtiger König in der Abwesenheit ihres Mannes sie zu besuchen komme; und sie irrte sich nicht, indem sie den Grund eines solchen Besuches in dem Rufe von ihrer Schönheit gefunden zu haben glaubte. Nichtsdestoweniger, ihren feinen Sitten gemäß, ihn ehrenvoll aufzunehmen entschlossen, ließ sie diejenigen unter ihren Edelleuten, die nicht mit ihrem Gemahle gezogen waren, rufen und hieß ihnen, nachdem sie sich mit ihnen bera-

then hatte, alles Nöthige zu beſorgen. Nur die Anordnung der Tafel und der Speiſen behielt ſie ſich ſelbſt vor. Zu dem Ende ließ ſie in der Eile alle Hühner, die in der Gegend zu finden waren, zuſammenbringen und wies ihre Köche an, nur daraus vielfache Gerichte zu der königlichen Mahlzeit zu bereiten.

Am beſtimmten Tage kam der König, und die Dame empfing ihn auf das feſtlichſte und ehrenvollſte. So groß die Meinung war, die er nach dem Worte des Ritters von der Dame gefaßt hatte, ſo ſchien ſie ihm doch in der Wirklichkeit noch um Vieles ſchöner, anmuthiger und ſittſamer; und in Wohlgefallen und Bewunderung wuchs ſeine Leidenſchaft für ſie in eben dem Maße, als er ſeine gehegten Erwartungen übertroffen ſah. Nachdem er einige Zeit in reichgeſchmückten Gemächern, wie ſie zu dem Empfange eines ſo mächtigen Königs ſich ziemen, geruht hatte, ſetzten, als die Speiſeſtunde herangekommen war, König und Gräfin ſich an eine Tafel, und die Uebrigen wurden nach ihrem Range an andern Tiſchen bewirthet. Die zahlreichen Schüſſeln, dir einander folgten, die leckeren und erleſenen Weine, vor Allem der entzückende Anblick der ſchönen Dame gewährten dem Könige großes Behagen. Als jedoch ein Gang nach dem andern aufgetragen wurde, fing der König einigermaßen ſich zu verwundern an, als er bemerkte, daß alle Gerichte, ihrer Mannigfaltigkeit unerachtet, aus nichts, als aus Hühnerfleiſch bereitet waren. Obgleich der König nun wohl wußte, die Gegend, in der er ſich befand, müſſe an allerlei Wild reich ſein, und obgleich ſeine vorgängige Anmeldung der Dame volle Zeit, um jagen zu laſſen, gewährt haben mußte, ſo unterdrückte er doch ſeine lebhafte Verwunderung und wollte nur, über die Hühner ſie zu befragen, Gelegenheit nehmen. „Dame," ſagte er, mit heiterem Geſichte zu ihr gewandt, „werden hier zu Lande nur Hühner, ohne Hahn, gebrütet?" Die Dame, die den Sinn der Frage wohl verſtand und der Meinung war, daß Gott ihr nun

nach ihrem Wunſche Anlaß geboten habe, ihre Geſinnung auszuſprechen, antwortete, den fragenden König unbefangen anblickend: „Nein, Sire; doch ſind die Frauen, wenn Sitten und Kleidung auch in Etwas abweichen, hier aus gleichem Stoffe geſchaffen, als anderswo.“ Als der König dieſe Worte vernahm, begriff er wohl die Abſicht der Hühnermahlzeit und der Rede verborgenen Sinn. Er ſah ein, daß Worte, dieſe Dame zu überreden, Nichts fruchten würden, und daß Gewalt hier nicht zu brauchen ſei, und ſo löſchte er denn dies übelangefachte Feuer um ſeiner Ehre willen mit ebenſo viel Weisheit wieder aus, als er es mit Uebereilung entzündet hatte. Aus Furcht vor ihren Antworten enthielt er ſich aller weiteren Anſpielungen und endigte die Mahlzeit, ohne weitere Hoffnung zu nähren. Dann begab er ſich, um durch ſchnelle Abreiſe des Beſuches unreinen Grund zu verhüllen, nachdem er ihr für die genoſſene Ehre gedankt und ſie ihn dem göttlichen Schutze empfohlen hatte, alsbald auf den Weg nach Genua.

Sechste Geſchichte.

Ein Laie beſchämt durch einen guten Einfall die Heuchelei der Mönche.

Emilie, die neben Fiammetten ſaß, fing, nachdem von Allen die Sittſamkeit der Markgräfin und die ſcherzhafte Weiſe gelobt worden waren, wie ſie den König von Frankreich gezüchtigt, dem Wunſche der Königin gemäß, kecklich alſo zu reden an: „So will ich Euch denn auch den ſpaßhaften und treffenden Einfall nicht verſchweigen, mit dem ein ehrlicher Laie ſich einmal über einen geizigen Mönch luſtig gemacht hat.“

Vor nicht langer Zeit nämlich, Ihr lieben Mädchen, war in unſerer Stadt ein Minoritenmönch Inquiſitor der ketzeriſchen Greuel, der, wie ſehr er auch für heilig und dem chriſtlichen Glauben inbrünſtig ergeben zu gelten ſich beſtrebte, dennoch die Fülle der Geldbeutel mit nicht minderer Sorgfalt, als den Mangel an Glauben aufſpürte. In dieſem ſeinem Eifer traf er einmal von ohngefähr auf einen Ehrenmann, der mehr Geld als Vorſicht hatte und dem, nicht etwa aus Gottloſigkeit, ſondern, um es grade herauszuſagen, vielleicht im Rauſche oder in übertriebener Luſtigkeit einmal die Aeußerung unter Freunden entſchlüpft war, er habe einen Wein von ſolcher Güte, daß Chriſtus ſelber davon trinken würde. Kaum war dem Inquiſitor dies hinterbracht, ſo hing er dem ehrlichen Manne, in Erwägung ſeiner anſehnlichen Beſitzungen und ſeines fetten Geldbeutels, auch ſchon cum gladiis et fustibus und mit dem größten Ungeſtüm einen bedenklichen Proceß an den Hals, der nicht ſowol dem Uebelthäter ſeinen Unglauben benehmen als des Richters Taſchen mit Gold füllen ſollte und füllte. Er ließ ihn vor ſich rufen und fragte ihn, ob es wahr ſei, was er über ihn gehört habe. Der gute Mann antwortete: ja! und erzählte der Sache ganzen Hergang. Der fromme Inquiſitor, der vor Allen den heiligen Ludwig mit dem goldenen Barte verehrte, entgegnete: „Alſo zu einem Säufer, zu einem Auskundſchafter guter Weine machſt Du den Herrn Chriſtus, als wäre er ein Trunkenbold oder einer von Euch verſoffenen Schenkgeſellen. Und nun möchteſt Du mit demüthigen Redensarten die Sache gern als unbedeutend darſtellen. Das geht aber nicht ſo, wie Du Dir einbildeſt. Wollen wir nach Pflicht und Gewiſſen mit Dir verfahren, ſo biſt Du dem Scheiterhaufen verfallen.“ Mit ſolchen und vielen ähnlichen Worten und mit erzürntem Geſichte ſetzte er dem armen Manne zu, als wäre es Epikur, der die Unſterblichkeit der Seele leugnete, ſelber. Auch gelang es ihm in Kurzem, den Beſchuldigten ſo in Angſt zu bringen, daß dieſer, um

Barmherzigkeit von ihm zu erlangen, durch Vermittlung dienſtfertiger Leute ihm die Hände anſehnlich mit dem Fette des heiligen Ludovicus Goldmund ſalben ließ, welches in peſtilenzialiſchen Geizesübeln, beſonders bei Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, Wunder thut. Obgleich Galenus in ſeiner ganzen Medicin nirgend von dieſer Salbe redet, ſo iſt ſie doch von ungemeiner Wirkung, die ſie auch hier in ſolchem Maße bekundete, daß ſie den angedrohten Scheiterhaufen mit einem Bußkreuz vertauſchen half, das der fromme Inquiſitor, als gelte es eine Kreuzfahrt über Meer, zu größerer Schönheit der Flagge, ihm gelb im ſchwarzen Felde gab. Ueberdies behielt er ihn, nach richtigem Empfange des Geldes, noch einige Tage bei ſich und legte ihm während der Zeit als Buße auf, alle Morgen die Kreuzesmeſſe zu hören und ſich um Mittag ihm vorzuſtellen, worauf er denn den Reſt des Tages über frei ſein ſollte, zu thun, was ihm beliebte.

Unſer Büßender that gewiſſenhaft, wie ihm geheißen war, und ſo geſchah es denn, daß er eines Morgens unter andern in der Meſſe ein Evangelium hörte, in welchem folgende Worte geſungen wurden: „Ihr werdet es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ Der ehrliche Mann merkte ſich dieſe Worte auf das genaueſte, und als er, dem Befehle gemäß, am Mittage vor den Inquiſitor kam, fand er dieſen grade bei Tiſche ſitzen. Der Inquiſitor fragte ihn, ob er am Morgen die Meſſe gehört habe. „Ja, Herr,“ erwiderte Jener ſogleich. „Haſt Du dort,“ erwiderte der Inquiſitor, „nichts gehört, das Dir Zweifel erregt, oder worüber Du Auskunft wünſchteſt?“ „Wahrlich,“ entgegnete der gute Mann, „ich bezweifle nichts von Dem, was ich gehört habe, ſondern glaube an Alles, als an vollkommene Wahrheit. Wol aber habe ich Etwas gehört, um deſſentwillen ich Euch und andre Mönche von Herzen bedauert habe und noch bedaure, wenn ich mir bedenke, in was für einen traurigen Zuſtand Ihr in jener Welt kommen werdet.“ Darauf ſagte der Inquiſitor:

„Und was für eine Stelle war es denn, die ſolches Mitleid mit uns in Dir erweckt hat?" „Ach Herr," ſagte Jener, „die Worte des Evangeliums waren es, worin es heißt: Ihr werdet es hundertfältig nehmen." „So ſteht allerdings geſchrieben," erwiderte der Inquiſitor; „was veranlaßt Dich aber, uns deshalb zu bedauern?" „Das will ich Euch ſagen," antwortete der Büßende; „ſeit ich hier ins Kloſter gekommen bin, habe ich geſehen, daß alle Tage einer Menge armer Leute, manchmal ein, manchmal zwei große Keſſel Suppe, die Ihr Euch entzieht, weil Ihr ſie nicht brauchen könnt, hinausgegeben werden. Sollt Ihr die nun alle dort jenſeits hundertfältig wiederkriegen, ſo müßt Ihr ja nothwendig in all der Suppe erſaufen." Die ganze Tiſchgeſellſchaft des Inquiſitors lachte laut auf; er aber fühlte wohl den beißenden Tadel der mönchiſchen Suppenheuchelei und wurde ganz betroffen. Hätte nicht ſchon der erſte Proceß ihm Schande genug gebracht, ſo würde er dem ehrlichen Manne gerne noch einen zweiten angehängt haben, daß er ihn und ſeine Geſellen in der Faulheit ſo zum beſten gehabt. Nun befahl er ihm im Aerger, er möge thun, was er wolle, und ſich nicht mehr vor ihm ſehen laſſen.

Siebente Geſchichte.

Bergamino beſchämt auf ſeine Weiſe Cangrande della Scala wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm eine Geſchichte von Primaſſeau und dem Abte von Clugny erzählt.

Die Königin und alle Andern mußten über Emiliens ſpaßhafte Geſchichte lachen und des Kreuzträgers komiſchen Einfall loben. Als aber die Geſellſchaft ausgelacht und

ein Jeder ſich beruhigt hatte, fing Philoſtratus, den die Reihe des Erzählens traf, alſo zu reden an: „Lobenswerth iſt es, Ihr ſchönen Damen, wenn Jemand ein feſtes und unveränderliches Ziel zu erreichen weiß; faſt einem Wunder gleich zu achten iſt aber die Geſchicklichkeit des Schützen, der einen unerwarteten und plötzlich erſcheinenden Gegenſtand ſogleich zu treffen vermag. Das laſterhafte und ſchmuzige Leben der Geiſtlichen iſt in vielen Dingen ein ſo beſtimmter Abdruck von Schlechtigkeit, daß es zu Spott und Tadel einem Jeden, der ihn nur immer ſuchen mag, leicht genug Anlaß gibt. Obgleich alſo jener gute Mann Recht daran that, daß er dem Inquiſitor die heuchleriſche Wohlthätigkeit der Mönche vorhielt, die als Almoſen vertheilen, was ſie den Säuen geben oder auf die Straße werfen ſollten, ſo ſcheint mir doch ein Andrer, von dem ich Euch, auf Anlaß der vorigen Geſchichte, erzählen will, noch viel größeres Lob zu verdienen. Dieſer nämlich beſchämte den Herrn Cane della Scala, der ſonſt ein freigebiger Herr war, wegen einer völlig ungewohnten und plötzlichen Anwandlung von Geiz dadurch, daß er ihm eine ſcherzhafte Geſchichte erzählte, in welcher er von fremden Perſonen erzählte, was er von ſich und jenem Fürſten verſtanden wiſſen wollte. Damit verhielt es ſich nun ſo:

Herr Cane della Scala, in vielen Dingen ein Liebling des Glückes, war, wie der glänzendſte Ruhm faſt durch die ganze Welt von ihm berichtet, einer der angeſehenſten und freigebigſten Fürſten, welche ſeit Kaiſer Friedrich II. in Italien geſehen worden waren. Dieſer hatte beſchloſſen, in Verona ein Feſt von wunderbarer Pracht zu geben, und ſchon waren dazu von verſchiedenen Seiten Menſchen in Menge, beſonders aber Solche herbeigekommen, die durch allerhand Geſchicklichkeiten Höfe zu unterhalten im Stande ſind, als er plötzlich, aus was immer für einem Grunde, ſeinen Willen änderte und die meiſten der Gekommenen beſchenkte und verabſchiedete. Nur Einer unter ihnen, Namens Bergamino, der im Reden ſo

viel Gewandtheit und Anmuth beſaß, als Niemand, der ihn nicht gehört hatte, ſich einzubilden vermochte, blieb, in der Hoffnung, daß es ihm mit der Zeit noch zum Vortheil gereichen werde, ohne Geſchenke oder Urlaub erhalten zu haben, in Verona zurück. Herrn Cane aber war es in den Sinn gekommen, daß jedes Geſchenk an Bergamino ſchlechter angewandt wäre, als was man ins Feuer wirft und, ſo achtete er ihn denn keines Wortes und keiner Botſchaft werth. Als Bergamino nach einigen Tagen noch immer nicht an den Hof gerufen und keine Probe ſeiner Kunſt von ihm begehrt worden war, zugleich aber die Zeche für ihn ſelbſt, für Diener und Pferde immer mehr beim Gaſtwirthe anwuchs, fing er an, betreten zu werden. Dennoch aber verweilte er, in der Meinung, daß jetzt zu reiſen nicht gerathen ſei.

Um bei dem Feſte ehrenvoll erſcheinen zu können, hatte er drei koſtbare und ſchöne Anzüge, die von andern Fürſten ihm geſchenkt worden waren, mitgebracht; von dieſen hatte er dem Wirthe, der bezahlt ſein wollte, anfänglich einen gegeben; dann, nach längerem Aufenthalt, um den Wirth zufrieden zu ſtellen, den zweiten hinzufügen müſſen, und nun war er entſchloſſen, ſich die Sache noch ſo lange mit anzuſehen, als der dritte, über den er bereits zu zehren angefangen, vorhalten würde, und dann abzureiſen. Nun geſchah es, daß er, noch ehe das dritte Kleid aufgegeſſen war, eines Tages, während Herr Cane bei Tiſche ſaß, dieſem mit betrübtem Geſichte gegenüber ſtand. Als Herr Cane es bemerkte, ſagte er, mehr um Bergamino zu kränken, als um etwa einen guten Einfall von ihm zu hören: „Bergamino, was fehlt Dir, Du ſiehſt ſo verdrießlich aus; erzähle uns doch was.“ Bergamino begann darauf, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, folgende Geſchichte, die für ſeine Lage ſo berechnet war, als hätte er lange Zeit darüber nachgedacht.

„Mein Gebieter, Ihr müßt wiſſen, daß Primaſſeau des Lateiniſchen beſonders kundig war und mehr als irgend ein

Anderer im Dichten Fertigkeit beſaß. Dieſe Eigenſchaften machten ihn ſo berühmt, daß, wenn man ihn gleich nicht überall von Perſon kannte, doch ſchwerlich Jemand zu finden war, der nicht dem Namen und dem Rufe nach gewußt hätte, wer Primaſſeau ſei. Als er ſich nun einſt zu Paris in dürftigen Umſtänden befand, wie es ihm meiſtens zu geſchehen pflegte, weil die Vermögenden ſeine Vorzüge ſelten zu würdigen wußten, geſchah es, daß er von dem Abte von Clugny reden hörte, von dem man behaupten will, er habe, nächſt dem Papſte, von allen Prälaten in der Kirche Gottes das reichſte Einkommen. Von dieſem erzählte man ihm Wunder an Freigebigkeit, wie er immer Feſte gäbe, und wie Niemandem, der dorthin käme, wo er eben verweilte, Eſſen und Trinken je verweigert worden ſei, nur vorausgeſetzt, daß er den Abt, während er ſpeiſte, darum angeſprochen habe. Als Primaſſeau, der an der Bekanntſchaft ausgezeichneter Männer und hoher Herren beſonderes Wohlgefallen fand, dieſe Nachrichten vernahm, beſchloß er, hinzugehen, um die Freigebigkeit dieſes Abtes mit eignen Augen zu ſchauen, und fragte daher, wie weit ſein jetziger Aufenthalt von Paris entlegen ſei. Man erwiderte ihm, er wohne jetzt auf einem ſeiner Güter, etwa 6 Miglien von der Stadt, und Primaſſeau dachte, wenn er des Morgens bei Zeiten aufbräche, bis zur Tafelzeit dort ſein zu können. Da er keinen Begleiter finden konnte, ließ er ſich den Weg beſchreiben; doch fürchtete er, dieſen unglücklicherweiſe verfehlen und vielleicht an einen Ort gerathen zu können, wo er ſobald nichts zu eſſen fände. Um in ſolchem Falle nicht Hunger leiden zu müſſen, beſchloß er, drei Brote mit auf den Weg zu nehmen, denn, Waſſer, das er freilich nicht beſonders gerne trank, dachte er wol überall zu finden. So ſteckte er die Brote zu ſich, machte ſich auf den Weg und traf dieſen ſo gut, daß er noch vor Eſſenszeit dort ankam, wo der Abt wohnte. Wie er nun eintrat, ſich überall umſah und die große Menge gedeckter Tiſche

gewahr ward, und die gewaltigen Zurüſtungen in der Küche, und was ſonſt Alles zu dem Mittagsmahle bereitet wurde, da ſagte er bei ſich ſelbſt, wahrlich, dieſer Abt iſt vollkommen ſo freigebig, als man mir erzählt hat. Eine Weile hatte er ſich mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt, als des Abtes Seneſchall, weil die Eſſensſtunde gekommen war, das Waſſer zum Händewaſchen herumreichen ließ. Nachdem dieſes geſchehen war, ſetzten ſich Alle zu Tiſche, und dabei traf es ſich von ohngefähr, daß Primaſſeau den Platz genau der Thür gegenüber bekam, wo der Abt herauskommen mußte, um ins Speiſezimmer einzutreten. An dem Hofe des Abtes war es Sitte, weder Brot noch Wein, noch ſonſt etwas Eßbares eher auf den Tiſch zu ſtellen, als bis der Abt ſich an der Tafel niedergelaſſen hatte. Darum ließ der Seneſchall, wie die Tiſche gedeckt waren, dem Abte ſagen, die Speiſen wären bereit, ſobald er befehlen würde. Der Abt ließ ſich den Speiſeſaal öffnen, und, indem er grade vor ſich ſah, war von ohngefähr der erſte Menſch, der ihm in die Augen fiel, Primaſſeau, den er nicht von Angeſicht kannte und deſſen Anzug ſchlecht genug ausſah. Kaum hatte er ihn erblickt, ſo kam ihm plötzlich ein unwürdiger und ihm ſonſt völlig fremder Gedanke in den Sinn, daß er bei ſich ſagte. „Solchem Volke ſoll ich zu eſſen geben?" Und damit kehrte er um, ließ den Saal hinter ſich zuſchließen und fragte ſeine Leute, die ihn begleiteten, ob Keiner von ihnen den Unverſchämten kenne, der der Thür ſeines Zimmers gegenüber ſitze. Sie antworteten aber Alle, nein. Primaſſeau, der ſchon eine gute Strecke Weges zurückgelegt hatte und überhaupt nicht zu faſten gewohnt war, bekam ſolche Luſt zu eſſen, daß er, als der Abt noch immer nicht wiederkommen wollte, eins der drei mitgebrachten Brote hervorholte und es zu verzehren anfing. Der Abt inzwiſchen befahl nach einer Weile einem ſeiner Leute, nachzuſehen, ob unſer Primaſſeau fortgegangen ſei. „Nein Herr," antwortete der wiederkehrende Diener, „vielmehr verzehrt er

ein Stück Brot, das er ſich mitgebracht haben muß.“ „So mag er denn ſein Brot eſſen, wenn er welches hat,“ ſprach darauf der Abt, „denn das unſrige wird er heute nicht koſten.“ Der Abt hätte es gerne geſehen, wenn Primaſſeau von ſelbſt gegangen wäre; denn ihn ausdrücklich gehen zu heißen, meinte er, zieme ſich doch nicht. Als Primaſſeau indeſſen das erſte Brot aufgezehrt hatte und der Abt noch ausblieb, begann er über dem zweiten zu eſſen. So ward dem Abte berichtet, der wieder hatte nachſehen laſſen, ob er nicht fortgegangen ſei. Endlich fing Primaſſeau, als der Abt noch immer nicht kam, das dritte Brot zu eſſen an, und als auch das dem Abte gemeldet ward, wurde dieſer nachdenklich und ſprach bei ſich ſelbſt: „Was iſt mir denn heute Neues in den Sinn gekommen? Woher dieſer Geiz, woher der Aerger? Und wer hat ihn erregt? Schon ſeit Jahren ſpeiſe ich von meinem Tiſche, wer immer geſpeiſt ſein will, ohne zwiſchen vornehm und gering, arm oder reich, Kaufmann und Betrüger zu unterſcheiden. Oftmals habe ich ausgemachte Taugenichtſe mein Eſſen verſchlucken ſehen, und niemals iſt mir ein Gedanke von Dem beigefallen, was ſich heute beim Anblick dieſes Menſchen in mir geregt hat. Wahrlich, um eines gewöhnlichen Menſchen willen hätte ſich der Geiz meiner nicht ſo bemächtigen können. Und ſieht er mir gleich einem Taugenichts ähnlich, ſo muß doch etwas Beſonderes an ihm ſein, daß er mich ſo gegen die Höflichkeit zu verhärten im Stande war.“ Nach dieſem Selbſtgeſpräch verlangte er zu wiſſen, wer es ſei, und ſchämte ſich ſehr, als er hörte, es ſei der ihm ſchon ſeit lange rühmlichſt bekannte Primaſſeau, der nun gekommen ſei, um ſelber zu ſehen, was er von des Abtes Freigebigkeit gehört hatte. Deſto größere Ehre erwies er ihm nun, um das Verſehen wieder gut zu machen. Nach dem Eſſen ließ er ihn mit edlen Stoffen reichlich bekleiden, wie es Primaſſeau's Verdienſten geziemte; dann ſchenkte er ihm noch Geld und einen Zelter und überließ das Gehen und

Verweilen ſeiner Willkür. Endlich kehrte Primaſſeau, erfreut über ſolche Gunſt, nachdem er dem Abte auf das herzlichſte gedankt hatte, zu Pferde nach Paris zurück, von wo er zu Fuße ausgegangen war."

Cangrande, der ein kluger Herr war, verſtand ohne weitere Auslegung genau, was Bergamino ſagen wollte, und erwiderte ihm lächelnd: „Bergamino, gar treffend haſt Du Deine üble Lage, Deine Geſchicklichkeit, meinen Geiz und Deine Wünſche bezeichnet. Und wahrlich noch niemals, außer jetzt in Bezug auf Dich, hat der Geiz ſich meiner bemeiſtert; aber ich will ihn mit dem Stocke vertreiben, den Du ſelber angegeben haſt." Wirklich ließ er den Wirth des Bergamino bezahlen, bekleidete dieſen mit einem ſeiner köſtlichen Gewänder, ſchenkte ihm Geld und Roß und ſtellte für diesmal Bleiben und Gehen in ſeine Willkür.

Achte Geſchichte.

Guiglielmo Borſiere ſtraft mit ſeiner Rede den Geiz des Herrn Ermino Grimaldi.

Als Bergamino's Schlauheit zur Genüge gelobt worden war, ſah Lauretta, die dem Philoſtratus zunächſt ſaß, daß es nun an ihr ſei zu ſprechen, und begann, ohne weitere Aufforderung zu erwarten, anmuthig ſo zu reden. „Die vorige Geſchichte veranlaßt mich, Ihr lieben Mädchen, Euch zu erzählen, wie ein Anderer, der ebenfalls davon lebte, daß er den hohen Herrſchaften die Zeit vertrieb, die Geldgier eines reichen Kaufmanns mit gutem Erfolge ſtrafte. Kommen nun gleich beide Geſchichten ziemlich auf Eins heraus, ſo denke ich, ſoll Euch die meinige um

ihres günſtigen Ausgangs willen nicht minder willkommen ſein.

In Genua nämlich lebte vor geraumer Zeit ein Edelmann, Namens Ermino dei Grimaldi, der nach allgemeinem Dafürhalten an ausgedehnten Beſitzungen und an baarem Vermögen den Reichthum der begütertſten Privatleute, die zu jener Zeit in Italien bekannt waren, um Vieles übertraf. Wie aber ſeine Reichthümer die jedes andern Italieners weit hinter ſich zurückließen, ſo that er es auch an Geiz und Filzigkeit dem ärgſten Filze und Geizhalſe der ganzen Welt unmäßig zuvor; denn nicht allein verſchloß er ſeinen Beutel, wenn es galt, Andern eine Ehre zu erweiſen, ſondern auch in Dem, was der Anſtand der eignen Perſon erfordert hätte, ließ er es (gegen die Gewohnheit der Genueſer, die ſich adelich zu kleiden pflegen), um Geld zu erſparen, an dem Nöthigſten fehlen und ebenſo auch im Eſſen und Trinken. Aus dieſem Grunde war ihm der Familienname der Grimaldi im Munde des Volkes verdientermaßen ganz verloren gegangen, und Alle nannten ihn nur Herrn Ermino den Geizhals.

Um die Zeit nun, als dieſer das Seinige an ſich hielt und vervielfältigte, geſchah es, daß Guiglielmo Borſiere, ein luſtiger Rath von feinen Sitten und geübter Zunge, der keineswegs den Leuten ſeines Standes glich, wie wir ſie heutzutage ſehen, nach Genua kam. Denn, zu großer Schande der verderbten und verdammungswürdigen Sitten Derer, die ſich gegenwärtig Herren und Edelleute nennen laſſen und für Solche gelten wollen, könnten unſere luſtigen Räthe eher für Eſel, die im Schmuze des gemeinen Geſindels, als für Leute gelten, die an Höfen groß geworden ſind; und, während damals ihr Geſchäft darin beſtand, mit aller Anſtrengung Frieden zu vermitteln, wo unter den Herren Haß oder Krieg entſtanden war, Ehen, Verſchwägerungen oder Freundſchaften zu ſtiften, die Höfe zu ergötzen und gleich Vätern die Fehler der Bösgearteten

mit ſcharfem Tadel zu verfolgen, und dies Alles um geringen Lohn; ſind ſie heutzutage nur bedacht, ihre Zeit damit zu verbringen, daß ſie von Einem zum Andern Gehäſſigkeiten herumtragen, Zwietrachten ausſäen, Unanſtändiges und Schlechtes reden und, was ſchlimmer iſt, vor den Leuten thun, Uebles, Beſchämendes und Abſcheuliches, mag es wahr ſein oder nicht, hinter dem Rükken einander nachſagen und mit falſchen Schmeicheleien die Gutgeſinnten zu Gemeinheiten und Schlechtigkeiten zu verführen ſuchen. Von unſeren ausgearteten und ſittenloſen Fürſten aber wird Der unter ihnen am höchſten gehalten und durch die größten Geſchenke ermuntert, der die meiſten Abſcheulichkeiten ſagt oder thut. Wahrlich gereicht das unſerer Zeit zu großer und beſtändiger Schande und dient zu deutlichem Beweiſe, daß die Tugenden von der Erde gewichen ſind und die beklagenswerthen Sterblichen auf den Hefen der Sünden gelaſſen haben.

Um aber auf Das zurückzukommen, wovon ich ausgegangen bin und von wo gerechter Unwille mich weiter, als ich dachte, abgezogen hat, ſo ſage ich, daß der genannte Guiglielmo von allen Edelleuten in Genua gern geſehen und mit Ehren überhäuft ward. Als er ſich nun ſchon einige Zeit in der Stadt aufgehalten und Mancherlei von dem Geize und den armſeligen Geſinnungen des Herrn Ermino vernommen hatte, kam es ihm in den Sinn, dieſen zu beſuchen. Herrn Ermino waren die Talente des Guiglielmo Borſiere dem Rufe nach bekannt geworden, und da er trotz allem ſeinem Geize noch ein Fünkchen guter Sitte in ſich trug, ſo empfing er ihn mit freundlichem Geſichte und höflichen Worten. Unter allerlei verſchiedenen Geſprächen, die er mit ihm begann, führte er den Borſiere und einige Genueſer, die eben bei ihm waren, in ein ihm zugehöriges neues Haus, das er ganz hübſch hatte einrichten laſſen, und, nachdem er ihm Alles gezeigt hatte, ſagte er: „Ach, Herr Guiglielmo, Ihr habt ſo Manches gehört und geſehen; könntet Ihr mir nicht Et-

was rathen, was noch niemals da geweſen wäre, damit ich's in den Saal dieſes Hauſes malen laſſen könnte?" Als Guiglielmo dieſe übelangebrachte Rede vernahm, erwiderte er: „Herr, etwas überall noch nie da Geweſenes traute ich mir wol nicht zu erſinnen, es wäre denn etwa ein abgemaltes Rieſen, oder dergleichen; wollt Ihr aber, ſo will ich Euch Etwas angeben, das, wie ich glaube, wenigſtens bei Euch noch nicht geweſen iſt." „Und was wäre das, ich bitte Euch?" entgegnete Herr Ermino, der ſich auf die Antwort nicht verſah, die er hernach bekam. Guiglielmo aber erwiderte ſchnell: „Laßt die adeliche Sitte malen." Dieſe Worte beſchämten Herrn Ermino, als er ſie kaum vernommen, ſo ſehr, daß er um ihretwillen ſeine Sinnesart faſt zum Entgegengeſetzten von Dem, was ſie bisher geweſen war, veränderte und alſo antwortete: „Ja, Herr Guiglielmo, ich will ſie malen laſſen, und zwar ſo, daß weder Ihr noch ſonſt Jemand Grund haben ſoll, zu ſagen, ich habe ſie nicht geſehen und nicht gekannt." Und von ſolcher Wirkung waren Guiglielmo's Worte, daß er von dem Tage an der freigebigſte und gefälligſte Edelmann ward, und Der, welcher Fremden und Einheimiſchen am meiſten Ehre erwies, von Allen, die zu ſeiner Zeit in Genua lebten.

Neunte Geſchichte.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne von einem ſchwachen zum kräftigen Fürſten.

Die Königin hatte ihren Befehl nur noch an Eliſen zu richten, und dieſe begann, ohne ihn abzuwarten, mit freundlicher Miene alſo zu reden. „Schon oftmals, Ihr jungen

Mädchen, iſt es geſchehen, daß, wozu Jemanden mancherlei Tadel und häufige Strafen nicht bewegen konnten, dazu ein zufällig und abſichtlos geſagtes Wort ihn bewog. Davon gab uns die Geſchichte der Lauretta ein ſchlagendes Beiſpiel, und ich will Euch das Gleiche in einer kurzen Erzählung darthun; denn gute Geſchichten können uns immer förderlich ſein, und ſo ſoll man ihnen aufmerkſam zuhören, ſei auch der Sprechende wer er wolle.

So ſage ich denn, daß zu den Zeiten des erſten Königs von Cypern nach der Eroberung des gelobten Landes durch Gottfried von Bouillon eine Edeldame, die, von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe heimkehrend, Cypern beſuchte, von ein paar ruchloſen Leuten auf empörende Weiſe beleidigt ward. Sie konnte ſich ob dieſes Frevels nicht zu Gute geben und war geſonnen, den König ſelber anzurufen; doch einer ihrer Bekannten ſagte ihr, ſie werde ſich nur vergebene Mühe machen; denn der König führe ein ſo kleinmüthiges und unwürdiges Leben, daß er, geſchweige, den, Andern angethanen, Schimpf gerecht zu rächen, unzähligen, ihm ſelber zugefügten mit ſchnöder Feigheit ertrage, ſodaß, wer irgend einen Verdruß gehabt habe, ſeinen Unmuth in Beleidigungen und Hohn gegen den König auslaſſe. Als die Dame dies vernahm, gab ſie es auf, Rache zu erlangen, und wollte nur, um ihren Zorn einigermaßen zu befriedigen, dieſen König wegen ſeiner niedrigen Geſinnung noch verſpotten. Weinend trat ſie vor ihn und ſagte: „Herr, ich komme nicht zu Dir, um Rache für die Beleidigung, die mir widerfahren iſt, zu erlangen, ſondern, ſtatt aller Vergeltung für dieſe, bitte ich Dich, mir zu ſagen, wie Du es anfängſt, um die vielen Kränkungen, die man Dir anthut, zu ertragen. Dann werde ich, von Dir belehrt, die meinige geduldig hinnehmen, während ich ſie jetzt, der Himmel weiß es, Dir, weil Du deren ſo gut zu ertragen weißt, gerne abgäbe." Der König, der bis dahin unthätig und träge geweſen war, fing, als wäre er vom Schlafe erwacht, da-

mit an, den Schimpf, der dieſer Dame angethan war, auf das nachdrücklichſte zu rächen, und ward von dem Tage ein ſtrenger Verfolger eines Jeden, der gegen die Ehre ſeiner Krone das Mindeſte ſich zu Schulden kommen ließ.

Zehnte Geſchichte.

Meiſter Alberto von Bologna beſchämt auf feine Weiſe eine Dame, die ihn wegen ſeiner Liebe zu ihr beſchämen wollte.

Eliſe ſchwieg, und des Erzählens letzte Pflicht blieb bei der Königin, die mit ſicherer Stimme alſo zu reden begann: „Liebe Mädchen, wie in hellen Nächten die Sterne Zierden des Himmels ſind, wie die Blumen im Frühjahr die der grünen Wieſen, ſo gereichen den guten Sitten und den heiteren Geſprächen zierliche Witzworte zum Schmucke. Um ihrer Kürze willen ſchicken ſie ſich beſſer für uns Frauen, als für Männer; denn viel und lange zu reden iſt, wenn es vermieden werden kann, für Frauen noch unziemlicher als für Männer. Heutzutage freilich iſt zu unſerer und aller Jetztlebenden allgemeiner Schande kaum ein einziges Frauenzimmer zu finden, das ſeinen Witz verſtünde, oder, wenn es ihn ja verſteht, darauf zu antworten wüßte. Denn den Scharfſinn, den in der Vorzeit der Frauen Geiſt offenbarte, haben die Neueren auf den Putz ihres Körpers verwandt, und Diejenige, welche ſich mit den bunteſten, mit Streifen und Zierrathen am meiſten überladenen Zeuchen bekleidet ſieht, meint, ſie müſſe den Uebrigen um Vieles vorgezogen werden und ſei höherer Ehren werth. Doch ſie bedenkt nicht, daß, wenn Jemand die Mühe des Aufladens übernehmen wollte, ein Eſel hundertmal mehr ſolchen Putz tragen könnte, als ſie, und

dennoch nicht mehr Ehre verdienen würde, als einem Eſel gebührt. Wol ſchäme ich mich, dies auszuſprechen; denn ich kann wider die Andern nicht reden, ohne zugleich mich ſelbſt zu tadeln. Dieſe geputzten, bemalten und bunten Frauen ſtehen entweder ſtumm und fühllos wie Steinbilder da, oder ſie beantworten an ſie gerichtete Fragen in ſolcher Weiſe, daß es ihnen beſſer wäre, ſie hätten geſchwiegen. Dabei wollen ſie ſich einreden, ihr Ungeſchick, mit andern Mädchen oder geſitteten Männern zu reden, ſei eine Folge ihrer Seelenreinheit, und geben ihrem Blödſinn den Namen der Sittſamkeit, als ob nur die Frau ſittſam zu nennen wäre, die mit Niemand als mit der Magd, der Wäſcherin und der Bäckersfrau redet. Wäre dies, wie ſie ſich einbilden, die Abſicht der Natur geweſen, ſo würde ſie anderweitig ihrem leeren Geſchwätze Grenzen geſetzt haben. Allerdings indeß ſoll man hierbei, wie in allen andern Dingen, Zeit und Ort, und mit wem man rede, im Auge haben; denn wol öfter iſt es geſchehen, daß ein Weib oder ein Mann, in der Meinung, durch ſcherzhafte Reden Jemand in Verlegenheit zu ſetzen, weil ſie ihre Kräfte denen des Andern gegenüber nicht gehörig anſchlugen, die Beſchämung, die ſie Jenem zugedacht hatten, auf ſich ſelber zurückfallen ſahen. Damit Ihr Euch nun davor zu hüten wiſſet, und damit überdies bei Euch das Sprichwort nicht zutreffe, das in aller Welt Munde iſt, „die Weiber ziehen in jedem Dinge den Kürzern," ſo ſoll dieſe letzte der heutigen Geſchichten, die es an mir iſt zu erzählen, in dieſem Punkte Euch zu witzigen dienen, und, wie Ihr durch Adel der Geſinnung Euch von den Uebrigen unterſcheidet, ſo werdet Ihr auch durch Feinheit der Sitten Euch vor ihnen auszeichnen.

Noch nicht viele Jahre ſind verſtrichen, ſeit in Bologna ein trefflicher und faſt in der ganzen Welt hochberühmter Arzt, mit Namen Meiſter Alberto lebte, ja vielleicht lebt er noch heute. Dieſer war von ſo edlem Geiſte, daß er noch in ſeinem hohen Alter von beinahe ſiebzig Jahren,

als der Körper bereits faſt alle natürliche Wärme verloren hatte, den liebevollen Flammen den Eingang in ſein Herz nicht verweigerte, als er auf einem Feſte eine wunderſchöne Witwe ſah, die, wie Einige berichten, Madonna Margharita de' Ghiſolieri hieß. In dem Wohlgefallen, das er an ihr fand, nahm er jene Gluth, nicht anders als ein Jüngling, in die betagte Bruſt auf, ſodaß er keine Nacht ruhig ſchlafen zu können glaubte, wenn er an dem vorhergegangenen Tage das anmuthige und zarte Geſicht der ſchönen Dame nicht geſehen hatte. Aus dieſem Grunde begann er ſich bald zu Pferde und bald zu Fuße, je nachdem es ſich fügte, vor dem Hauſe der Dame ſehen zu laſſen. Dieſe ſowol als mehrere andere Frauen wurden auf ſolche Weiſe gewahr, was ihn veranlaſſe, ſo häufig dort vorüberzukommen, und oftmals ſpotteten ſie miteinander darüber, daß ein an Jahren und Erfahrungen ſo reicher Mann verliebt ſei, als ob nach ihrer Meinung die holde Leidenſchaft der Liebe allein in den thörichten Herzen der Jünglinge und ſonſt nirgend Raum finden und dort verweilen könne. Meiſter Alberto fuhr indeß fort, vor dem Hauſe der Dame vorüberzugehen, und ſo geſchah es, daß an einem Feiertage, wo ſie mit andern Frauen vor der Thür ſaß, ſie alle miteinander ſich vornahmen, den Meiſter Alberto, den ſie ſchon von weitem hatten kommen ſehen, zu verweilen und ehrenvoll aufzunehmen, dann aber ihn wegen dieſer ſeiner Liebe zu ſchrauben. So thaten ſie auch wirklich; als er kam, ſtanden ſie Alle auf, luden ihn zu ſich ein und führten ihn in einen kühlen Hof, wo ſie ihn mit feinen Weinen und Backwerk bewirtheten. Zuletzt aber befragten ſie ihn mit artigen und wohlgeſetzten Worten, wie er ſich in dieſe ſchöne Dame habe verlieben können, da er wiſſe, von wie vielen ſchönen, wohlgeſitteten und zierlichen jungen Männern ſie geliebt werde. Als der Meiſter ſah, daß man auf feine Weiſe ihn aufziehe, nahm er eine heitere Miene an und ſagte: „Madonna, daß ich liebe und gerade Euch zum Gegenſtand

dieſer Liebe erwählt habe, kann keinen Verſtändigen in Verwunderung ſetzen, denn Ihr verdient es. Und obgleich den bejahrten Leuten nach dem Geſetze der Natur die Kräfte entgehen, die zu den Uebungen der Liebe erforderlich ſind, ſo fehlt es ihnen darum weder an dem guten Willen, noch an der Fähigkeit zu unterſcheiden, was der Liebe würdig ſei, vielmehr weiß das reife Alter dies um ſo viel beſſer zu erkennen, wie die Jugend, als es an Einſicht dieſe übertrifft. Die Hoffnung, um derentwillen ich in meinem Alter Euch zu lieben wage, die Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet, iſt dieſe: ſchon öfter bin ich gegenwärtig geweſen, wenn Frauenzimmer zum Vesperbrot Wolfs-Bohnen und Lauch aßen. Ob nun gleich am ganzen Lauch nichts Gutes iſt, ſo iſt doch der Knopf daran noch das am Wenigſten Widerwärtige und dem Munde Wohlgefälligſte. Dennoch pflegt Ihr Alle, von verkehrter Luſt geleitet, den Knopf in der Hand zu behalten und nur die Blätter zu eſſen, die nicht allein gar nichts werth ſind, ſondern abſcheulich ſchmecken. Wäre es nun nicht möglich, Madonna, daß Ihr in der Wahl Eurer Liebhaber ebenſo verführt? Und wenn Ihr es thätet, ſo würdet Ihr mich erwählen und alle Uebrigen von Euch weiſen." Die Edeldame und ihre Gefährtinnen ſchämten ſich ein wenig, dann aber ſagte ſie: „Meiſter, Ihr habt unſer übermüthiges Beginnen treffend, aber freundlich, gezüchtigt. Glaubt aber, die Liebe eines ſo verſtändigen und ehrenwerthen Mannes, als Ihr ſeid, iſt mir theuer. Deshalb gebietet, ſo weit ſich das mit meinem guten Rufe verträgt, über mich, wie über Euer Eigenthum." Der Meiſter und ſeine Begleiter erhoben ſich, er dankte der Dame und ging, nachdem er ſich ihr unter Lachen und Freude empfohlen hatte. So wurde die Dame, weil ſie nicht im Auge gehabt hatte, *wen* ſie necke, beſiegt, wo ſie zu ſiegen glaubte; wollt Ihr nun vernünftig ſein, ſo werdet Ihr Euch vor gleichem Misgriff hüten.

Schon hatte die Sonne sich gegen Westen geneigt und die Hitze größtentheils nachgelassen, als die Erzählungen der jungen Mädchen und der drei Jünglinge zu ihrem Ende gediehen waren. Da redete die Königin voller Anmuth also zu ihnen: „Nichts, Ihr lieben Gefährtinnen, bleibt unter meinem Regimente für den heutigen Tag zu thun übrig, als Euch eine neue Königin zu geben, welche nach ihrem Dafürhalten für den folgenden ihre und unsre Lebensweise zu geziemender Erheiterung bestimme. Obgleich man nun den Tag wol noch bis zum Einbruche der Nacht rechnen möchte, so finde ich doch für gut, weil Niemand, dem nicht einige Zeit zur Vorbereitung bleibt, über die Zukunft gehörige Verfügungen treffen kann, und damit Alles besorgt werden könne, was die Königin für morgen dienlich erachten wird, daß auch die folgenden Tage zur gegenwärtigen Stunde ihren Anfang nehmen. Demzufolge möge denn in der Ehrfurcht vor Demjenigen, auf Den alles Leben sich bezieht, und zur Beförderung unsres Vergnügens am folgenden Tage die verständige Philomela unser Reich regieren."

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Haupte und setzte ihn Jener ehrerbietig auf. Dann begrüßte sie zuerst, nach ihr die übrigen Mädchen und zuletzt die Jünglinge Philomelen als Königin und boten ihr bereitwillig ihre Dienste an. Diese erröthete zwar ein wenig, als sie sich zur Königin gekrönt sah, dann aber faßte sie, der von Pampineen erst eben gesprochenen Worte eingedenk, um nicht blöde zu scheinen, Muth, bestätigte zuerst alle Aemter, die Pampinea ausgetheilt hatte, verfügte dann, was am andern Morgen und Abend an demselben Orte, wo sie eben verweilten, bereitet werden sollte, und fing hierauf also zu reden an: „Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea ihrer Güte und nicht meinem Verdienste zufolge, mich zu Euer aller Königin ernannt hat, so bin ich doch nicht gesonnen, unsere Lebensweise allein nach meiner Meinung, sondern zugleich

auch nach der Eurigen anzuordnen. Damit Ihr nun im Voraus wiſſet, was, meiner Anſicht nach, zu thun ſei, und alsdann nach Eurem Gefallen abnehmen oder hinzufügen könnet, will ich mit wenig Worten meine Gedanken Euch mittheilen.

Wenn ich mich in meinem Urtheil über das von Pampinеen heute befolgte Verfahren nicht betrüge, ſo hat es ſich als ergötzlich und empfehlenswerth bewieſen, und deshalb denke ich auch, ſo lange es uns nicht durch öftere Wiederholung oder aus anderem Grunde langweilig geworden ſein wird, Nichts daran zu ändern. Nachdem wir alſo unſere angefangenen Beſchäftigungen völlig geordnet haben werden, mögen wir uns von hier erheben, eine Weile luſtwandeln und, wenn die Sonne ſich zum Untergange neigen wird, in der Kühlung zu Abend eſſen; dann aber wird es nach einigen Liedern und anderer Luſt ſich gehören, daß man ſchlafen gehe. Morgen früh wollen wir aufſtehen, wenn es noch friſch iſt, und ebenfalls unſerem Vergnügen nachgehen, wohin einen Jeden ſeine Neigung führen wird. Zur gehörigen Zeit aber wollen wir, ſowie wir heute gethan haben, zum Mittagbrote zurückkehren, alsdann tanzen und endlich, wenn unſere Mittagsruhe beendigt iſt, werden wir, gleichfalls nach dem heutigen Beiſpiel, mit Erzählen fortfahren, das, wie mich dünkt, den weſentlichſten Beſtandtheil unſerer Freuden und Belehrungen ausmacht. Außerdem will ich auch ausführen, was Pampinea, weil ſie ſpät zu ihrer Würde gewählt ward, nicht thun konnte: die Gegenſtände unſerer Erzählungen nämlich in beſtimmte Grenzen einſchließen und Euch dieſe im Voraus angeben, damit ein Jeder Zeit habe, ſich auf eine ſchöne Geſchichte entſprechenden Inhalts zu beſinnen. Wenn es Euch nun gefällig iſt, ſo mag es damit ſo gehalten werden, daß, indem von Anbeginn der Welt an die Menſchen vom Glücke durch die verſchiedenſten Zufälle geführt worden ſind und bis an deren Ende es immerdar ſein werden, Jeder erzählen ſoll,

wie Perſonen nach dem Kampfe mit Widerwärtigkeiten wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen ſind."

Damen und Männer lobten gleichmäßig dieſe Anordnungen und erklärten ſich willig, ſie zu befolgen. Dioneus allein ſagte, als die Andern bereits ſchwiegen: „Wie alle Uebrigen es ſchon ausgeſprochen haben, ſo ſage auch ich, Madonna, Eure Verfügungen ſeien durchaus zweckmäßig und empfehlenswerth; doch bitte ich, daß mir Eines als beſondere Gunſt gewährt und, ſo lange unſere Geſellſchaft beſtehen wird, erhalten werde, daß ich nämlich durch die oben getroffene Verfügung nicht genöthigt werde, wider meinen Willen eine Geſchichte über den aufgegebenen Gegenſtand zu erzählen, ſondern daß mir trotz derſelben die Wahl völlig frei bleibe. Damit aber Niemand glaube, ich erbitte mir dieſe Gunſt, weil ich keinen Vorrath von Geſchichten zur Hand habe, ſo bin ich im Voraus erbötig, unter den Erzählenden immer der letzte zu ſein."

Da die Königin ihn als einen munteren und unterhaltenden Menſchen kannte und daher wohl errieth, er fordere dies nur, um die Geſellſchaft, wenn ſie des ernſteren Redens müde wäre, mit einer Geſchichte zum Lachen wieder zu erheitern, gewährte ſie ihm unter Einwilligung der Uebrigen gern die gebetene Gunſt. Dann erhob ſie ſich von ihrem Sitze, und die Mädchen gingen langſamen Schrittes nach einem Bache des klarſten Waſſers, das von einem Hügel in ein Thal, welches dichte Bäume beſchatteten, zwiſchen Felſenſtücken und grünen Kräutern niederfloß. Hier plätſcherten ſie mit bloßen Füßen und Armen im Waſſer und trieben eine Zeitlang untereinander allerhand Scherze. Als die Eſſenszeit ſich nahete, kehrten ſie zum Schloſſe zurück und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein.

Nach Tiſche ließ die Königin muſikaliſche Inſtrumente bringen und wollte, daß, von Lauretten aufgeführt, ein Tanz begonnen werde und Emilie, unter Begleitung von

Dioneus' Laute, ein Lied dazu ſinge. Laurette fing, dieſem Befehl zufolge, den Tanz ſogleich an und leitete ihn, während Emilie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme folgendes Lied ſang:

Von meiner Schönheit bin ich ſo gefangen,
Daß neue Liebe nie
Mich locken wird mit anderem Verlangen.
Wenn ich in eignes Anſchaun mich verſenke,
Erblick' ich, was dem Geiſte Ruh' verſpricht.
Was neu ſich zuträgt, weſſen ich gedenke,
Beraubt mich ſo geliebter Wonne nicht;
So weiß ich denn, es ſchaut mein Angeſicht
An fremden Reizen nie,
Was mir im Herzen zündete Verlangen.
Bin ich, um ſolcher Seligkeit zu pflegen,
Mein hohes Glück mir anzuſchaun entbrannt,
So flieht es nicht und kommt mir ſelbſt entgegen. —
In Worte wird die Süße nicht gebannt,
Die es gewährt; es faßt ſie der Verſtand
Sterblicher Weſen nie,
Entzündet ſie nicht ähnliches Verlangen.
Ich fühle ſtündlich wachſend mich entbrennen,
Je mehr ich dorthin wende meinen Blick;
Drum weih' ich mich nur ihm, will ſein mich nennen.
Zwar koſtet' ich erſt das verſproch'ne Glück;
Doch gröſ're Luſt iſt, hoff' ich, noch zurück,
Sodaß auf Erden nie
Empfunden ward ſo ſeliges Verlangen.

Dieſes Tänzerlied, in das Alle freudig eingeſtimmt hatten, gab durch ſeinen Inhalt Einigen aus der Geſellſchaft viel zu denken. Als es indeß geendet war und man noch ein paar andre Tänze hatte folgen laſſen, war bereits ein Theil der kurzen Nacht verſtrichen. Deshalb

gefiel es der Königin den erſten Tag zu beſchließen; ſie ließ die Fackeln anzünden und gebot einem Jeden, bis auf den andren Morgen ſich zur Ruhe zu begeben. Alle kehrten auf ihre Zimmer zurück und thaten nach dem Befehle.

Es ſchließt des Dekameron erſter Tag, und es beginnt

der zweite,

an welchem unter Philomelens Regiment von Perſonen geredet wird, die nach dem Kampfe mit mancher Widerwärtigkeit wider alles Hoffen zu fröhlichem Ende gediehen ſind.

Schon überallhin hatte die Sonne mit ihren Strahlen den neuen Tag entſendet, und die Vögel gaben durch die fröhlichen Lieder, die ſie auf den grünen Aeſten ſangen, auch den Ohren davon Kunde, als die Mädchen alle und die drei Jünglinge von ihrem Lager aufſtanden, in den Garten gingen und ſich geraume Zeit damit ergötzten, langſamen Schrittes auf dem thauigen Graſe umherzuwandeln und ſich ſchöne Kränze zu winden. Und wie ſie am vergangenen Tage gethan hatten, ſo thaten ſie auch heute; ſie aßen noch in der Kühle zu Mittag und legten ſich nach ein paar Tänzen zur Ruhe. Von dieſer erhoben ſie ſich in der vierten Nachmittagsſtunde, kamen, dem Willen ihrer Königin gemäß, auf dem grünen Raſenplatze zuſammen und ſetzten ſich um ſie her. Die Schönheit ihrer Geſtalt und die Anmuth ihrer Züge wurden durch den Lorbeerkranz, mit dem ſie gekrönt war, noch gehoben; ſo ſchwieg ſie einen Augenblick, faßte die ganze Geſellſchaft ins Auge und hieß alsdann der Neiphile, die ferneren Erzählungen mit der ihrigen zu eröffnen. Dieſe wich dem Antrage nicht aus und begann mit heiterer Stimme alſo zu reden:

Erste Geschichte.

Martellino ſtellt ſich lahm und gibt vor, durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt zu werden. Sein Betrug wird entdeckt; er wird geſchlagen und eingekerkert, und iſt in Gefahr gehangen zu werden; endlich aber kommt er los.

Schon öfters, Ihr lieben Mädchen, hat es ſich zugetragen, daß, wer über Andere, beſonders aber über ſehr würdige Gegenſtände ſpotten wollte, am Ende den Spott und zuweilen auch den Schaden für ſich allein behielt. Um den Befehlen der Königin zu gehorchen und durch meine Geſchichte die Löſung unſerer Aufgabe zu beginnen, denke ich nun als Beiſpiel davon Euch zu erzählen, was ſich mit einem unſerer Landsleute anfangs Unglückliches begab, und wie es dann noch über ſein Erwarten glücklich ablief.

Es iſt noch nicht lange Zeit her, daß in Treviſo ein Deutſcher, Namens Heinrich, lebte, der in ſeiner Armuth einem Jeden, der ihn darum anſprach, für Geld als Laſtträger diente, aber demungeachtet bei Allen für einen Menſchen von frommem und tadelloſem Lebenswandel galt. Demzufolge geſchah es, daß, wie die Treviſaner berichten, mag es übrigens wahr ſein oder nicht, in der Stunde ſeines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviſo, ohne von Jemand angezogen zu werden, zu lauten anfingen. Allgemein galt dies für ein Wunder, Heinrich wurde ein Heiliger genannt, das Volk ſtrömte aus der ganzen Stadt nach dem Hauſe, wo ſeine Leiche lag, und trug ſie gleich einem heiligen Leichnam in die Domkirche. Lahme, Hinkende, Blinde und andere Kranke, an welchem

Uebel oder Gebrechen ſie immer leiden mochten, wurden herbeigeführt, um durch die Berührung dieſes Körpers wieder geſund zu werden.

Es traf ſich, daß gerade während dieſer Aufregung und dieſes Zuſammenlaufes drei unſerer Landsleute in Treviſo anlangten. Der eine hieß Stecchi, der andere Martellino und der dritte Marcheſe, Leute, welche die Höfe großer Herren beſuchten und durch ihr Talent, Geſichter zu ſchneiden und jedem Menſchen täuſchend nachzumachen, die Zuſchauer ergötzten. Sie waren noch nie in Treviſo geweſen und wunderten ſich, die ganze Stadt in Bewegung zu ſehn. Als man ihnen die Veranlaſſung mittheilte, bekamen ſie Luſt, ſich das Alles ſelber anzuſehen, und nachdem ſie ihre Sachen im Wirthshauſe abgelegt hatten, ſagte Marcheſe: „Wir wollen doch hingehn und uns den Heiligen anſehn; ich für mein Theil begreife aber noch nicht, wie wir durchkommen wollen; denn, wie ich gehört habe, ſteht der Platz voller Deutſchen und anderem bewaffneten Volke, die der Herr, dem dieſe Stadt gehört, um Unruhen zu vermeiden, dort aufgeſtellt hat; überdies iſt, wie man ſagt, die Kirche ſo voller Leute, daß beinahe kein Menſch mehr hinein kann.“ Martellino, der ebenfalls Luſt hatte, die Sache mit anzuſehn, ſagte darauf: „Das ſoll uns nicht hindern; ich will ſchon ein Mittel finden, bis an die Leiche zu kommen.“ „Und wie das?“ entgegnete Marcheſe. „Gib Acht,“ ſagte Martellino, „ich ſtelle mich, als wäre ich gelähmt; Du von der einen, und Stecchi von der andern Seite, Ihr unterſtützt mich, als ob ich nicht allein gehen könnte, und gebt zu erkennen, daß Ihr mich dorthin führen wollt, damit der Heilige mich wieder geſund mache. Auf dieſe Weiſe wird uns Keiner ſehen, ohne uns Platz zu machen und uns willig durchzulaſſen.“ Dem Marcheſe und dem Stecchi gefiel dieſer Plan, und ſo verließen ſie ungeſäumt das Gaſthaus und begaben ſich ſelbdritt an einen abgelegenen Ort, wo Martellino ſich Hände, Finger, Arme und Beine und

überdieß noch den Mund, die Augen und das ganze Geſicht ſolchergeſtalt verrenkte, daß es greulich anzuſehn war, und daß ihn Niemand erblicken konnte, ohne zu behaupten, er ſei wirklich am ganzen Leibe verkrüppelt und gelähmt.

Mit dem ſo Entſtellten gingen Marcheſe und Stecchi, die ihn unterſtützten, in großer anſcheinender Frömmigkeit nach der Kirche zu und baten ganz demüthig einen Jeden, der ihren Weg hinderte, um Gottes Willen ihnen Platz zu machen. Gern willfahrte man ihnen, und da ſie Aller Augen auf ſich zogen, und faſt überall „macht Platz, macht Platz" gerufen wurde, gelangten ſie in kurzem dahin, wo der Körper des heil. Heinrich lag. Sogleich nahmen einige Edelleute, die hier Wache ſtanden, den Martellino und legten ihn auf die heilige Leiche, damit er durch ſie die Gnade der Geſundheit erlangen ſollte. Alles Volk war aufmerkſam, was mit ihm geſchehen würde, und Martellino, der ſich auf dergleichen trefflich verſtand, ſtellte ſich nach einer kleinen Weile erſt, als ob ein Finger ihm wieder gerade würde, dann ſtreckte er die Hand, dann den Arm aus, und zuletzt wurde der ganze Körper wieder gerade. Wie das Volk dies geſchehen ſah, brach es zum Lobe des heiligen Heinrich in ſolchen Lärm aus, daß man keinen Donner gehört haben würde.

Nun traf es ſich aber, daß ein Florentiner ganz in der Nähe ſtand, der den Martellino recht gut kannte, doch ſeine Züge in der Entſtellung, wie er hergeführt war, nicht herausgefunden hatte. Wie dieſer ihn wieder gerade ſah, erkannte er ihn ſogleich, fing bei ſich zu lachen an und ſagte: „Nun den ſoll doch der Kukuk! hätte nicht Jeder, der ihn kommen ſah, ſchwören müſſen, er ſei wirklich ganz verkrüppelt?" Dieſe Worte hörten einige Trevisaner und fragten ſogleich: „Wie, der wäre kein Krüppel geweſen?" „Gott behüte," ſagte der Florentiner, der war immer ſo gerade, wie einer von uns; wie Ihr aber Gelegenheit gehabt habt, zu ſehen, verſteht er ſich auf ſolche Narrheiten,

sich zu verstellen, wie man's nur haben will, besser denn Einer."

Als die Trevisaner das gehört hatten, war nichts weiter nöthig. Sie drängten sich mit Gewalt durch und riefen laut: „Haltet den Verräther fest, der Gott und Seine Heiligen verspottet und, ohne lahm zu sein, um uns und unserem Heiligen einen Possen zu spielen, hergekommen ist, als wär' er lahm." Bei diesen Worten kriegten sie ihn zu packen, zogen ihn bei den Haaren von der Stelle, wo er gelegen hatte, herunter, rissen ihm die Kleider vom Leibe und fingen an, ihn mit Fäusten zu schlagen und mit Füßen zu treten, und Keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu sein, der nicht mit geholfen hätte. Martellino schrie um Gottes willen um Gnade und wehrte sich so gut er konnte; das half aber alles nichts; der Haufen kam ihm immer ärger auf den Leib.

Als Marchese und Stecchi dies sahen, sagten sie sich wohl, wie schlimm die Sache stehe, und wagten, aus Furcht für sich selber, nicht, ihm beizustehn, sondern verlangten, wie die Uebrigen, laut seinen Tod, obgleich sie im Stillen auf ein Mittel sannen, ihn aus den Händen des Volkes zu ziehen, das ohne den Ausweg, den Marchese schnell ergriff, ihn sicher umgebracht haben würde. Da nämlich die ganze Truppe der Stadtobrigkeit dort eben zur Stelle war, suchte Marchese, so schnell er konnte, Den auf, der ihnen im Namen des Podestà vorstand, und sagte: „Um Gottes Willen, helft mir, hier ist ein Spitzbube, der mir einen Geldbeutel mit wol hundert Goldgulden abgenommen hat. Ich bitte Euch, nehmt ihn fest, damit ich wieder zu meinem Gelde komme." So wie sie das gehört hatten, liefen sogleich ein Dutzend Lanzenknechte dahin, wo der unglückliche Martellino ohne Kamm gezaust wurde, und entrissen ihn zerschlagen und zerstoßen dem Haufen, den sie mit der größten Mühe von der Welt durchbrochen hatten, und führten ihn auf das Stadthaus. Viele von Denen, die sich von ihm beschimpft glaubten,

gingen mit, und, wie ſie hörten, daß er als Beutelſchneider gefangen ſei, ſagten ſie, in der Meinung, keinen beſſern Grund finden zu können, um ihm ein ſchlimmes Ende zu bereiten, alle miteinander, er habe auch ihnen ihr Geld abgenommen.

Als der Richter des Podeſtà, der ein geſtrenger Mann war, dieſe Beſchuldigungen vernahm, führte er ihn ſogleich bei Seite und fing ihn über Jene zu befragen an. Martellino aber antwortete mit Späßen, als ob er die Verhaftung für nichts achtete. Darüber erzürnt, ließ der Richter ihn auf das Seil ſpannen und, um ihn zum Geſtändniß zu bringen, und nachher hängen laſſen zu können, ein paar Mal recht tüchtig anziehen. Als Martellino wieder zu Boden gelaſſen ward, und der Richter ihn fragte, ob, was Jene wider ihn vorbrächten, wahr ſei, antwortete er, da ihm das Leugnen doch nichts half: „Herr, ich bin bereit, die Wahrheit zu geſtehn; laßt Euch aber von einem Jeden, der mich beſchuldigt, angeben, wann und wo ich ihm ſein Geld genommen habe, dann werde ich Euch ſagen, was ich gethan habe und was nicht.“ „Gut,“ erwiderte der Richter, „ich bin's zufrieden.“ Nun ließ er Einige rufen. Der Eine verſicherte, Martellino habe ihm vor acht Tagen den Geldbeutel geſtohlen, ein Andrer vor ſechs, ein Andrer vor vier Tagen, und wieder ein Andrer an jenem Tage ſelbſt. Wie Martellino dies vernahm, ſagte er, „Herr, nun ſeht, daß ſie alle in ihren Hals hinein lügen! Daß ich aber die Wahrheit ſage, wird Euch durchaus einleuchten, daß ich bis vor ein paar Stunden eben ſo wenig jemals hier war, als ich in meinem Leben dieſe Stadt geſehen zu haben wünſchte. Kaum angekommen, ging ich zu meinem Unglück, mir den heiligen Leichnam anzuſehen; und bei der Gelegenheit bin ich ſo gezauſt worden, wie Ihr mir es noch werdet anſehen können. Daß es ſich wirklich ſo verhalte, werden Euch der Beamte, bei dem die Anmeldungen gemacht werden, das Fremdenbuch und mein Wirth bezeugen können. Findet Ihr nun, daß ich Euch die

Wahrheit gesagt habe, so bitte ich Euch, mich nicht nach dem Verlangen dieser Bösewichter zu martern und hinzurichten."

Während Martellino's Angelegenheiten also standen, hatten Marchese und Stecchi bereits vernommen, daß der Richter des Podestà strenge gegen ihn verfahren sei und ihn auf das Seil habe spannen lassen. Darum wurde ihnen gar bange, und sie sagten zu einander: „Das haben wir übel angefangen, wir haben ihn aus der Pfanne geholt und in's Feuer geworfen." Und so liefen sie in großer Besorgniß umher und suchten ihren Wirth auf und erzählten ihm, wie Alles zugegangen sei. Der führte sie lachend zu einem gewissen Sandro Agolanti, der damals in Treviso wohnte und bei dem Herrn der Stadt viel galt. Als er diesem der Reihe nach Alles erzählt und ihn gemeinschaftlich mit Jenen gebeten hatte, sich des Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Herrn und brachte es dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die herrschaftlichen Boten fanden ihn noch im Hemde, voller Furcht und Zittern, vor dem Richter stehn; denn dieser wollte nicht allein nichts zu seiner Entschuldigung hören, sondern, weil er, aus einem zufällig gegen die Florentiner gefaßten Widerwillen, auf das bestimmteste gesonnen war, ihn aufhängen zu lassen, weigerte er sich auch hartnäckig, ihn an den Herrn herauszugeben, bis er zuletzt wider seinen Willen dazu gezwungen ward. Als Martellino dem Herrn gegenüber stand, erzählte er ihm Alles nach der Ordnung und bat sich dann von ihm als höchste Gnade aus, daß er ihn gehen lasse; denn, bis er wieder in Florenz wäre, würde er noch immer den Strick an der Kehle zu fühlen glauben. Der Herr lachte über diese Begebenheit unmäßig und schenkte Jedem von ihnen einen Anzug; sie aber kehrten, aus so großer Gefahr unverhofft gerettet, heil und gesund in ihre Heimat wieder zurück.

Zweite Geschichte.

Rinaldo von Asti kommt von Räubern ausgeplündert nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Witwe beherbergt und für seinen Unfall schadlos gehalten wird, und dann unversehrt nach Hause zurückkehrt.

Ueber die Schicksale des Martellino, wie Neiphile sie erzählt hatte, lachten die Mädchen unsäglich; unter den Männern aber am meisten Philostratus, dem die Königin, weil er der Neiphile zunächst saß, nun ihr nachzufolgen befahl. Er begann ohne die mindeste Zögerung: „Schöne Damen, eine Geschichte, zusammengesetzt aus Frömmigkeit, Unglück und Liebe, kommt mir eben in den Sinn und will erzählt sein. Sie mit angehört zu haben, wird kaum anders als dienlich sein können, am meisten aber für Die, welche in dem unsichern Reiche der Liebe reisen, wo, wer nicht das Vaterunser des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Bette bekommt, dennoch oft schlecht beherbergt ist.

Zu der Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, Namens Rinaldo von Asti, seiner Geschäfte wegen nach Bologna gekommen und kehrte nun, nachdem er sie beendigt hatte, wieder heim. Da geschah es, daß er, gegen Verona reitend und kaum über Ferrara hinausgekommen, auf eine Anzahl Menschen traf, die ihm Kaufleute zu sein schienen, in der That aber Wegelagerer waren und ein ruchloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, im Gespräche mit ihnen sich an sie anzuschließen; sie aber beschlossen, als sie gewahr wur-

den, er ſei ein Kaufmann, in der Vorausſetzung, daß er Geld bei ſich haben werde, ihn bei der erſten Gelegenheit, die ſie erſehen würden, auszuplündern. Zu dem Ende, und damit er keinerlei Verdacht ſchöpfen ſollte, redeten ſie mit ihm, wie geſittete Leute von guter Herkunft, nur von anſtändigen und ehrbaren Dingen und ſtellten ſich, ſo viel ſie nur wußten und konnten, gegen ihn freundlich und beſcheiden. Rinaldo dagegen, der mit einem berittenen Diener allein reiſte, ſchätzte es ſich zum großen Glücke, ſie gefunden zu haben.

Wie es nun in den Geſprächen zu geſchehen pflegt, ſo traf es ſich, daß ſie in der Unterhaltung, die ſie während des Reitens führten, von einem Gegenſtand auf den anderen verfielen und unter andern auch auf die Gebete zu reden kamen, mit denen ſich die Menſchen an Gott wenden. Da ſagte einer der Wegelagerer, deren dreie waren, zu Rinaldo gewandt: „Und Ihr, werther Herr, was für ein Gebet pflegt denn Ihr unterwegs zu ſagen?" „In der That," erwiderte Rinaldo, „ich bin in ſolchen Dingen einfältig und unerfahren, und weil ich nach alter Weiſe ſachte fortlebe, habe ich nicht viel Gebete zur Hand und laſſe den Groſchen zwölf Pfennig gelten. Doch habe ich auf der Reiſe immer die Gewohnheit gehabt, des Morgens, wenn ich das Wirthshaus verlaſſe, ein Vaterunſer und ein Avemaria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Und dann bitte ich Gott und dieſen Heiligen, mir für die nächſte Nacht eine gute Herberge zu geben. Nun bin ich in meinem Leben ſchon oft genug unterwegs in großer Gefahr geweſen, bin aber immer noch glücklich davon gekommen und am Abend bei ordentlichen Leuten gut beherbergt worden; darum habe ich auch den feſten Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich jene Gebete ſpreche, mir dieſe Gnade von Gott ausgewirkt hat, und ich würde glauben, den Tag über eine ſchlechte Reiſe zu haben, und den Abend kein gutes Unterkommen zu finden, hätte ich ſie

einmal des Morgens nicht gebetet." Darauf ſagte Der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute Morgen dies Vaterunſer gebetet?" „Gewiß," antwortete Rinaldo. Der Andre aber, der ſchon wußte, was im Werke war, ſprach bei ſich ſelber: „Du wirſt's noch brauchen können, denn, wenn uns nichts dazwiſchen kommt, denke ich, ſollſt Du doch wol eine ſchlechte Herberge haben." Dann ſagte er laut: „Ich bin doch auch ſchon viel herumgereiſt, und, obgleich ich's wol oftmals habe loben hören, habe ich es niemals gebetet; dennoch hat ſich's noch nie geſchickt, daß ich andere als gute Herberge gehabt hätte, und heute Abend werdet Ihr ja noch ſehn, wer beſſer herbergen wird, Ihr, da Ihr es geſagt habt, oder ich, da ich es nicht gethan habe. Freilich bediene ich mich ſtatt deſſen des dirupisti oder des intemerata, oder auch des de profundis, welche, wie meine Großmutter zu ſagen pflegte, von ausnehmender Kraft ſind."

So ſprachen ſie im Weiterreiten von allerhand Dingen, und Jene warteten Ort und Zeit ab, um ihren ruchloſen Vorſatz auszuführen. Als es nun ſchon ſpät geworden und ſie über San Guiglielmo hinaus eben durch einen Fluß zu ſetzen hatten, fielen die Drei, weil der Ort abgelegen und rings verſteckt, auch die Nacht bereits hereingebrochen war, den Rinaldo an, plünderten ihn aus und ſagten, als ſie ihn zu Fuß und im Hemde zurückließen: „Nun geh und ſieh zu, ob Dein heiliger Julianus Dir die Nacht eine gute Herberge geben wird. Unſer Heiliger wird uns ſchon eine verſchaffen." Damit ſetzten ſie durch den Fluß und ritten weiter. Als Rinaldo's Diener ſeinen Herrn angreifen ſah, hatte er aus Feigheit nicht allein Nichts gethan, um ihm beizuſtehn, ſondern ſogleich ſein Pferd umgedreht und im ſchnellſten Laufe nicht eher angehalten, als bis er in San Guiglielmo angekommen war, wo er, ohne ſich ſonſt um etwas zu bekümmern, da es ſchon ſpät war, ruhig einkehrte. Rinaldo, der inzwiſchen barfuß und im Hemde, wie er war, bei der großen

Kälte und bei anhaltendem Schnee nicht wußte, was er machen ſollte, fing, da die Nacht ſchon herangekommen war und er zitterte und mit den Zähnen klapperte, an, ſich ringsumher nach einem Zufluchtsort umzuſehn, wo er die Nacht zubringen könnte, ohne Froſtes zu ſterben. Da aber kurz vorher der Krieg in jenen Gegenden gehauſt hatte, und Alles verbrannt worden war, fand er keinen und lief deshalb, von der Kälte getrieben, in vollem Trabe nach Caſtel San Guiglielmo, wo er, im Falle er nur noch in den Ort hinein könnte, durch Gottes Gnade Hülfe zu finden hoffte, ob ihm gleich unbekannt war, ob ſein Diener ſich dort, oder wo ſonſt hin geflüchtet habe. Doch die dunkle Nacht überfiel ihn bereits etwa eine Miglie weit von dem Orte, und, wie er hinkam, waren die Thore verſchloſſen, und die Zugbrücken aufgezogen. Troſtlos und betrübt darüber ſah er ſich weinend nach einem Orte um, wo er ſich, wenigſtens, ohne beſchneit zu werden, niederſetzen könnte, und zum Glücke fiel ihm ein Haus in die Augen, das über die Mauern des Fleckens ein wenig herausgebaut war, und er entſchloß ſich ſchnell, unter dieſem Vorbau den Tag abzuwarten. Dort fand er eine Thür, an deren Schwelle er, obgleich ſie verſchloſſen war, ſich auf einiges verdorbenes Stroh, das er in der Nähe zuſammengeleſen hatte, niederſetzte, und ſich bitterlich über den heiligen Julianus beklagte und meinte, das heiße dem Vertrauen, das er auf ihn geſetzt habe, ſchlecht entſprechen.

Der heilige Julianus aber hatte ihn nicht vergeſſen und bereitete ihm ſchnell eine gute Herberge. In jenem Orte nämlich wohnte eine junge Witwe, von ſo ſchöner Geſtalt, als nur irgend eine andre, die der Markgraf Azzo wie ſein Leben liebte und auf ihren Wunſch hier unterhielt. Dieſe Witwe nun wohnte eben in jenem Hauſe, unter deſſen Vorbau Rinaldo ſich niedergeſetzt hatte, und zufälliger Weiſe war gerade den vorhergehenden Tag der Markgraf in der Abſicht, die Nacht bei ihr zu ſchlafen,

dorthin gekommen und hatte ſich auf den Abend ein Bad und eine treffliche Mahlzeit beſtellt. Als indeß Alles ſchon bereitet war, und die Witwe nur noch auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam ein Diener an das Thor und brachte dem Markgrafen Nachrichten, um derentwillen er ſogleich fortreiten mußte. So ließ er denn ſeiner Geliebten ſagen, ſie möge nicht auf ihn warten, und ritt weiter. Dieſe jedoch war damit ziemlich unzufrieden und entſchloß ſich endlich, da ſie nichts Beſſeres zu thun wußte, ſelber in das für den Markgrafen bereitete Bad zu ſteigen, dann zu Abend zu eſſen und ſchlafen zu gehn.

Wirklich hatte ſie das Erſte bereits gethan. Dies Bad aber war ganz nahe an der Thür, an die ſich Rinaldo außerhalb der Ringmauern anlehnte, und ſo konnte denn unſre Witwe von dort aus das Weinen und Beben des Rinaldo, der mit den Zähnen klapperte, wie ein Storch, genau vernehmen. Sie rief deshalb ihre Dienerin und ſagte ihr: „Geh hinauf und ſieh einmal nach, wer außerhalb der Mauer an unſrer Thürſchwelle iſt, und was er da macht.“ Die Magd ging hin und ſah bei der Helle, die der Schnee verbreitete, den Rinaldo barfuß und im Hemde, und, wie ſchon erwähnt, am ganzen Leibe zitternd, unten ſitzen. Auf die Frage, wer er ſei, antwortete dieſer unter ſolchem Beben, daß er kaum die Worte vorbringen konnte, und fügte, ſo kurz als er konnte, hinzu, wie und weshalb er hierher gekommen ſei; dann aber bat er ſie flehentlich, wenn es möglich wäre, möchte ſie ihn nicht vor Froſt die Nacht über dort umkommen laſſen. Seine Erzählung erbarmte das Mädchen, und ſie berichtete Alles ihrer Frau, zu der ſie zurückkehrte. Auch dieſe fühlte Mitleiden, und, da ſie ſich entſann, daß ſie den Schlüſſel der Thür habe, die zu Zeiten gedient hatte, den Markgrafen heimlich einzulaſſen, ſagte ſie: „Geh und mach ihm ſachte auf. Das Abendeſſen ſteht ohnehin da, daß wir nicht damit fertig werden können, auch haben wir ja Platz genug, um ihn zu beherbergen.“ Die Dienerin

lobte die mitleidige Geſinnung ihrer Gebieterin gar ſehr, ging und machte ihm auf und führte ihn zu der Witwe herein. Als dieſe ſah, wie er faſt erfroren war, ſagte ſie ihm: „Guter Freund, ſteige in dies Bad, weil es noch warm iſt.“ Rinaldo ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen, und fühlte ſich durch die Wärme des Bades ſo geſtärkt, daß er vom Tode zum Leben gekehrt zu ſein glaubte. Inzwiſchen ließ ihm die Witwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor ſeinem Tode getragen hatte, und, wie er ſie ſich anzog, paßten ſie ihm, als wären ſie auf ſeinen Leib gemacht. Während er nun erwartete, was die Frau ihm befehlen werde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß ſie ihm eine ſo ſchlimme Nacht, wie er ſie gefürchtet, erſpart und ihm ein ſo gutes Unterkommen, als dies zu ſein ſchien, zugeführt hätten.

Nachdem die Witwe eine Weile geruht, ging ſie in einen Saal, wo ſie ein großes Feuer hatte anzünden laſſen, und fragte, wie es mit dem fremden Manne gehe. „Madonna,“ antwortete die Dienerin, „er hat ſich jetzt angezogen und iſt ein hübſcher Mann, und, wie es ſcheint, gar ordentlich und wohlerzogen.“ „Geh denn,“ erwiderte die Witwe, „ruf ihn und ſag ihm, er ſolle ſich am Feuer zu wärmen kommen, und dann wird er zu Abend eſſen, denn ich weiß ja, daß er noch nicht gegeſſen hat.“ Als Rinaldo in den Saal eintrat und ſeine Wirthin ſah, wurde er wohl gewahr, daß ſie eine Frau von Stande ſei, und ſo grüßte er ſie ehrerbietig und dankte ihr für die erwieſene Wohlthat ſo ſehr, als er es nur immer vermochte. Der Witwe aber ſchien er ſeinem Ausſehn und ſeinen Worten nach ganz Dem zu entſprechen, was ihre Dienerin von ihm geſagt hatte, und ſo empfing ſie ihn freundlich, hieß ihn ſich vertraulich neben ſie ans Feuer ſetzen und befragte ihn wegen des Unfalls, der ihn hergeführt hatte. Jener erzählte ihr Alles der Reihe nach, und, da die Witwe von Rinaldo's Diener gehört hatte, als er im Orte angekommen war, maß ſie ſeinen Worten

vollkommenen Glauben bei, und ſagte ihm, was ſie in Betreff ſeines Dieners wußte, und wie er dieſen am andern Morgen leicht werde wiederfinden können. Während der Zeit war angerichtet worden, und, nachdem ſich Beide die Hände gewaſchen hatten, ſetzte ſich Rinaldo, auf der Dame Geheiß, mit ihr zu Tiſche. Er war groß und wohlgewachſen, von ſchönen und wohlgefälligen Geſichtszügen, von artigen und einnehmenden Sitten und in ſeinen beſten Jahren. In unſerer Witwe aber war, in der Meinung, daß der Markgraf die Nacht bei ihr zubringen ſollte, das Begehrungsvermögen bereits erwacht, und ſo heftete ſie denn oft die Augen auf Rinaldo, fand beſonderes Behagen, ihn anzuſchauen, und ſah es endlich förmlich auf ihn ab. Demzufolge berieth ſie ſich nach dem Abendeſſen mit ihrer Dienerin, ob ſie nicht, da der Markgraf ſie angeführt habe, ſich die Gelegenheit zu Nutze machen ſolle, die das Glück ihr zugeſandt habe. Die Dienerin, welche wohl merkte, wie große Luſt ihre Gebieterin habe, ermunterte ſie nach Kräften, dieſer nachzugeben. So kehrte die Dame denn zurück zum Feuer, wo ſie den Rinaldo gelaſſen, ſah ihn mit verliebten Augen an und ſagte: „Nun, Rinaldo, warum ſo nachdenklich? Sind denn das Pferd und die paar Kleidungsſtücke, die Ihr eingebüßt habt, ſo unerſetzlich? Gebt Euch zufrieden, ſeid munter und denket, Ihr ſeid zu Hauſe. Ja, ich könnte Euch noch mehr ſagen: in den Kleidern, die Ihr da anhabt, und die meinem verſtorbenen Manne angehörten, kommt Ihr mir vor, wie er ſelber, und mich hat heute Abend wol hundert Mal die Luſt angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küſſen; und, wahrhaftig, hätte ich nicht gefürchtet, Euch läſtig zu fallen, ſo hätte ich's auch gethan." Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, dieſe Worte hörte und ſah, wie die Augen der jungen Witwe blitzten, ging er mit offenen Armen auf ſie zu und ſagte: „Madonna, wenn ich, in Erinnerung an den Zuſtand, aus dem Ihr mich befreien ließet,

Euch in alle Zukunft mein Leben werde zu danken haben, ſo wäre es wol ſehr undankbar, wollte ich nicht Alles zu thun mich beſtreben, was Euch genehm ſein kann. Folgt alſo immerhin Eurer Luſt, mich zu umarmen und zu küſſen; denn, was mich betrifft, ſo werde ich Euch wahrhaftig gerne umarmen und gerne küſſen." Weiter bedurfte es keiner Worte. Die Witwe, die vor liebevollem Verlangen ganz entbrannt war, warf ſich augenblicklich in ſeine Arme, und, nachdem ſie ihn wol tauſend Mal gedrückt und geküßt hatte und eben ſo oft von ihm geküßt worden war, ſtanden ſie miteinander auf und gingen in die Kammer, wo ſie ſich, ohne zu verweilen, niederlegten und, bevor der Morgen anbrach, ihren Wünſchen volle und öfters wiederholte Befriedigung gewährten.

Als jedoch das Morgenroth zu dämmern anfing, erhoben ſie ſich auf den Wunſch der Witwe von ihrem Lager, und, damit Niemand errathen könne, was geſchehen ſei, gab ſie ihm einige ſchlechte Kleidungsſtücke zum Anziehen, füllte ihm den Beutel mit Geld und ließ ihn, mit der Bitte, das Geſchehene zu verſchweigen, nachdem ſie ihm vorher gezeigt hatte, welchen Weg er einſchlagen ſolle, um ſeinen Diener wiederzufinden, zu derſelben kleinen Thür hinaus, durch welche er hereingekommen war.

Sobald es heller Tag geworden und die Thore geöffnet worden waren, ging er, als ob er von weither käme, in den Ort hinein und ſuchte ſeinen Diener auf. Wie er ſich nun wieder mit ſeinen Sachen, die in dem Mantelſacke geblieben waren, bekleidet hatte und eben auf das Pferd des Dieners ſteigen wollte, geſchah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Wegelagerer, die ihn am Abend vorher ausgeplündert hatten und wegen eines andern von ihnen begangenen Verbrechens bald darauf gefangen waren, in eben jenen Ort eingebracht wurden. So erhielt er denn in Folge ihres eigenen Geſtändniſſes ſein Pferd, ſeine Kleidungsſtücke und ſein Geld wieder, und er büßte nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen

die Räuber nicht wußten, was ſie damit gemacht hätten. Voller Dank gegen Gott und den heiligen Julian ſtieg Rinaldo zu Pferde und kam heil und geſund zu Hauſe an; die drei Wegelagerer aber gaben ſchon am andern Tage den Winden Fußtritte.

Dritte Geſchichte.

Drei Jünglinge bringen das Ihrige durch und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt hoffnungslos nach Hauſe zurück und trifft unterwegs mit einem Abte zuſammen. Dieſer entdeckt ſich als Tochter des Königs von England, heirathet ihn und macht ſeine Ohme durch Erſatz des Verlorenen wieder wohlhabend.

Die Schickſale des Rinaldo von Aſti waren von den Mädchen mit Verwunderung angehört worden; ſie lobten ſeine Frömmigkeit und dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß ſie in ſeiner größten Noth ſeiner ſich angenommen hatten. Doch hielten ſie deshalb die Witwe, wenngleich ſie darüber nur verſtohlen ſich äußerten, keineswegs für thöricht, daß ſie das Glück, welches ihr Gott ins Haus geſandt, ſo gut zu benutzen gewußt hatte. Während noch über die angenehme Nacht, welche ihr zu Theil geworden, geſprochen und gelacht ward, fing Pampinea, die, als nächſte Nachbarin des Philoſtratus, vorausſetzte, daß die Reihe ſie treffen werde, wie dies auch wirklich der Fall war, bei ſich ſelber an, darüber nachzudenken, was ſie reden wollte, und ſagte alsdann, nach dem Geheiße der Königin, unbefangen und fröhlich: „Je mehr man über die wechſelnden Begebenheiten des Glückes redet, deſto mehr bleibt dem Aufmerkſamen darüber zu ſagen, und daß ſich dies alſo verhalte, wird Niemanden

verwundern können, der vernünftig berückſichtigt, wie alle die Gegenſtände, die wir thörichter Weiſe unſer nennen, in des Glückes Händen liegen und demzufolge von ihm, nach ſeinem verborgenen Rathſchluſſe, ohne einigen Stillſtand und ohne daß wir das regende Geſetz zu erkennen wüßten, von Einem auf den Andern übertragen werden. Ob ſich dies nun gleich uns überall und alltäglich auf das eindringlichſte offenbart und auch durch einige der vorigen Geſchichten belegt worden iſt, werde ich doch, weil nach dem Gefallen der Königin über dieſen Gegenſtand geſprochen werden ſoll, vielleicht nicht ohne Nutzen der Hörenden eine Geſchichte zu den früheren hinzufügen, die, wie ich hoffe, Beifall finden wird.

Es war in unſerer Stadt vor Zeiten ein Edelmann, der den Namen Herr Tedaldo führte und, wie Einige vorgeben, zu der Familie der Lamberti, nach der Behauptung Andrer aber zu der der Agolanti gehörte, obgleich die letzte Meinung wol mehr durch das Geſchäft, das ſeine Söhne ſpäter betrieben und das bei den Agolanti immer einheimiſch war und iſt, als durch einen andern Grund veranlaßt iſt. Doch ich laſſe es dahin geſtellt, zu welcher von beiden Familien er gehörte, und ſage nur, daß er zu ſeiner Zeit einer der reichſten Edelleute war, und daß er drei Söhne hatte, von denen der erſte Lamberto, der zweite Tedaldo und der dritte Agolante hieß, die bereits zu hübſchen und ritterlichen Jünglingen herangewachſen waren, wiewol der älteſte noch nicht ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Herr Tedaldo ſtarb und ihnen, als ſeinen rechtmäßigen Erben, ſeine ganze liegende und fahrende Habe hinterließ. Wie dieſe ſich an baarem Gelde und an Beſitzungen ſo reich ſahen, fingen ſie, nur von ihrer eigenen Luſt geleitet, an, ihr Geld ohne Maß und Schranken zu verthun, hielten ſich große Dienerſchaft und auserleſene Pferde, Hunde und Falken, gaben fortwährend öffentliche Bankette, theilten Geſchenke aus, hielten Waffenſpiele und thaten mit einem Worte, nicht

ſowol was für Edelleute ſich geziemt, ſondern was zu thun ihnen in ihren jugendlichen Sinn kam. Dies Leben hatten ſie noch nicht lange geführt, als der von ihrem Vater ihnen hinterlaſſene Schatz ſich zu vermindern anfing und ſie genöthigt waren, um den begonnenen Aufwand, zu dem die bloßen Einkünfte nicht mehr genügten, fortführen zu können, ihre Beſitzungen theilweiſe zu verkaufen und zu verpfänden. So büßten ſie heute die eine und morgen die andre ein, und wurden es kaum eher gewahr, als bis ihnen faſt gar nichts mehr übrig geblieben war; da öffnete die Armuth ihre Augen, welche der Reichthum verſchloſſen hatte. Lamberto rief eines Tages die beiden andern zu ſich, erinnerte ſie, welch ein ehrenvolles Leben ihr Vater und nachher ſie ſelber geführt hätten, wie ausgedehnt ihr Reichthum geweſen ſei; dann ſchilderte er ihnen die Armuth, in die ſie durch ihren ungeregelten Aufwand ſich geſtürzt, und ermahnte ſie ſo nachdrücklich als er konnte, bevor ihre Dürftigkeit noch offenkundiger würde, gemeinſchaftlich mit ihm das Wenige, das ihnen geblieben war, zu verkaufen und in die Fremde zu gehen.

Und ſo thaten ſie denn auch wirklich; ſie verließen Florenz, ohne von Jemand Urlaub zu nehmen, in aller Stille und ruhten nicht eher, als bis ſie in England waren. Hier mietheten ſie ſich in London ein kleines Häuschen und fingen, bei der größten Sparſamkeit in ihren Ausgaben, auf argen Wucher Geld zu leihen an, wobei ihnen das Glück ſo günſtig war, daß ſie in wenig Jahren ſich ein großes Vermögen erübrigten. Darauf reiſte bald der Eine, bald der Andre von ihnen nach Florenz zurück; ſie brachten ihre ehemaligen Beſitzungen zum größern Theile wieder an ſich, kauften noch viele andere dazu und verheiratheten ſich in ihrer Heimat. Da ſie aber immer noch fortfuhren in England zu wuchern, ſchickten ſie einen Neffen von ihnen, Namens Aleſſandro, dorthin, um ihre Geſchäfte zu beſorgen.

Sie ſelber blieben in Florenz und fingen, des Zuſtandes uneingedenk, in welchen ſie früher ihr übertriebener Aufwand geſtürzt hatte, und obgleich ſie jetzt für Frau und Kinder mit zu ſorgen hatten, verſchwenderiſcher als je zu leben an, ſodaß alle Kaufleute die größte Meinung von ihnen hegten und ihnen jede beliebige Summe anvertraut hätten. Einige Jahre lang half ihnen das Geld, welches Aleſſandro ihnen ſchickte, ſolchen Aufwand zu beſtreiten; denn dieſer borgte ſeit einiger Zeit vielen Edelleuten auf ihre Burgen und ſonſtigen Einkünfte und machte dabei die vortheilhafteſten Geſchäfte. Während jedoch die drei Brüder auf ſolche Weiſe verſchwendeten und, wenn es ihnen an Gelde fehlte, in der feſten Hoffnung auf die Sendungen aus England welches aufnahmen, geſchah es, daß in England, was kein Menſch vermuthet hatte, ein Krieg zwiſchen dem Könige und einem ſeiner Söhne ausbrach, der die ganze Inſel in zwei Parteien theilte, indem die eine es mit dem Vater, und die andre mit dem Sohne hielt. Durch dieſen Krieg wurden denn auch dem Aleſſandro alle Burgen der Barone, die ihm verpfändet waren, entriſſen, und keine der andern Einkünfte gewährte ihm beſſere Sicherheit. Da man jedoch von einem Tage zum andern auf den Frieden zwiſchen Vater und Sohn hoffte, in Folge deſſen auch dem Aleſſandro Alles, ſowol Zinſen als Capital, hätte wieder erſtattet werden müſſen, verließ dieſer die Inſel nicht, und die drei Brüder, die in Florenz wohnten und ihren großen Aufwand in nichts beſchränkten, borgten täglich mehr Geld auf. Als indeß die gehegten Hoffnungen im Verlauf mehrerer Jahre keinen Erfolg hatten, verloren die drei Brüder nicht allein ihren Credit, ſondern ſie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, die bezahlt ſein wollten, gefangen geſetzt und mußten, da ihre Beſitzungen nicht genügten, um die Schulden zu decken, wegen des Ueberreſtes im Gefängniſſe bleiben. Ihre Frauen aber und ihre kleinen Kinder ſuchten theils auf den Dörfern, theils hier

und dort, in gar dürftigen Umſtänden, ihr Unterkommen, ohne für die Zukunft etwas Anderes als Noth und Elend erwarten zu können.

Aleſſandro hatte inzwiſchen in England mehrere Jahre lang vergebens auf den Frieden gewartet; als er aber noch immer keine Ausſicht dazu ſah. und ſein längeres Verweilen ihm nicht minder lebensgefährlich als unnütz zu ſein ſchien, entſchloß er ſich, nach Italien zurückzukehren, und machte ſich ganz allein auf den Weg.

Da traf es ſich nun, daß grade zugleich mit ihm ein weißgekleideter Abt von Brüſſel abreiſte, dem viele Mönche Geſellſchaft leiſteten und zahlreiche Dienerſchaft mit Saumroſſen voranzog. Dieſen folgten zwei Edelleute von altem und dem Könige verwandtem Stamme, zu denen Aleſſandro ſich, als zu früheren Bekannten, geſellte und willig von ihnen aufgenommen ward. Im Weiterreiten fragte ſie Aleſſandro mit geziemender Beſcheidenheit, wer die Mönche wären, die mit ſo vieler Dienerſchaft vorausritten, und wohin ſie reiſten. „Der Vorderſte," erwiderte einer der beiden Edelleute, „iſt ein junger Vetter von uns, der kürzlich zum Abte einer der größten Abteien von England erwählt worden iſt. Weil er aber jünger iſt, als die Geſetze Denen geſtatten, welche dieſe Würde erlangen wollen, gehn wir jetzt mit ihm nach Rom, um den heiligen Vater zu bitten, daß er ihn wegen ſeines ungenügenden Alters dispenſire und dann in ſeiner Würde beſtätige; doch darf davon noch nicht geredet werden." Unterwegs ritt der junge Abt bald vor und bald hinter ſeiner Dienerſchaft, wie wir das täglich geſchehn ſehn, wenn große Herren über Land reiſen, und ſo bemerkte er denn auch einmal den Aleſſandro, der zufällig in ſeine Nähe gekommen war.

Aleſſandro war ein junger Mann von ſchönem Wuchſe und einnehmenden Geſichtszügen und ſo wohlgeſittet und unterhaltend, als man es nur ſein kann. In der That gefiel er dem Abte im erſten Augenblicke auf eine ſo erſtaunliche Weiſe, als ihm nie zuvor etwas Anderes gefal-

len hatte, und er rief ihn zu ſich und fing freundlich mit ihm zu reden an, und fragte ihn, wer er wäre, wohin er käme und wohin er ginge. Aleſſandro gab ihm auf ſeine Fragen volle Auskunft, eröffnete ihm unverholen ſeine ganze Lage und erbot ſich, ſo gering auch ſeine Kräfte ſeien, zu jedem Dienſte. Wie der Abt dieſe verſtändige und wohlgeſetzte Antwort hörte, wie er Aleſſandro's feine Bildung im Einzelnen genauer beobachtete und bei ſich ſelber erwog, daß jener, ungeachtet ſeines widrigen Geſchäftes, dennoch ein Edelmann ſei, wurde ſein Wohlgefallen an ihm immer lebhafter. Voller Mitleiden mit ſeinen Unglücksfällen ermunterte er ihn zutraulich und hieß ihm, gute Hoffnung hegen; denn, wenn er nur ein wackrer Mann ſei, werde Gott ihn noch an dieſelbe Stelle, von der er ihn verſtoßen habe, und auch noch höher ſetzen. Uebrigens bat er ihn, da ſeine Reiſe nach Toscana gerichtet ſei, und auch er ein gleiches Ziel habe, ihm unterwegs Geſellſchaft zu leiſten. Aleſſandro dankte ihm für ſo freundlichen Zuſpruch und erklärte, zu Allem bereit zu ſein, was jener ihm befehlen würde.

Von neuen Empfindungen innerlich bewegt, ſetzte der Abt ſeine Reiſe weiter fort, und nach einigen Tagen langte die Geſellſchaft in einem Dorfe an, das mit Wirthshäuſern gar ſpärlich verſehen war. Da jedoch der Abt eben hier einkehren wollte, ließ ihn Aleſſandro in dem Hauſe eines Wirthes abſteigen, mit dem er von früherer Zeit her befreundet war, und ſorgte dafür, daß ihm ein Zimmer zubereitet wurde, das unter allen im Hauſe noch am mindeſten unbequem gelegen war. Aleſſandro war ohnehin eine Art von Haushofmeiſter des Abtes geworden, und in dieſer Eigenſchaft brachte er das übrige Gefolge, ſo gut er konnte, in den benachbarten Häuſern, in denen er wohl bekannt war, unter. Als nun der Abt zu Abend gegeſſen, und es ſchon ſo ſpät in der Nacht geworden war, daß alle Leute ſich niedergelegt hatten, fragte Aleſſandro den Wirth, wo er ſelber ſchlafen könne. „Das weiß ich wirk-

lich nicht," antwortete der Wirth, „Du ſiehſt, Alles iſt beſetzt, und kannſt Dich überzeugen, daß meine Leute auf den Bänken ſchlafen müſſen. In der Stube des Abtes wären freilich noch einige Kornladen; da könnte ich Dich hinführen und ein paar Betten drauf legen, und, wenn's Dir recht wäre, könnteſt Du die Nacht, ſo gut es gehen will, darauf ſchlafen." Aleſſandro entgegnete: „Wie ſoll ich jetzt noch in des Abtes Stube gehn, die überdies ſo klein iſt, daß keiner ſeiner Mönche darin hat ſchlafen können? Hätt' ich's gewußt, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, ſo hätt' ich auf den Kornkaſten ein paar Mönche ſchlafen laſſen und wäre ſelber dahingegangen, wo die jetzt ſind." Darauf ſagte der Wirth: „Es iſt doch nun aber einmal ſo, und Du findeſt dort, wenn Du willſt, das beſte Lager von der Welt. Der Abt ſchläft, und die Vorhänge ſind zugezogen; ich bringe Dir in aller Stille ein Kiſſen, und Du ſchläfſt da." Wie Aleſſandro ſah, daß die Sache ſich thun laſſe, ohne dem Abte beſchwerlich zu fallen, willigte er ein und legte ſich, ſo leiſe als möglich, zurecht.

Der Abt aber ſchlief noch nicht, ſondern hing ſeinem neuerregten Verlangen leidenſchaftlich nach und hatte Alles gehört, was Aleſſandro und der Wirth miteinander geſprochen und wo jener ſich niedergelegt hatte. In ſeinem Innern darüber hocherfreut, ſagte er bei ſich ſelbſt: „Gott hat mir Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünſche gegeben. Wenn ich ſie vorübergehen laſſe, wird auf lange Zeit ſo leicht keine ähnliche wieder kommen." Entſchloſſen alſo ſie zu nützen, rief er, ſobald ihm Alles im Hauſe ſtill zu ſein ſchien, den Aleſſandro mit leiſer Stimme und hieß ihm, ſich zu ihm in's Bette legen. Aleſſandro widerſtrebte anfangs, dann aber entkleidete er ſich und legte ſich nieder. Sogleich ſchlang der Abt ſeinen Arm um ihn und umfaßte ihn auf die Weiſe, wie liebende Mädchen es ihren Geliebten zu thun pflegen. Aleſſandro war darüber nicht wenig erſtaunt und dachte, der

Abt umarme ihn auf solche Weise von schändlicher Liebe getrieben. Dieser errieth indeß, entweder aus dem Benehmen des Alessandro, oder aus eigener Vermuthung sogleich den Verdacht des Letzteren, zog sich deshalb augenblicklich das Hemde aus, das er noch anhatte, ergriff die Hand des jungen Mannes, legte sie auf seine Brust und sagte: „Alessandro, verbanne Deinen thörichten Wahn und erkenne hier, was ich bisher verbarg." Alessandro's Hand hatte inzwischen auf der Brust des Abtes zwei runde, feste und zarte Hügel entdeckt, die sich nicht anders anfühlen ließen, als seien sie von Elfenbein, und kaum hatte er diese gefunden und sogleich erkannt, sie sei ein Mädchen, so hatte er auch, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, sie in den Arm genommen und wollte sie schon zu küssen anfangen, als sie ihn mit folgenden Worten unterbrach: „Ehe Du mir näher kommst, höre erst, was ich Dir sagen will. Ich bin, wie Du Dich überzeugt haben wirst, ein Weib und kein Mann; als Jungfrau habe ich meine Heimat verlassen und reiste in der Absicht zum Papst, daß er mich verheirathen sollte. Zu Deinem Glücke, oder vielleicht zu meinem Unstern bin ich vor einigen Tagen, als ich Dich zum ersten Male sah, in solcher Liebe zu Dir entbrannt, daß nie ein Weib heftiger einen Mann geliebt hat. Deshalb habe ich beschlossen, lieber Dich als irgend einen Andern zum Manne zu nehmen. Willst Du mich aber nicht zur Frau, so verlaß mich augenblicklich und kehre zu Deiner Schlafstelle wieder zurück." Obgleich Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch, mit Rücksicht auf die Gesellschaft, in der sie reiste, sie müsse vermögend und von gutem Stande sein, und daß sie schön war, sah er selbst. So antwortete er denn, ohne sich eben lange zu besinnen, wenn es ihr gefällig sei, so sei es ihm höchst erwünscht. Darauf richtete sie sich im Bette auf, gab ihm einen Ring in die Hand und hieß ihm, sich ihr vor einem Bilde, das dort hing, und auf welchem unser Heiland abgebildet war, verloben. Dann umarmten

ſie ſich und ergötzten ſich während des übrigen Theils der Nacht aneinander zu großer beiderſeitiger Luſt. Als der Tag heranbrach, und nachdem ſich Beide über ihr künftiges Betragen verabredet hatten, ſtand Aleſſandro auf und verließ die Stube, ſo wie er hereingekommen war, ohne daß Jemand erfuhr, wo er die Nacht geſchlafen hätte. Dann machte der Abt ſich hochvergnügt mit ſeiner Geſellſchaft wieder auf den Weg, und nach einer Anzahl Tagereiſen kamen ſie endlich in Rom an.

Kaum hatten ſie ſich hier einige Tage lang ausgeruht, ſo wartete der Abt mit den beiden Edelleuten und Aleſſandro dem Papſte auf und fing nach der geziemenden Begrüßung alſo zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es beſſer als irgend einem Andern bekannt ſein, daß, wer rechtlich und ehrbar leben will, ſo viel er kann, jeden Anlaß meiden muß, der ihn anders zu handeln verleiten könnte. Da ich nun geſonnen bin, auf die angegebene Weiſe zu leben, bin ich, um jener Regel vollkommen zu genügen in der Tracht, in der Ihr mich ſeht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen und habe einen großen Theil ſeiner Schätze mit mir genommen. Dieſer wollte mich nämlich, ſo jung als ich bin, an den König von Schottland, einen ſteinalten Herrn, verheirathen; ich aber habe mich hierher auf den Weg gemacht, damit Eure Heiligkeit mich vermählen möge. Auch hat mich nicht ſowol das Alter des Königs von Schottland zur Flucht bewogen, als die Furcht, ich könnte in Folge meiner jugendlichen Schwäche, wenn ich an ihn verheirathet wäre, mich wider die göttlichen Geſetze und wider die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters verſündigen. Während ich nun in ſolcher Abſicht hierher reiſte, hat mir Gott, der allein vollkommen weiß, was einem Jeden Noth thut, nach ſeiner Barmherzigkeit, wie ich glaube, Den vor die Augen geführt, der nach ſeinem Willen mein Gemahl ſein ſoll, und das iſt dieſer junge Mann," dabei zeigte ſie auf Aleſſandro, „den Ihr hier an meiner Seite

ſeht, und deſſen edle Sitten und wackeres Benehmen jeder noch ſo großen Dame würdig ſind, wenn auch vielleicht der Adel ſeines Blutes dem des königlichen nachſtehen muß. Ihn alſo habe ich mir auserleſen, ihn will ich zum Gemahle und nie werde ich einen andern nehmen, was auch mein Vater oder die Welt dazu ſagen mögen. Dadurch iſt in der That der Hauptgrund, um deſſentwillen ich mich auf den Weg gemacht, erledigt worden; dennoch habe ich meine Reiſe vollenden wollen, theils um die heiligen und ehrwürdigen Oerter zu beſuchen, von denen dieſe Stadt ſo voll iſt, und um Eure Heiligkeit ſelber zu ſehn, theils aber auch, um die zwiſchen Aleſſandro und mir bisher allein im Angeſichte Gottes geſchloſſene Ehe Euch und in Folge deſſen den übrigen Menſchen zu offenbaren. So bitte ich Euch denn flehentlich, was Gott und mir gefallen hat, auch Euch genehm ſein laſſen zu wollen und Euren Segen uns zu ertheilen, auf daß wir mit ihm, als einem ſicheren Unterpfande der Billigung Desjenigen, deſſen Statthalter Ihr ſeid, zu Gottes und zu Eurer Ehre leben und endlich dereinſt ſterben können."

Aleſſandro erſtaunte, als er vernahm, ſeine Gattin ſei die Tochter des Königs von England, und innige aber verſteckte Freude erfüllte ihn. Mehr aber noch erſtaunten die beiden Edelleute, und ſie wurden darüber ſo unwillig, daß ſie, wäre es anderwärts, als dem Papſte gegenüber geweſen, ſich gegen den jungen Mann und vielleicht auch gegen die Dame thätlich vergangen haben würden. Auf der anderen Seite erſtaunte auch der Papſt über die Tracht der Dame und über ihren Entſchluß; da er jedoch einſah, daß das Geſchehene nicht mehr rückgängig gemacht werden könne, beſchloß er, ihrer Bitte zu willfahren. Von allen Dingen beruhigte er die beiden Edelleute, deren Unwillen er bemerkt hatte, und ſtellte ihr gutes Vernehmen mit der Dame und Aleſſandro wieder her, dann ordnete er an, was ferner geſchehen ſolle. Als der von ihm feſtgeſetzte Tag nun herangekommen war, berief er, in Gegenwart

ſämmtlicher Cardinäle und anderer ausgezeichneter Perſonen, die auf ſeine beſondere Einladung zu einem glänzenden Feſte erſchienen waren, die Dame, welche, königlich geſchmückt, ſo reizend und ſo anmuthig erſchien, daß ſie von Allen verdientes Lob erwarb, und den Aleſſandro, der, ebenfalls köſtlich geſchmückt, nicht für einen jungen Mann, der auf Wucherzinſen geliehen, ſondern für einen königlichen Prinzen gehalten werden konnte, wie ihm denn in der That von den beiden Edelleuten viel Ehre erwieſen ward. Hier ließ der Papſt das Eheverlöbniß aufs neue feierlich begehen, und, nachdem die Hochzeit feſtlich und prachtvoll begangen war, verabſchiedete er ſie mit ſeinem Segen.

Aleſſandro wünſchte, und die Dame willigte ein, daß die Rückreiſe von Rom über Florenz gemacht werde, wohin das Gerücht ſchon Kunde dieſer Begebenheiten gebracht hatte. Von den Einwohnern mit höchſten Ehren aufgenommen, ließ die Dame, nachdem ſie alle Gläubiger befriedigt hatte, die drei Brüder befreien und ſetzte ſie und ihre Frauen in die ehemaligen Beſitzungen wieder ein. Um deſſentwillen von Allen wohlgelitten, verließen Aleſſandro und ſeine Frau Florenz, von wo ſie den Agolante mitnahmen. In Paris angelangt, wurden ſie von dem König ehrenvoll empfangen. Von dort aus reiſten die beiden Edelleute nach England und vermochten ſoviel über den König, daß er der Tochter ſeine Liebe wieder zuwandte und ſie und ſeinen Schwiegerſohn mit großen Freuden bei ſich empfing. Den letztern machte er bald darauf in beſonders ehrenvoller Weiſe zum Ritter und ſchenkte ihm die Grafſchaft Cornwallis. Dieſer aber beſaß ein ſo großes Geſchick und gab ſich ſo viel Mühe, daß es ihm gelang, Vater und Sohn wieder zu verſöhnen. Daraus erwuchs der Inſel ein großer Vortheil, und Aleſſandro gewann die Liebe und das Wohlwollen des ganzen Volkes. Agolante aber rettete Alles, was die Brüder in England zu fordern hatten, vollſtändig und kehrte überreich nach Florenz

zurück, nachdem Graf Aleſſandro ihn zuvor zum Ritter gemacht hatte. Der Graf Aleſſandro führte mit ſeiner Dame ein glorreiches Leben und eroberte, wie Einige ſagen wollen, theils durch eigne Liſt und Tapferkeit, theils durch die Hülfe des Schwiegervaters, Schottland und wurde als deſſen König gekrönt."

Vierte Geschichte.

Landolfo Ruffolo verarmt und wird Corſar, dann geräth er in genueſiſche Gefangenſchaft und leidet Schiffbruch. Er rettet ſich auf einem Kaſten voll köſtlicher Edelſteine, wird in Corfu von einem armen Weibe beherbergt und kehrt reich in ſeine Heimat zurück.

Als Lauretta, die neben Pampineen ſaß, dieſe am rühmlichen Ende ihrer Geſchichte ſah, begann ſie, ohne weitere Aufforderung abzuwarten, alſo zu reden: „Holdſelige Mädchen, nach meinem Dafürhalten kann man die Macht des Glückes in Nichts gewaltiger erkennen, als wenn Jemand, wie wir das in Pampineens Geſchichte an Aleſſandro haben geſchehen ſehen, vom tiefſten Elende zu königlicher Würde erhoben wird. Weil alſo wir Alle, die wir ferner im Gebiete unſerer Aufgabe zu erzählen haben, genöthigt ſein werden, dieſſeit dieſer Grenzen zu bleiben, ſo ſchäme ich mich nicht, eine Geſchichte vorzutragen, die zwar noch größeres Unglück ſchildert, dafür aber freilich auch zu keinem ſo glänzenden Ziele gedeiht. Allerdings alſo wird ſie von Denen, die nur das Letzte im Auge haben, mit minderer Aufmerkſamkeit angehört werden; doch wird man mich entſchuldigen, da ich, wie geſagt, nicht anders kann.

Man hält des Meeres Ufer von Reggio bis Gaeta

mit für den anmuthigſten Theil von Italien; hier dehnt ſich nicht weit von Salerno eine bergige Küſte aus, die das weite Meer überſchaut und von den Einwohnern die Küſte von Amalfi genannt wird. Sie iſt überſäet mit kleinen Städten, bedeckt von Gärten und Springbrunnen und, wie keine andere, voll von Leuten, die ſich durch den Handel bedeutenden Reichthum erworben haben. Unter dieſen Städten iſt eine, Ravello genannt, die zwar noch heute wohlhabende Einwohner hat, doch vor Zeiten einen beſaß, der überreich war und Landolfo Ruffolo hieß. Da ihm indeß ſeine Reichthümer noch nicht genügten und er ſie zu verdoppeln trachtete, fehlte wenig daran, daß er nicht allein ſie, ſondern mit ihnen zugleich das eigne Leben eingebüßt hätte.

Er kaufte nämlich, wie Kaufleute das wol zu thun pflegen, auf Grund ſeiner Berechnungen ein beſonders großes Schiff, befrachtete dies vollkommen für ſein eignes Geld und fuhr mit ihm nach Cypern. Hier aber fand er andere Schiffe, die mit derſelben Art Waaren, die er gebracht hatte, eben dorthin gekommen waren, und mußte deshalb nicht allein, was er mitgeführt hatte, losſchlagen, ſondern, wollte er ſeine Ladung irgend verkaufen, ſie faſt umſonſt weggeben, worüber er nahe daran war, ſich ein Leides zu thun. In der That nahm er ſich das Unglück, in kurzer Zeit von großem Reichthum zum armen Manne geworden zu ſein, ſo zu Herzen, daß er beſchloß, entweder zu ſterben oder durch Räubereien ſeinen Verluſt zu erſetzen, damit er, während er reich abgereiſt war, nicht arm nach Hauſe zurückkehre. Sobald er alſo zu ſeinem großen Schiffe einen Abnehmer gefunden, ſchaffte er ſich mit dem Gelde, das er hieraus und aus dem Verkaufe ſeiner Waaren gelöſt hatte, ein kleineres Corſarenfahrzeug an, rüſtete dies mit Allem aus, was zu ſolchen Unternehmungen dienlich iſt, und begann, ſich fremdes Eigenthum, beſonders aber das der Türken, zuzueignen. Das Glück begünſtigte ihn bei dieſem Handwerke mehr, als es

bei dem Handel gethan hatte. Er plünderte und nahm im Verlauf eines Jahres ſo viel türkiſche Schiffe, daß er nicht allein ſo viel, wie er als Kaufmann verloren, wiedergewonnen, ſondern ſeinen damaligen Beſitz noch um Vieles vermehrt hatte. Der Schmerz über ſein erſtes Unglück indeß hatte ihn ſo ſehr gewitzigt, daß er, um nicht einem zweiten zu unterliegen, mit ſich ſelber einig wurde, was er beſitze, müſſe ihm, ohne nach Mehrerem Verlangen zu tragen, nun genügen.

So entſchloß er ſich denn, mit dem Erworbenen nach Hauſe zurückzukehren, und, einmal gegen die Waaren mistrauiſch gemacht, wollte er ſich auch nicht darauf einlaſſen, ſein Geld anderweitig anzulegen, ſondern ruderte mit demſelben Fahrzeug, das ihm zu ſeinem Gewinnſte verholfen, gradeswegs nach Hauſe. Als er indeß ſchon im Archipel angelangt war, erhob ſich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht allein der Fahrt entgegen war, ſondern auch das Meer ſo hoch trieb, daß Landolfo mit ſeinem kleinen Schiffe die offne See nicht halten konnte und genöthigt war, ſich zum Schutze vor jenem Winde in einen Meerbuſen zu flüchten, den eine kleine Inſel bildete, um dort beſſeres Wetter abzuwarten.

In dieſelbe Bucht flüchteten ſich bald darauf mit genauer Noth zwei große genueſiſche Laſtſchiffe, die von Conſtantinopel kamen und derſelben Gefahr zu entgehen ſuchten, vor welcher Landolfo geflohen war. Als die Eigenthümer jener Schiffe das kleine Fahrzeug erblickten und erfuhren, wem es gehöre, beſchloſſen ſie, über Landolfo's Reichthümer bereits durch den Ruf belehrt, ihrer geldgierigen und räuberiſchen Geſinnung zufolge, ſich es zuzueignen. Zum Entfliehen hatten ſie ihm bereits den Weg abgeſchnitten, und ſo ſetzten ſie denn Einige von ihrer Mannſchaft ans Land und ſchickten dieſe, wohl bewaffnet und mit Armbrüſten verſehen, an einen Platz, von wo aus ſie Allen auf Landolfo's Schiffe, die nicht erſchoſſen ſein wollten, das Landen verwehren konnten. Die Laſt-

ſchiffe aber ließen ſie theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer ſelbſt zu Hülfe, ſodaß ſie bis ganz nahe zu dem Fahrzeuge Landolfo's gelangten und dies mit geringer Mühe und in kurzer Zeit wegnahmen, ohne von den Ruderſclaven, die ſich darauf befanden, einen Mann zu verlieren und ohne einigen Widerſtand zu finden. Den Landolfo ſelber brachten ſie auf eines ihrer Schiffe, plünderten ſein kleines Fahrzeug völlig aus und verſenkten es dann, während ſeinem ehemaligen Eigenthümer nichts als eine ärmliche Jacke blieb.

Den Tag darauf änderte ſich der Wind; die Schiffe ſegelten gegen Weſten und verfolgten während des ganzen Tages glücklich ihre Reiſe; gegen Abend aber erhob ſich ein heftiger Sturm, das Meer ging hoch und die beiden Schiffe wurden voneinander getrennt. Von der Gewalt dieſes Windes wurde das, auf welchem ſich der arme unglückliche Landolfo befand, in der Nähe der Inſel Cefalonia mit größter Heftigkeit auf eine Sandbank geſchleudert, daß es nicht anders als ein Glas, das wider die Mauer geworfen wird, gänzlich voneinander ging und zerſchellte. Waaren aller Art, Kaſten und Breter bedeckten bereits ſchwimmend das ganze Meer, und ſo ſuchte denn, wie es in dergleichen Fällen zu geſchehen pflegt, obgleich es finſtere Nacht war, wer von den armen Schiffbrüchigen zu ſchwimmen wußte, einen von den Gegenſtänden zu ergreifen, die von ohngefähr in ſeine Nähe kamen. Obgleich nun unſer unglücklicher Landolfo Tages zuvor oftmals den Tod gerufen und ihn in ſeinen Gedanken der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, ſo erſchrak er doch vor ihm, als er ihn jetzt vor ſich ſah, und ergriff, gleich den Andern, ein Bret, deſſen er habhaft wurde, in der Hoffnung, daß Gott ihm vielleicht, wenn er ſich eine Zeitlang vor dem Ertrinken ſchützen könnte, noch zur Rettung verhelfen werde. So hielt er ſich die Nacht hindurch, ſo gut er konnte, reitend auf dem Brete, während dieſes

von Wind und Wellen bald hier und bald dorthin getrieben ward.

Als der Tag endlich angebrochen war und Landolfo ſich in der Runde herumſah, erblickte er nichts Anderes, als Wolken und Meer und eine Kiſte, die zu ſeinem großen Schrecken ihm mehrmals ſo nahe kam, daß er fürchtete, ſie möchte auf ihn ſtoßen und ihn verletzen, weshalb er ſie auch jedes Mal aus allen Kräften, obwol dieſe gering waren, mit der Hand von ſich ſtieß. Demohngeachtet aber geſchah es, daß ein Windknoten ſich plötzlich in der Luft entwickelte, auf das Meer niederfuhr und die Kiſte ſo gewaltig traf, daß ſie, gegen das Bret geſchleudert, auf dem Landolfo ſaß, dieſes und mit ihm den Landolfo tief unter das Waſſer ſtieß. Als der Letzte, dem die Furcht neue Kräfte lieh, ſchwimmend wieder emporkam, ſah er ſein Bret weit von ſich hinweggeriſſen, ſodaß er fürchten mußte, nicht mehr zu ihm gelangen zu können; er wandte ſich alſo zu der Kiſte, die ihm ziemlich nahe war, legte ſich mit der Bruſt auf den Deckel derſelben und hielt ſie, ſoviel es gehen wollte, mit den Armen aufrecht. In dieſer Stellung mußte er, von dem Meere bald hier- und bald dorthin geworfen, ohne Speiſe, denn wo hätte er ſie hernehmen ſollen, doch mit mehrerem Trunke, als er wol gewünſcht hätte, ohne zu wiſſen, wo er ſich befinde, und ohne etwas Anderes als Meer zu ſehen, dieſen ganzen Tag und die folgende Nacht aushalten.

Den Tag darauf endlich gelangte er durch Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Waſſer durchdrungen wie ein Schwamm, und die Ränder der Kiſte nach Art der Leute, die im Begriffe zu ertrinken, ſich an Etwas anhalten, umklammernd, an das Ufer der Inſel Corfu, wo zum Glücke ein armes Weib ihr Küchengeſchirr eben mit dem Sande und dem ſalzigen Seewaſſer wuſch und blank machte. Als dieſe ihn der Küſte nahe kommen ſah und nicht vermochte, die menſchliche Geſtalt an ihm zu erkennen, floh ſie anfangs ſchreiend

und erſchrocken; er aber hatte die Sprache ganz und faſt auch das Geſicht verloren, konnte ihr alſo nichts ſagen. Dennoch warf ihn das Meer gegen das Land, und die Frau erkannte nun die Geſtalt der Kiſte; dann blickte ſie aufmerkſamer hin und ward zuerſt die Arme gewahr, die über die Kiſte reichten, fand alsdann das Geſicht heraus und errieth endlich die Wahrheit. Sein Zuſtand erregte ihr Mitleid, ſie ging ein paar Schritte in das Meer hinein, das inzwiſchen ſich beruhigt hatte, und zog ihn mit der Kiſte bei den Haaren ans Land. Mit Mühe machte ſie ſeine Hände von der Kiſte los, lud dieſe ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf und trug ihn ſelber, wie ein kleines Kind, nach dem Orte. Hier brachte ſie ihn in ein Bad und rieb und wuſch ihn ſo lange mit warmen Waſſer, bis die entwichene Wärme und ein Theil der verlorenen Kräfte in den Körper wieder zurückkehrten. Wie es ihr Zeit zu ſein ſchien, nahm ſie ihn wieder heraus, erquickte ihn mit etwas gutem Wein und Gebackenem und pflegte ihn nach ihrem Vermögen einige Tage lang ſo gut, daß er wieder Kräfte gewann und ſich bewußt wurde, wo er ſei.

Da glaubte die gute Frau, es ſei nun an der Zeit, ihm die Kiſte, die ihn gerettet, wiederzugeben und ihm zu ſagen, daß er ferner für ſich ſorgen möge. So that ſie denn auch, und Landolfo, der ſich an die Kiſte nicht mehr erinnerte, nahm ſie dennoch an, als die gute Frau ſie ihm brachte, und meinte, wenn ſie auch noch ſo wenig werth wäre, könnte ſie ihm doch auf einen oder den andern Tag ſeinen Unterhalt verſchaffen. Als er ſie aber ſehr leicht fand, gab er dieſe Hoffnung faſt wieder auf, bis er eines Tages, als ſeine Wirthin nicht zu Hauſe war, um zu ſehen, was in jener enthalten ſei, ſie aufbrach und darin viele loſe und gefaßte Edelſteine fand, deren hohen Werth er ſogleich erkannte, da er dergleichen Dinge einigermaßen zu beurtheilen wußte. Da wurde er wieder froh und dankte Gott, daß Er ihn noch nicht ganz

habe verlaſſen wollen. Weil er aber zwei Mal in kurzer Zeit vom Schickſale ſo hart getroffen war, beſchloß er, wegen eines dritten Males beſorgt, beſonders vorſichtig zu Werke zu gehen, um dieſe Koſtbarkeiten ſicher in ſeine Heimat bringen zu können. Zu dem Ende wickelte er ſie alle, ſo gut es gehen wollte, in einige Lumpen und ſagte zu ſeiner Wirthin, einer Kiſte bedürfe er nicht mehr; wenn ſie ihm aber einen Gefallen thun wolle, ſo möge ſie dieſe behalten und ihm dafür einen Sack ſchenken.

Die gute Frau war dazu gern bereit; er aber dankte ihr, ſo herzlich er nur wußte und konnte, für die erzeigte Wohlthat, ſagte ihr Lebewohl und ſchiffte, ſeinen Sack über die Schultern gehängt, in einem Boote nach Brindiſi hinüber. Von hieraus ging er, immerfort längs der Küſte, bis Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die ſeine Landsleute waren. Dieſen erzählte er alle ſeine Schickſale, nur daß er ihnen nichts von der Kiſte berichtete, worauf ſie ihn faſt um Gottes willen bekleideten und ihm noch überdies ein Pferd liehen und Begleitung verſchafften, um nach Ravello, wohin er reiſen zu wollen erklärte, zu gelangen.

Hier erſt glaubte er ſich ſicher und öffnete, dankbar gegen Gott, der ihn ſo weit gebracht, ſeinen Sack und fand bei genauerer Unterſuchung ſeines Inhaltes, als er ſie früher hatte anſtellen können, ſich im Beſitze ſo vieler und ſo koſtbarer Edelſteine, daß er, bei angemeſſenem und ſelbſt bei wohlfeilem Verkaufe derſelben, mehr als noch einmal ſo reich war, wie zur Zeit ſeiner Abreiſe. Als er Gelegenheit gefunden hatte, die Steine zu verkaufen, ſandte er der guten Frau, die ihn aus dem Meere gezogen, zum Danke für die Wohlthaten, die ſie ihm erwieſen, eine bedeutende Summe Geldes nach Corfu; ein Gleiches that er den Kaufleuten, die ihn in Trani bekleidet; den Reſt aber behielt er für ſich und lebte damit ehrenvoll bis an ſein Ende, ohne ſich weiter auf Handelsunternehmungen einzulaſſen.

Fünfte Geschichte.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth drei Mal in einer Nacht in Lebensgefahr, welcher er jedoch jedes Mal entgeht und mit einem Rubin in seine Heimat zurückkehrt.

„Bei den Edelsteinen, die Landolfo gefunden," begann Fiammetta, welche die Reihe des Erzählens traf, „ist mir eine Geschichte eingefallen, die kaum weniger Gefahren enthält, aber darin von der verschieden ist, die Lauretta uns erzählt hat, daß jene sich vielleicht während mehrer Jahre, diese aber, wie Ihr hören werdet, in dem Zeitraum einer einzigen Nacht zugetragen hat."

Es lebte, wie mir erzählt worden ist, in Perugia ein junger Pferdemäkler, Namens Andreuccio di Pietro, der auf die Nachricht, daß in Neapel ein guter Pferdemarkt sei, sich fünfhundert Goldgülden in die Tasche steckte und, ohne je zuvor in der Fremde gewesen zu sein, sich mit mehreren andern Kaufleuten nach jener Stadt auf den Weg machte. An einem Sonntag mit der Dämmerung dort eingetroffen, ging er, nach den Anweisungen, die sein Wirth ihm ertheilte, am andern Morgen auf den Markt, wo er zwar viel Pferde besah, an vielen Gefallen fand und um sie feilschte, dennoch aber über keines Handelseins werden konnte. Um indeß zu zeigen, daß er wirklich zu kaufen gedenke, zog er, unvorsichtig und erfahrungslos wie er war, zu wiederholten Malen vor den Augen Aller, die ab- und zugingen, seine Börse voll Gold heraus. Da traf es sich denn, daß, während er so marktete und seinen Geldbeutel sehen ließ, eine junge Sicilianerin, die zwar

wunderschön, aber auch für geringes Geld bereit war, Jedermann zu Willen zu sein, von ihm ungesehen, vorüberging und seine Börse ins Auge faßte. Sogleich sagte sie bei sich selber: „Wie gut wär' ich daran, wenn das Geld mein wäre," und damit ging sie weiter. Nun hatte dies Mädchen eine Alte bei sich, die gleichfalls aus Sicilien war. Sowie diese den Andreuccio gewahr wurde, ließ sie ihre Herrschaft weiter gehen und lief auf jenen zu, den sie auf das zärtlichste umarmte. Das Mädchen bemerkte dies und wartete, ohne ein Wort zu sagen, in einiger Entfernung das Ende jenes Gespräches ab. Andreuccio hatte inzwischen sich zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, zu ihm in sein Wirthshaus zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung wieder weiter. Er aber fuhr zu feilschen fort, ohne jedoch für den Morgen Etwas einzukaufen.

Das Mädchen, das zuerst Andreuccio's vollen Beutel und dann seine Bekanntschaft mit ihrer Alten gesehen hatte, trug sich mit dem Gedanken, ob sie nicht ein Mittel finden könnte, jenes Geld oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und fragte zu dem Ende die Alte vorsichtig aus, wer der Fremde sei, was er hier suche und woher sie ihn kenne. Diese erzählte ihr Alles, was die Angelegenheiten des Andreuccio betraf, kaum minder genau, als er selber es hätte thun können; denn sie hatte lange Zeit in Sicilien und dann in Perugia bei seinem Vater gedient. Ebenso gab sie über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise ihr die nöthige Auskunft. Wie das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen hinreichend kennen gelernt hatte, bauete sie auf diese Kenntniß eine sinnreiche Erfindung, durch welche sie ihren Zweck zu erreichen dachte. Zu dem Ende gab sie der Alten, sobald sie zu Hause gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag zu thun, damit sie nicht mehr zum Andreuccio gehen sollte, und schickte

dann ein kleines Mädchen, das ſie zu dergleichen Dienſten gar gut angelehrt hatte, gegen Abend in das Wirthshaus, wo Andreuccio wohnte. Die Kleine fand Jenen zum Glücke ſelber, wie er allein an der Thür ſtand, und frug ihn nach ihm ſelbſt. Wie er ihr nun ſagte, er ſei es, zog ſie ihn bei Seite und ſagte: „Herr, eine Edeldame aus dieſer Stadt möchte, wenn es Euch gefällig wäre, gerne mit Euch reden.“ Andreuccio dachte bei dieſen Worten einen Augenblick nach, und, da er ſich für einen hübſchen Burſchen hielt, vermuthete er, die Edeldame werde in ihn verliebt ſein, als ob es damals in Neapel keine andern hübſchen Leute gegeben hätte. So antwortete er denn ſchnell, er ſei bereit, und fragte nur, wo und wann jene Dame ihn ſprechen wolle. „Herr,“ erwiderte die Kleine, „wenn es Euch gefällig wäre zu kommen, ſo erwartet ſie Euch ſchon in ihrer Wohnung.“ Andreuccio verſetzte ſogleich, ohne auch nur dem Wirthe ein Wort zu ſagen: „So geh' denn voraus, ich werde Dir folgen.“

Auf dieſe Weiſe führte die Kleine ihn in das Haus jenes Mädchens, welches in einer Straße, das finſtere Loch benannt, gelegen war, deren Anſtändigkeit ſchon der Name errathen läßt. Andreuccio freilich wußte und ahnete davon nichts und trat, in der Meinung, an einen völlig ehrbaren Ort und zu einer liebenswürdigen Dame zu gehen, nach dem Vorgange der Kleinen unbefangen in das Haus ein. Da die Kleine ihrer Gebieterin bereits zugerufen hatte: „Hier kommt Andreuccio,“ ſo trat ihm dieſe, als er hinaufſtieg, oben an der Treppe entgegen. Sie war noch ziemlich jung, ſchlank gewachſen und von ſchönem Geſichte, dabei vornehm gekleidet und geſchmückt. Als Andreuccio ihr näher kam, ging ſie ihm mit offenen Armen auf drei Stufen entgegen, ſchlang jene feſt um ihn und verweilte, wie von ausbündiger Zärtlichkeit übermannt, einige Zeit in dieſer Stellung, ohne ein Wort zu ſagen. Dann küßte ſie ihm weinend die Stirne und ſagte mit gerührter Stimme: „O mein Andreuccio, ſei mir

willkommen.“ Dieſer war über ſo feurige Liebkoſungen ziemlich verwundert und ſagte ganz erſtaunt: „Madonna, ich freue mich Eurer Bekanntſchaft.“ Sie aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihren Saal hinauf, von wo ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, mit ihm in ihre Stube ging, die von Roſen, Orangenblüten und andern Wohlgerüchen auf das köſtlichſte duftete. Hier ſah Andreuccio ein Bette mit herrlichen Vorhängen, viele Kleider, die nach dem Landesgebrauch auf Rechen umhergingen, und andere ſchöne und koſtbare Geräthe in Menge, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifeln zu dürfen glaubte, daß ſie eine gar vornehme Dame ſein müſſe.

Als ſie ſich nun miteinander auf einen Kaſten am Fuße ihres Bettes niedergeſetzt hatten, fing ſie alſo zu ihm zu ſprechen an: „Andreuccio, ich weiß gewiß, daß, weil Du mich nicht kennſt und vielleicht niemals von mir reden gehört haſt, Du Dich über die Liebkoſungen, mit denen ich Dich empfange, und über meine Thränen gleich ſehr verwunderſt; noch mehr aber möchteſt Du vielleicht über Das erſtaunen, was Du jetzt hören wirſt, daß ich nämlich Deine Schweſter bin. Ich ſage Dir aber, ſeit mir Gott die Gnade erzeigt hat, daß ich vor meinem Tode einen meiner Brüder zu ſehen bekommen habe (und was gäb' ich nicht drum, euch Alle zu ſehen), werde ich beruhigt aus der Welt gehen, mag ich ſterben, wann ich will. Doch von dem Allen haſt Du vielleicht in Deinem Leben nichts vernommen, und ſo will ich Dich denn darüber belehren. Pietro, Dein und mein Vater, lebte, wie Du wol erfahren haben ſollteſt, lange Zeit in Palermo und wurde und wird dort von Allen, die ihn kannten, wegen ſeiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit ſehr geliebt. Doch unter allen Andern, die ihm noch ſo geneigt waren, liebte ihn meine Mutter, die von adlichem Geſchlechte iſt und damals verwitwet war, am meiſten und wurde, ohne den Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder

und ihre eigne Ehre zu achten, mit ihm ſo vertraut, daß ich auf die Welt kam und ſo geworden bin, wie Du mich ſiehſt. Dann aber traten Umſtände ein, um derentwillen Pietro Palermo verließ und nach Perugia zurückkehrte, und ſo ließ er mich denn als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück und hat ſich, ſo viel mir bekannt geworden iſt, ſeit der Zeit weder um ſie noch um mich bekümmert. Wäre er nicht mein Vater, ſo würde ich ihn wegen dieſes Betragens auf das ernſtlichſte tadeln, wenn ich, der Liebe zu geſchweigen, die er für mich als ſeine Tochter, welche ihm von keiner Magd und von keinem gemeinen Weibsbilde geboren, hätte hegen ſollen, nur ſeine Undankbarkeit gegen meine Mutter bedenke, die allein von treuer Liebe bewogen, und ſelbſt ohne zu wiſſen, wer er wäre, ſich und zugleich Alles, was ihr gehörte, ſeinen Händen anvertraute. Doch, was hilft das? Was einmal verſehen iſt, beſonders, wenn es vor langer Zeit geſchah, iſt viel leichter zu tadeln, als zu beſſern. Genug, es war ſo. Er ließ mich als ein kleines Kind in Palermo zurück, und da bin ich denn ziemlich ſo weit herangewachſen, als Du mich ſiehſt, bis meine Mutter mich an einen Girgentiner, einen guten Mann von edlem Hauſe, verheirathete, der, meiner Mutter und mir zu Liebe, auch nach Palermo zog. Weil aber mein Mann ſehr guelfiſch geſinnt iſt, ſo ließ er ſich in geheime Verſtändniſſe mit unſrem König Karl ein. Ehe dieſe indeß noch zur Ausführung gebracht werden konnten, hatte König Friedrich ſchon Nachricht davon bekommen, und wir mußten fliehen, wie ich eben dachte, die erſte Dame zu werden, die jemals auf jener Inſel gelebt hat. So nahmen wir denn das Wenige mit uns, das wir erlangen konnten, denn wenig war es in Vergleich mit dem Vielen, das wir beſeſſen hatten, ließen Herrſchaften und Paläſte zurück und flüchteten uns hierher, wo König Karl ſich gegen uns ſo dankbar beweiſt, daß er uns einen Theil des Schadens vergütet, den wir um ſeinetwillen erlitten, und Landgüter und Häuſer in

Menge geſchenkt hat, wie er denn auch noch fortwährend meinem Manne, Deinem Schwager, ſo große Einkünfte gewährt, als Du zu ſehen Gelegenheit haben wirſt. Auf ſolche Weiſe bin ich denn hieher gekommen, wo ich es Gott und nicht Dir verdanke, Dich, geliebteſter Bruder, gefunden zu haben." Und mit dieſen Worten fing ſie aufs neue an, ihn zu umarmen und küßte ihm unter Thränen auf das zärtlichſte ſeine Stirn.

Wie Andreuccio dieſe Fabel ſo zuſammenhängend und unbefangen von dem Mädchen vortragen hörte, der freilich niemals ein Wort auf den Lippen erſtarb, noch die Zunge verſagte, wie er ſich ferner erinnerte, ſein Vater ſei wirklich in Palermo geweſen, und wie er dabei nach eigner Erfahrung die Sitten der Jugend erwog, die gerne zu lieben geneigt iſt, wie er endlich die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die keuſchen Küſſe des Mädchens fühlte, maß er ihren Worten den vollkommenſten Glauben bei und ſagte, ſobald ſie ſchwieg: „Madonna, mein Erſtaunen kann Euch nicht anders als natürlich erſcheinen, wenn Ihr bedenken wollt, daß mein Vater, was immer der Grund davon geweſen ſein mag, entweder von Eurer Mutter und von Euch überall nicht geredet hat, oder, wenn er es gethan haben ſollte, mir wenigſtens nichts davon zu Ohren gekommen iſt; ſodaß ich von Euch nicht mehr wußte, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt geweſen wäret. Je mehr ich aber allein ſtand, und je weniger ich mich deſſen verſehen konnte, um deſto lieber iſt mir nun, in Euch eine Schweſter gefunden zu haben. Und wahrlich, ich wüßte nicht, wie Ihr dem Vornehmſten anders als lieb und werth ſein könntet; wie viel mehr ſeid Ihr es alſo mir, der ich ein geringer Handelsmann bin. Doch über Eins bitte ich Euch, mir noch Aufſchluß zu geben, wie habt Ihr erfahren, daß ich hier ſei?" Darauf erwiderte ſie: „Heute morgen erzählte mir es eine arme Frau, die bei mir ein- und auszugehen pflegt, weil ſie, nach ihrer Verſicherung, bei unſrem gemeinſchaftlichen

Vater in Palermo und Perugia lange Zeit gedient hat, und, hätte ich es nicht für ziemlicher gehalten, daß Du zu mir in mein eignes Haus kämest, als ich zu Dir in ein fremdes, so wäre ich längst schon bei Dir gewesen." Nun fing sie an, ihn auf das genaueste nach allen seinen Verwandten namentlich zu befragen, worauf ihr Andreuccio vollen Bescheid gab und um dessentwillen nur immer mehr glaubte, was ihm nicht zu glauben gesünder gewesen wäre.

Als diese Gespräche eine Weile gedauert hatten, und die Hitze fortwährend groß war, ließ das Mädchen griechischen Wein und Gebackenes bringen und Andreuccio zu trinken geben. Dazwischen war die Essenszeit herangekommen, und Andreuccio wollte nach Hause gehen; sie aber gab es durchaus nicht zu, stellte sich höchlichst gekränkt darüber, umarmte ihn und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig Du Dir aus mir Aermsten machst; Du bist bei Deiner Schwester, die Du in Deinem Leben noch nicht gesehen hast, und in ihrem eignen Hause, wo Du gleich bei Deiner Ankunft hättest absteigen sollen, und willst sie wieder verlassen, um ins Wirthshaus zum Essen zu gehn. Wenn auch mein Mann nicht zu Hause ist, so leid wie mir's thut, so werde ich doch wol, nach den schwachen Kräften einer Frau, Dir einige Ehre zu erweisen wissen." Andreuccio wußte darauf weiter nichts zu erwidern und sagte: „Ich habe Euch so lieb, als man eine Schwester haben soll; wenn ich aber nicht nach Hause gehe, wird man mich den ganzen Abend zu Tische erwarten und mein Ausbleiben für eine Unhöflichkeit gelten." „Nun, Gottlob," erwiderte sie dagegen, „habe ich denn Niemand in meinem Hause, um sagen zu lassen, daß man auf Dich nicht warten soll? Höflicher aber wäre es gegen mich, und im Grunde nur Deine Schuldigkeit, wenn Du Deinen Gefährten sagen ließest, sie sollten hierher zum Abendessen kommen; dann könntet Ihr nachher, wenn Ihr anders wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehn." Andreuccio erwiderte, die Gefährten möchte er für den

Abend nicht; da ſie es aber einmal ſo haben wollte, ſolle ſie nach Gefallen über ihn ſelbſt verfügen. Darauf that ſie, als ließe ſie ins Wirthshaus ſagen, daß man ihn nicht zum Eſſen erwarten möchte, und nach mancherlei andern Geſprächen ſetzten ſie ſich zu Tiſche, wo ſie auf das glänzendſte mit zahlreichen Schüſſeln bedient wurden, und durch die Liſt des Mädchens das Eſſen bis tief in die Nacht hinein ſich ausdehnte.

Als ſie endlich vom Tiſche aufgeſtanden waren und Andreuccio nach Hauſe gehn wollte, erklärte ſie, daß ſie das keineswegs zugeben werde. Neapel ſei überhaupt nicht, am wenigſten aber für einen Fremden, der Ort, um Nachts darin umherzugehn, und, wie ſie habe ſagen laſſen, daß man ihn nicht zum Eſſen erwarten ſolle, habe ſie ein Gleiches auch in Betreff des Nachtlagers gethan. Er glaubte nicht allein dies Alles, ſondern fand auch in ſeinem falſchen Wahne an der Geſellſchaft des Mädchens großen Gefallen und blieb. Auch nach Tiſche ſpann ſie nicht ohne Abſicht mancherlei Geſpräche noch lange aus, und erſt, als ein bedeutender Theil der Nacht vorüber war, ließ ſie Andreuccio mit einem kleinen Kinde, das ihm zeigen ſollte, was er etwa brauchen könnte, in der Stube zurück und ging mit ihren Dienerinnen in ein andres Zimmer.

Die Hitze war noch immer groß, und deshalb warf Andreuccio, ſobald er ſich allein ſah, die Kleider ab, zog die Hoſen aus und legte dieſe unter das Kopfkiſſen. Da nun aber die Anforderungen der Natur ihn nöthigten, ſich der überflüſſigen Laſt des Leibes zu entledigen, fragte er das Kind, wo er es thun könne, und dieſes zeigte ihm eine Thür auf der einen Seite des Zimmers und ſagte: „Geht nur dort hinein.“ Andreuccio ſchritt unbefangen vorwärts, ſetzte aber unglücklicherweiſe den Fuß auf ein Bret, das auf der entgegengeſetzten Seite losgegangen war, und fiel mit ihm zugleich hinab. So gnädig war ihm aber Gott, daß er ſich, wie hoch er auch hinunter-

fiel, doch im Fallen keinen Schaden that, obgleich er von dem Schmuze, der jenen Ort erfüllte, ganz bedeckt ward. Damit Ihr aber das eben Gesagte, und was ich noch hinzuzufügen habe, besser verstehen möget, will ich Euch näher bezeichnen, wie jener Ort beschaffen war. Es waren in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die, wie wir unter ähnlichen Umständen es oft geschehen sehn, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt waren, einige Breter befestigt und auf diesen die Stelle zum Sitzen angebracht. Eines dieser Breter war es nun, mit dem Andreuccio hinunterfiel. Zwar rief er aus der Tiefe des Gäßchens, erschrocken über seinen Unfall, nach dem Kinde, aber es war, sobald es ihn fallen gehört hatte, zu seiner Gebieterin geeilt und hatte dieser, was geschehen sei, erzählt. Sogleich lief das Mädchen in die Stube, um zu sehn, ob Andreuccio's Kleidungsstücke da seien, und bekümmerte sich, sobald sie diese und mit ihnen den Geldbeutel, den er aus thörichter Besorgniß immer bei sich führte, gefunden und nun den Zweck erreicht sah, um dessentwillen sie, die Palermitanerin, sich zu der Schwester eines Peruginers gemacht und ihre Schlingen gelegt hatte, nicht mehr um Jenen, sondern schloß die Thür eilends zu, aus welcher er heraustrat, wie er fiel.

Andreuccio rief inzwischen, da ihm das Kind nicht antwortete, immer stärker, doch half es ihm nichts. Nun erst fing er an, bedenklich zu werden und allzuspät zu errathen, daß er betrogen worden sei. Er kletterte über die kleine Mauer, welche dies Gäßchen von der Straße trennte, ging an die Hausthür, die ihm noch wohl bekannt war, und klopfte und rüttelte lange daran und rief hinauf, aber Alles vergebens. Jetzt sah er sein Unglück klar ein und weinte und sagte: „Ach, Himmel, in wie kurzer Zeit habe ich eine Schwester und fünfhundert Goldgulden eingebüßt!" In der Weise redete er noch weiter und fing dann wieder an, zu klopfen und zu rufen. So machte er denn einen solchen Lärm, daß viele der nächsten Nachbaren darüber

erwachten und, als ſie's nicht mehr aushalten konnten, aus dem Bette aufſtanden. Inzwiſchen kam eine Magd des Mädchens ans Fenſter und ſtellte ſich ganz ſchläfrig und ſagte höhniſch: „Wer pocht denn dort unten?" „Kennſt Du mich denn nicht?" ſagte Andreuccio, „ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliſo." Jene aber antwortete: „Guter Freund, wenn Du zu viel getrunken haſt, ſo geh und ſchlafe und komm morgen früh wieder. Ich weiß nicht von was für einem Andreuccio Du redeſt, noch was Du ſonſt ſchwatzeſt; nun geh mit Frieden und ſei ſo gut und laß uns ſchlafen." „Wie," ſagte Andreuccio, „Du weißt nicht, wovon ich rede? Nun, wenn es mit den ſicilianiſchen Verwandtſchaften ſo ſteht, ſo gib mir wenigſtens die Kleider wieder, die oben geblieben ſind, und ich will gerne gehn." Zur Antwort lachte ihm die Magd beinahe ins Geſicht und ſagte: „Guter Freund, ich glaube, Du redeſt im Traume", und dies ſagen und ſich umdrehen und das Fenſter zuſchlagen, war Eins.

Als dem Andreuccio nun gar kein Zweifel übrig blieb, daß er betrogen ſei, ärgerte er ſich ſo ſehr, daß ſein heftiger Zorn ſich faſt zur Wuth ſteigerte, und er beſchloß, was er mit Gutem nicht erlangen konnte, mit Gewalt durchzuſetzen. Zu dem Ende ergriff er einen großen Stein und fing an, mit viel heftigeren Schlägen als zuvor, gewaltſam an die Thür zu ſchlagen. Darüber kamen mehrere der Nachbaren, die vorher ſchon erwacht und aufgeſtanden waren, in der Meinung, irgend ein ungezogener Menſch wolle mit lügenhaften Worten das arme Frauenzimmer ärgern, aufgebracht über das Pochen, das er verführte, ans Fenſter und ſchrien, nicht anders als alle Hunde von einer Gaſſe einen fremden Hund anbellen: „Das iſt ſehr ungeſchliffen, um dieſe Stunde die armen Weiber mit ſolchem Geſchwätze in ihrem eignen Hauſe zu ſtören. Geh mit Gott, guter Freund, und ſei ſo gut und laß uns ſchlafen, und wenn Du was mit ihr zu thun haſt, ſo komm Du morgen wieder; in der Nacht aber laß uns unge-

ſchoren." Dieſe Worte mochten es ſein, die einen Menſchen, der drinnen im Hauſe war und, ohne daß Andreuccio ihn zuvor geſehen, bei dem Mädchen Kupplerdienſte verſah, dreiſt genug machten, daß er ans Fenſter trat und mit einer gewaltigen, wilden und zornigen Stimme herunterrief: „Wer iſt da?" Wie Andreuccio bei dieſem Rufe in die Höhe blickte, begriff er leicht, ſo wenig er auch in der Dunkelheit erkennen konnte, daß mit Dem nicht viel zu ſpaßen ſei, ſolch einen gewaltigen ſchwarzen Bart hatte er herunterhängen, und dabei gähnte er und rieb ſich die Augen, als ob er aus dem Bette und von tiefem Schlafe aufgeſtanden wäre. Darum antwortete er nicht ohne Furcht: „Ich bin ein Bruder von der Dame, die hier drinne wohnt." Jener aber wartete nicht ab, daß Andreuccio ſeine Antwort vollendete, ſondern rief noch viel grimmiger als zuvor: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht hinunterkomme und Dich widerwärtigen, beſoffenen Eſel, der Du ſein mußt, daß Du uns dieſe Nacht nicht ſchlafen läßt, ſo lange durchprügle, als Du noch ein Glied rühren kannſt," und mit den Worten drehte er ſich herum und ſchlug das Fenſter zu. Ein paar Nachbarn, die über dieſen Menſchen beſſer Beſcheid wußten, ſagten Jenem nun ganz freundlich: „Um Himmels Willen, guter Freund, geh mit Gott und laß Dich hier nicht todtſchlagen; es iſt zu Deinem Beſten, wenn Du gehſt."

War Andreuccio zuerſt über die Stimme und den Anblick des Menſchen erſchrocken, ſo bewog ihn jetzt das Zureden dieſer Leute, die nur aus Mitleiden ſo zu ſprechen ſchienen, noch mehr, und er ging verdrießlich, wie ein Menſch es nur ſein kann, und außer ſich über das verlorene Geld nach der Richtung, von wo er, ohne zu wiſſen, wohin, am Abende zuvor der Kleinen gefolgt war, um ſein Wirthshaus wieder aufzuſuchen. Weil ihm aber ſelbſt der Geſtank, der von ihm ausging, unerträglich war, bog er, in der Abſicht, ſich nach dem Meere zu wen-

den und ſich dort zu baden, links in eine Straße ein, die Ruga Catalana genannt wird. Während er ſo dem höheren Theile der Stadt zugewandt war, ſah er zwei Leute, mit einer Laterne in der Hand, ihm in einiger Entfernung entgegenkommen. In der Meinung, daß es vielleicht Häſcher oder andere Leute ſein möchten, die Böſes im Schilde führten, verbarg er ſich vor ihnen in ein wüſtes Haus, das er in der Nähe ſah. Jene aber folgten ihm in eben jenes Gebäude nicht anders auf dem Fuße nach, als wenn ſie ausdrücklich dorthin zu gehen beſchieden wären. Hier legte der Eine von ihnen allerhand eiſerne Werkzeuge, die er auf der Schulter hatte, nieder und fing an, ſie mit dem Andern zu beſehen und allerhand mit ihm darüber zu ſprechen. Während ſie noch ſo redeten, ſagte der Eine: „Was das nur zu bedeuten haben muß, ich rieche den abſcheulichſten Geſtank, der mir in meinem Leben vorgekommen iſt.“ Bei dieſen Worten hob er die Laterne ein bischen in die Höhe, und da ſahen ſie denn Beide den armen Andreuccio und riefen ganz erſtaunt: „Wer da?“ Andreuccio ſchwieg; ſie aber hielten ihm das Licht näher ins Geſicht und fragten, was er ſo ſchmuzig, wie er ſei, dort mache. Andreuccio erzählte ihnen nun Alles, was ihm begegnet war, und ſie erriethen leicht, wo es ihm ſo gegangen ſein mochte, und ſagten zueinander: „Das iſt gewiß bei Scarabone Buttafuoco geſchehen.“ Darauf ſagte der Eine zu Andreuccio: „Guter Freund, wenn Du gleich Dein Geld verloren haſt, ſo kannſt Du dennoch Gott nicht genug dafür danken, daß Du den Fall gethan und in das Haus nicht wieder haſt hineinkommen können; denn halte Dich überzeugt, daß, wenn Du nicht gefallen wäreſt, man Dich umgebracht hätte, ſobald Du eingeſchlafen warſt, und dann hätteſt Du Geld und Leben zuſammen eingebüßt. Was hilft Dir es aber jetzt, darüber zu weinen? Eben ſo leicht kannſt Du Dir die Sterne vom Himmel herunterholen, als einen Kreuzer von dem Gelde. Todtgeſchlagen aber kannſt Du werden, wenn er

hört, daß Du Jemandem ein Wort davon sagst." Nach diesen Worten besprachen sie sich eine Weile miteinander und sagten dann zu ihm: „Weißt Du was, Du dauerst uns, und willst Du uns bei Etwas helfen, das wir eben thun wollen, so denken wir, auf Dein Theil soll wol noch viel mehr kommen, als was Du eben eingebüßt hast." Andreuccio antwortete in der Verzweiflung, er sei zu Allem bereit.

Nun war an eben jenem Tage der Erzbischof von Neapel, der Filippo Minutolo geheißen hatte, mit kostbaren Kleinodien geschmückt und mit einem Rubin am Finger begraben worden, der über fünfhundert Goldgülden werth war. Diese Leiche wollten Jene berauben und theilten jetzt ihre Absicht dem Andreuccio mit. Andreuccio machte sich, mehr der Gewinnsucht als der Vernunft Gehör gebend, mit ihnen auf den Weg. Während sie aber in der Richtung nach der Hauptkirche weiter gingen, sagte der Eine, dem der Gestank zu arg wurde, welchen Andreuccio verbreitete: „Könnten wir denn nicht Rath schaffen, daß sich Der irgendwo ein bischen wüsche und nicht mehr so schrecklich stänke?" Darauf sagte der Andere: „Wir sind hier dicht bei einem Brunnen, an dem gewöhnlich eine Rolle und ein großer Eimer zu hängen pflegen; da können wir hingehen und ihn waschen." Wie sie zu dem Brunnen kamen, fanden sie zwar den Strick, der Eimer aber war weggenommen. Da beschlossen sie denn, ihn an den Strick zu binden und in den Brunnen hinunterzulassen; unten sollte er sich waschen und, wenn er damit fertig wäre, an dem Stricke schütteln, damit sie ihn wieder heraufzögen. So thaten sie auch wirklich; als sie ihn aber kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, kamen von ohngefähr ein paar Häscher, die darüber, daß sie Jemandem bei der großen Hitze nachgelaufen waren, Durst bekommen hatten, an jenen Brunnen, um zu trinken. Sobald Andreuccio's neue Gesellen diese erblickten, liefen sie sogleich davon, ohne daß die Häscher, die kamen,

um ihren Durſt zu löſchen, ſie geſehen hätten. Inzwiſchen hatte ſich Andreuccio gewaſchen und zog an dem Stricke, Jene aber legten ihre Schilde, ihre Waffen und Röcke ab und fingen, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befeſtigt ſei, emporzuwinden an. Wie Andreuccio dem Brunnenrande nahe war, ließ er den Strick los und faßte jenen mit beiden Händen; die Häſcher aber erſchraken darüber ſo ſehr, daß ſie, ohne ein Wort zu ſagen, den Strick fahren ließen und, ſo ſchnell ſie nur konnten, davon liefen. Andreuccio wußte ſich das nicht zu erklären, und, hätte er ſich nicht ſo feſt gehalten, ſo wäre er gewiß hinuntergeſtürzt und hätte ſich vermuthlich ſtark beſchädigt, wenn er anders mit dem Leben davon gekommen wäre. So aber kletterte er heraus und erſtaunte nur noch immer mehr, als er jene Waffen fand, von denen er wußte, daß ſeine Geſellen dergleichen nicht getragen hätten.

In ſolchen Zweifeln und Ungewißheit ſchalt er auf ſein Schickſal und beſchloß, ohne daß er von den Sachen etwas angerührt hätte, den Ort zu verlaſſen, obgleich er nicht wußte, wohin er gehen ſollte. Unterwegs begegneten ihm indeß die beiden Geſellen, die eben zurückkamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und nun, wie ſie ihn anſichtig wurden, verwundert ihn fragten, wie er herausgekommen ſei. Andreuccio ſagte ihnen, er wiſſe es ſelber nicht, und erzählte ihnen der Reihe nach, was ſich zugetragen und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Dadurch erriethen Jene lachend den Zuſammenhang der Sache und ſagten ihm, warum ſie geflohen wären und wer es geweſen ſei, der ihn heraufgezogen. Da inzwiſchen Mitternacht herangekommen war, gingen ſie, ohne mit weiteren Geſprächen ſich aufzuhalten, geradeswegs nach der Hauptkirche, öffneten mit geringer Mühe die Thüren, hoben, bei dem großen marmornen Denkmale angelangt, den Deckel deſſelben, ſo ſchwer er war, mit ihren Brecheiſen weit genug in die Höhe, daß ein

Mann hineinkriechen konnte, und ſtützten ihn ſo dann auf einen eiſernen Pflock. Darauf ſagte der Eine: „Wer ſoll denn aber nun hinein?" „Ich nicht," entgegnete der Andere. „Ich mag auch nicht," ſagte der Erſte; „Andreuccio kann ja hineinkriechen." „Das werde ich wol bleiben laſſen," ſagte dieſer. „Wie?" antworteten die Beiden; „Du haſt keine Luſt hineinzugehen? Wahrhaftig, Du ſollſt hinein, oder wir werden Dir mit einer von dieſen Eiſenſtangen ſoviel auf den Kopf geben, daß Du todt liegen bleiben ſollſt." Andreuccio mußte nun aus lauter Furcht wol hineinkriechen; als er aber drinnen war, dachte er bei ſich ſelbſt: „Die haben mich hereingeſchickt, um mich zu betrügen; denn, ſobald ich ihnen Alles hinausgegeben habe, und dann mühſam wieder aus dem Sarge krieche, werden ſie hingehen, wohin ſie Luſt haben, und mir wird gar nichts übrig bleiben." So beſchloß er denn, im Voraus für ſich ſelber zu ſorgen, und dachte dabei an den koſtbaren Ring, von dem er reden gehört hatte. Dieſen alſo zog er der Leiche des Erzbiſchofs, ſowie er ſie erreicht hatte, vom Finger und ſteckte ihn ſich ſelber auf. Dann gab er Jenen Biſchofſtab und Mütze und Handſchuh, entkleidete die Leiche bis aufs Hemde, reichte ihnen Alles heraus und ſagte, weiter ſei nichts da. Die Anderen verſicherten, der Ring müſſe da ſein, und hießen ihn überall ſuchen, er aber gab vor, ihn nicht zu finden, ſtellte ſich, als ſuche er ihn, und hielt ſie eine Weile hin. Jene aber, die draußen geblieben, waren eben ſo ſchlau als er, trieben ihn ferner zum Suchen an und zogen zu gelegener Zeit den Pflock weg, der den Deckel emporhielt, und entflohen dann, während jener in dem Grabmale eingeſchloſſen blieb.

Wie dem Andreuccio dabei zu Muthe wurde, kann ſich ein Jeder denken. Zwar verſuchte er zu wiederholten Malen, mit Kopf und Schultern den Deckel emporzuheben; doch war alle Müh' umſonſt, und er fiel endlich, vom Schmerze übermannt, auf den todten Körper des

Erzbiſchofs ohnmächtig nieder, ſodaß, wer Beide in dieſem Augenblicke geſehen hätte, ſchwerlich im Stande geweſen wäre zu erkennen, ob der Erzbiſchof oder er der mehr todte ſei. Als er aber wieder zu ſich kam, fing er bitterlich zu weinen an, indem ihm einleuchtete, daß für ihn keine andere Ausſicht ſei, als entweder, wenn Niemand komme, um ihm das Grabmal zu eröffnen, dort vor Hunger und vor Geſtank mitten unter den Würmern jener Leiche zu ſterben, oder, wenn Jemand dazu komme und ihn dort finde, als Dieb gehangen zu werden. Während er noch gar trübſinnig ſolcherlei Gedanken nachhing, hörte er in der Kirche gehen und viele Leute miteinander reden, welche, wie er zu ſeinem Schrecken vermuthete, in derſelben Abſicht kamen, die ihn und ſeine Gefährten hergeführt hatte. Als aber Jene das Grabmal eröffnet und aufgeſtützt hatten, ſtritten ſie miteinander, wer hineinkriechen ſollte, und Keiner wollte. Endlich und nach langem Zank ſagte ein Pfaffe: „Was fürchtet Ihr Euch denn? Denkt Ihr, er wird Euch freſſen? Die Todten beißen Niemand. Ich will ſelber hinein.“ Und mit dieſen Worten ſtützte er die Bruſt auf den Rand des Sarkophages und ſtreckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um ſich dann hinunterzulaſſen. Als Andreuccio das ſah, richtete er ſich auf und faßte den Pfaffen bei einem Beine, als ob er ihn niederziehen wollte. Kaum aber fühlte das der Geiſtliche, ſo ſchrie er laut auf und ſprang mit einem Satze aus dem Sarge. Darüber erſchraken denn wieder die Uebrigen ſo ſehr, daß ſie davon liefen, als ob hunderttauſend Teufel hinter ihnen drein wären. Wie Andreuccio das gewahr wurde, kroch er, froher, als er je gehofft hatte, aus dem Grabmale, das Jene offen gelaſſen, ſogleich heraus und verließ die Kirche auf demſelben Wege, auf welchem er gekommen war. Inzwiſchen war der Morgen faſt herangekommen, und Andreuccio gelangte, den Ring am Finger, an das Meeresufer und von da in ſein Wirthshaus, wo ſeine Gefährten und der Wirth die ganze Nacht über um ſeinetwillen in

Angſt geweſen waren. Er erzählte ihnen, was ihm begegnet war, und es ward auf den Rath des Wirthes für gut befunden, daß er Neapel ſogleich verlaſſen ſollte. So that er denn auch ſchleunig und kehrte nach Perugia zurück, nachdem er das Seinige, ſtatt Pferde zu kaufen, wie ſeine Abſicht geweſen, in einem Ringe angelegt hatte.

Sechste Geſchichte.

Madonna Veritola verliert ihre zwei Söhne, wird dann mit zwei kleinen Rehen auf einer Inſel gefunden und geht nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienſte, beſchläft deſſen Tochter und wird gefangen geſetzt. Inzwiſchen empört ſich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von ſeiner Mutter erkannt und heirathet die Tochter ſeines Herrn; der Bruder findet ſich ebenfalls wieder, und Beide werden wieder vornehme Leute.

Die Damen und die jungen Männer hatten gleichmäßig über die Abenteuer des Andreuccio, die Fiammetta erzählt hatte, gelacht, und Emilie begann, als die Geſchichte beendigt war, auf Befehl der Königin alſo: „Bitter und beſchwerlich ſind uns die mannichfachen Wechſel des Glückes, und wir können nicht von ihnen reden hören, ohne daß unſere Seelen von dem Schlummer, in den ſie leicht bei ſeinen Gunſtbezeugungen verfallen, erweckt werden. Deshalb meine ich auch, daß Glückliche ſowol als Leidende gerne ſolchen Erzählungen zuhören ſollten, welche die Erſten lehre, auf ihrer Hut zu ſein und die Letzteren tröſten. Und ſo will ich Euch denn, ſo Erſtaunliches auch von meinen Vorgängern geſagt worden iſt, eine Geſchichte erzählen, die nicht minder wahr als rührend iſt, und in der die Lei-

den so groß und so anhaltend waren, daß ich, wenn ihnen gleich ein frohes Ende folgte, mir doch kaum einreden kann, Jene seien von dem späteren Glücke jemals völlig versüßt worden.

Wisset nämlich, liebe Mädchen, daß nach dem Tode Kaiser Friedrich des zweiten Manfred zum König von Sicilien gekrönt ward, und daß bei diesem ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capece, in hohem Ansehen stand, der mit Beritola Caracciola, einer schönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet war. Während dem Arrighetto die Regierung der Insel von Manfred anvertraut war, erfuhr er, dieser sei zu Benevent vom König Karl besiegt und getödtet worden, und das ganze Königreich wende sich dem Letztern zu. Da er nun in die unsichere Treue der Sicilianer geringes Vertrauen setzte, und dem Feinde seines Fürsten nicht gehorchen wollte, schickte er sich zur Flucht an. Indeß bekamen die Sicilianer von seiner Absicht Kunde, setzten schleunig ihn und viele andere Freunde und Diener des Königs Manfred fest und übergaben diese und dann auch den Besitz der Insel dem König Karl. Madonna Beritola, die in so großem Umsturze der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden sei, ließ, wegen Dessen, was sich bereits zugetragen, in fortwährender Furcht und besorgt, daß ihre Ehre gekränkt werden könnte, alles ihr Gehörige zurück und floh mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi auf einem Kahne schwanger nach Lipari, wo sie einen anderen Knaben gebar und diesen Scacciato nannte. Darauf nahm sie eine Amme und bestieg mit Allen ein kleines Schiff, um zu ihren Verwandten nach Neapel zurückzukehren. Doch ging es nicht nach ihrem Wunsche; das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde von der Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza getrieben, wo die Schiffer in einen kleinen Meerbusen einliefen und günstigeres Wetter abwarteten. Frau Beritola stieg, gleich den Uebrigen, auf der Insel ans Land und

ſuchte ſich einen einſamen und abgelegenen Platz aus, wo ſie ſich ganz allein hinſetzte und ihren Arrighetto beweinte. So that ſie jeden Tag, und da geſchah es denn, daß, als ſie einmal ohne Wiſſen der Matroſen und anderer Reiſegefährten ſich in ihre Klagen vertieft hatte, eine Galeere voll Corſaren Jene überfiel und Alle ohne Widerſtand gefangen davon führte.

Als Frau Beritola ihr tägliches Wehklagen geendet hatte, kehrte ſie nach ihrer Gewohnheit zum Ufer und, wie ſie glaubte, zu ihren Kindern zurück, aber ſie fand Niemand. Anfangs wunderte ſie ſich darüber, dann aber ahnte ſie plötzlich, was geſchehen ſein könne, blickte hinaus auf das Meer und ſah die Galeere, die ſich noch nicht weit entfernt hatte, ihr Schiffchen hinter ſich herziehen. Da wurde es ihr denn nur allzuklar, daß ſie zu dem Manne nun auch die Kinder verloren habe, und hier arm, allein und verlaſſen, ohne Hoffnung, Jemanden der Ihrigen wiederzufinden, zurückgeblieben ſei. Und ſo fiel ſie, laut nach Mann und Kindern rufend, ohnmächtig am Ufer nieder. Da war aber Niemand, der mit friſchem Waſſer oder andern Mitteln ihre entſchwundenen Kräfte hätte zurückrufen können, und ihre Lebensgeiſter hatten alle Muße, wohin es ihnen gefiel, in der Irre umherzuſchweifen. Als aber ihr unglücklicher Körper mit den Thränen und dem Wehklagen zugleich ſeine Kräfte wieder gewann, rief ſie aufs neue lange nach ihren Kindern und ſuchte ſie in jeder Höhle der Inſel. Endlich aber mußte ſie ſelbſt einſehen, alle ihre Mühe ſei umſonſt, und als die Nacht herankam, fing ſie noch immer hoffend, ohne ſelber zu wiſſen, auf was, an, um ſich bekümmert zu werden, und verließ das Ufer und barg ſich in der Höhle, wo ſie zu weinen gewohnt war.

Nach einer unter Angſt und unſäglichen Thränen verlebten Nacht fühlte ſie ſich am anderen Morgen, als die Sonne ſchon ſeit mehr als drei Stunden am Himmel ſtand, da ſie am vorhergehenden Abende nichts genoſſen,

vom Mangel genöthigt, nun mit Kräutern ihren Hunger zu mildern. Am Ende dieser kümmerlichen Mahlzeit hing sie weinend mancherlei Gedanken über ihr künftiges Leben nach, und, während sie noch so fort sann, sah sie, ganz in ihrer Nähe, ein Reh in eine Höhle gehen und nach einiger Zeit wieder herauskommen und in den Wald laufen. Das machte Frau Beritola neugierig, und sie stand auf und ging dort hinein, wo das Reh herausgekommen war, und fand zwei kleine Rehzicklein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten. Sie fand die kleinen Thiere so überaus niedlich und allerliebst, daß sie, weil ihr von der neulichen Niederkunft die Milch noch nicht ausgegangen war, sie zärtlich emporhob und an ihre Brust legte. Die Thierchen verschmähten diese Wohlthat nicht, sondern sogen, wie sie es ihrer Mutter gethan haben würden, und machten auch in Zukunft zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Der Edeldame dagegen war es nun zu Sinne, als hätte sie an diesem wüsten Orte einige Gesellschaft gefunden; sie aß Kräuter und trank Wasser, weinte, so oft sie sich an Mann und Kinder und an ihr früheres Leben erinnerte, wurde allmälig mit dem Mutterthiere so vertraut wie mit den Kleinen und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben.

So lebte die edle Frau, einem wilden Thiere gleich, mehrere Monate lang, bis es endlich geschah, daß ein pisanisches Schifflein ebenfalls wegen Unwetters an derselben Stelle landete, wo einst die Dame gelandet war, und mehrere Tage lang dort verweilte. Auf diesem Fahrzeuge befand sich ein adlicher Herr, Namens Markgraf Currado Malespini, mit seiner tugendhaften und frommen Gemahlin. Sie kamen von einer Wallfahrt, auf der sie alle heiligen Oerter des Landes Puglien besucht hatten, und kehrten nun in ihre Heimat zurück. Eines Tages machte sich der Markgraf, um die üble Laune zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen Dienern und Hunden nach dem Innern der Insel auf den Weg, wobei denn

die Hunde Currado's nicht gar weit von dem Orte, wo Frau Beritola weilte, die zwei kleinen Rehe verfolgten, die inzwiſchen herangewachſen waren und graſend umherliefen; die Thiere flohen, von den Hunden gejagt, nirgend anders hin, als in die Höhle, in der ſich Frau Beritola befand. Dieſe aber erhob ſich, als ſie die Kleinen verfolgt ſah, nahm einen Stock und verjagte die Hunde. Darüber kamen Currado und ſeine Gemahlin, die ihren Hunden nachgingen, hinzu und wunderten ſich ſehr, als ſie Frau Beritola erblickten, die braun und hager und ſtruppigen Haares geworden war; dieſe aber erſtaunte noch mehr über jene. Currado mußte auf ihr Begehren die Hunde zurückrufen; aber erſt nach vielen Bitten konnte ſie bewogen werden, zu ſagen, wer ſie ſei und was ſie dort für ein Leben führe. Als ſie aber ihre ganze Lage und die Schickſale, die ſie betroffen, ihnen vollſtändig erzählt und auch ihren harten Vorſatz ihnen kund gethan hatte, weinte Currado vor Mitleid; denn er hatte Arrighetto Capece ſehr gut gekannt. Dann ſuchte er ſie mit vielen Worten von einem ſo grauſamen Entſchluſſe zurückzubringen. Er bot ihr an, ſie in ihre Heimat zurückzuführen, oder bei ſich aufzunehmen, wo ſie wie eine Schweſter geehrt werden und ſo lange verweilen ſolle, bis Gott ihr ein günſtigeres Schickſal bereiten werde. Da die Dame dieſen Anerbietungen nicht nachgab, ließ Currado ſie mit ſeiner Frau allein und trug dieſer auf, daß ſie zu Eſſen bringen laſſen und die Fremde, die ganz zerlumpt war, mit ihren Sachen bekleiden und auf alle Weiſe dahin wirken möge, daß ſie mit ihnen komme.

Die Edelfrau weinte, als ſie ſich mit Frau Beritola allein ſah, anfangs noch lange mit dieſer über deren Misgeſchicke; dann ließ ſie Kleider und Speiſen holen und brachte jene nur mit der größten Mühe dahin, die einen anzunehmen und die andern zu genießen. Endlich bewog ſie ſie auch, da Frau Beritola ſich weigerte, irgend wohin zu gehen, wo ſie gekannt ſei, mit ihnen nach Lunigiana

zu reiſen. Doch bedang ſich Frau Beritola aus, daß die beiden Rehlein und deren Mutter, die inzwiſchen zurückgekommen war und zu nicht geringer Verwunderung der Edelfrau jene geliebkoſt hatte, ſie begleiten dürften. Sobald nun wieder gutes Wetter ward, ging Frau Beritola mit Currado und ſeiner Gemahlin zu Schiffe, und mit ihnen wurden auch das Reh und die Kleinen eingeſchifft, von denen der Name Cavriuola auf Frau Beritola, deren wahren Namen die Uebrigen nicht wußten, überging. Ein günſtiger Wind brachte ſie ſchnell zur Mündung der Magra, wo ſie ausſtiegen und ſich nach den Schlöſſern des Currado begaben. Hier lebte dann Frau Beritola in Witwentracht, wie eine Untergebene der Gemahlin des Currado, ehrbar, beſcheiden und gehorſam, und liebte ihre Rehe und ſorgte für deren Futter.

Inzwiſchen waren die Corſaren, die in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf welchem Frau Beritola gekommen, mit allen Uebrigen, bis auf ſie, welche unbemerkt geblieben war, nach Genua gefahren. Hier war die Beute unter den Eigenthümern getheilt worden, und es hatte ſich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden Kindern einem Herrn Gasparrin D'Oria zugefallen war. Dieſer ſchickte Amme und Kinder in ſein Haus, um ſie als geringe Diener zu den täglichen Geſchäften zu gebrauchen. Lange weinte die Amme, eben ſo ſehr über den Verluſt ihrer Gebieterin, als über das traurige Loos betrübt, zu dem ſie mit den beiden Kindern herabgeſunken war. Wie ſie aber endlich einſah, daß ihre Thränen zu nichts führten, und ſie Magd und jene Knechte wären und blieben, beruhigte ſie ſich, beſonnen und verſtändig, wie ſie, ihrer Armuth ungeachtet, war, zuerſt ſoviel ſie vermochte, und überlegte dann, daß den beiden Kindern, in dem Zuſtande, in welchen ſie gerathen waren, ihr wahrer Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal nachtheilig werden könnte. Außerdem gab ſie die Hoffnung nicht auf, ihr Schickſal

werde ſich, wann es auch ſei, noch einmal ändern, und ſie würden, wenn ſie nur am Leben blieben, ihre alte Stellung wieder gewinnen können, und beſchloß aus dieſen Gründen, bis die gelegene Zeit kommen würde, Niemandem zu offenbaren, wer ſie ſeien. Demzufolge ſagte ſie Allen, von denen ſie darum befragt ward, es ſeien ihre Kinder, und nannte den älteren nicht Giuffredi ſondern Giannotto von Procida, dem jüngeren dagegen glaubte ſie ſeinen Taufnamen laſſen zu dürfen. Ferner machte ſie dem Giuffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, warum ſie ihn anders benannt habe, und welchen Gefahren er ausgeſetzt ſein könne, wenn er erkannt würde, und begnügte ſich nicht damit, ihm dies einmal zu ſagen, ſondern ſchärfte ihm dieſelben Lehren oft und vielmals ein. Auch fehlte es dem Kinde nicht an Faſſungskraft, und es befolgte genau die Vorſchriften der verſtändigen Amme. So lebten die beiden Knaben, ſchlecht bekleidet und noch ſchlechter beſchuht, mit ihrer Amme mehrere Jahre lang in dem Hauſe des Herrn Gasparrino, wo ſie zu den geringſten Dienſten verwandt wurden.

Als indeſſen Giannotto ſechszehn Jahre alt geworden und edlere Geſinnungen, als ſie einem Diener geziemen, hegte, verließ er den Dienſt des Herrn Gasparrino und ſchiffte ſich, ſeiner niedrigen und knechtiſchen Lage überdrüſſig, auf einer Galeere, die nach Alexandrien beſtimmt war, ein. So beſuchte er verſchiedene Länder und konnte es darum doch nicht weiter bringen. Drei oder vier Jahre verſtrichen, ſeit er Herrn Gasparrino verlaſſen hatte, und er wuchs inzwiſchen zu einem ſtattlichen und wohlgebildeten Manne heran; auch erfuhr er, ſein Vater, den er todt geglaubt hatte, lebe noch im Kerker vom König Karl gefeſſelt und bewacht; da gelangte er endlich auf ſeinen unſteten Irrfahrten, an ſeinem Glücke verzweifelnd, nach Lunigiana, und es mußte ſich treffen, daß er ſich eben bei Currado Maleſpina in Dienſt that und durch ſein Geſchick und gutes Benehmen ſich deſſen Zufriedenheit er-

warb. Ob er nun gleich ſeine Mutter, die mit der Gemahlin des Currado zuſammenwohnte, einige wenige Male zu ſehen bekam, ſo erkannte ſie doch weder ihn, noch er jemals ſie, ſo ſehr hatte den Einen und die Andere das Alter, im Vergleich mit ihrem Ausſehen zu der Zeit, wo ſie ſich zuletzt geſehen, verändert. —

Während Giannotto in Currado's Dienſten ſtand, kehrte eine Tochter des Letzteren, mit Namen Spina, die durch den Tod ihres Mannes, eines Niccolo von Grignano, zur Witwe geworden war, in das Haus ihres Vaters zurück. Sie war ſchön und liebenswürdig und ſo jung, daß ſie wenig über ſechszehn Jahre zählte, und da geſchah es, daß ſie ſowol auf den Giannotto, als er auf ſie ein Auge warf, und Beide ſich auf das glühendſte ineinander verliebten. Es blieb dieſe Liebe nicht lange unbefriedigt, und der vertraute Umgang Beider hatte bereits mehrere Monate gedauert, ehe Jemand etwas davon geahnet hatte. Doch wurden die Liebenden dadurch allzu ſicher und benahmen ſich unvorſichtiger, als es ſich für ſolche Angelegenheiten ziemt. So entfernte ſich denn eines Tages die junge Witwe mit Giannotto, während man in einem ſchönen und dicht verwachſenen Gebüſche luſtwandeln ging, weit von der übrigen Geſellſchaft, und wie Beide den Uebrigen zur Genüge vorangeeilt zu ſein glaubten, ſetzten ſie ſich an einer rings von Bäumen umſchloſſenen Stelle auf Kräuter und Blumen und gewährten einander die höchſten Freuden der Liebe. Ob ſie nun gleich bereits eine lange Weile alſo geruht hatten, ſo ließ die Luſt, die ſie empfanden, ſie dennoch dieſe Zeit für äußerſt kurz halten, und ſo geſchah es, daß ſie zuerſt von Spina's Mutter und dann von Currado überraſcht wurden.

Tiefgekränkt durch Das, was er geſehen, ließ Currado, ohne ein Wort zu ſagen, die beiden Schuldigen von dreien ſeiner Diener ergreifen und gebunden auf eine ſeiner Burgen führen, und hatte, von Zorn und Unmuth ganz übermannt, im Sinne, ſie eines ſchmählichen Todes

ſterben zu laſſen. Obgleich auch Spina's Mutter übet den Fehltritt ihrer Tochter äußerſt aufgebracht war und die grauſamſte Züchtigung derſelben nicht für zu hart hielt, konnte ſie dennoch Das nicht ertragen, was, wie ſie aus einigen Worten Currado's errieth, dieſer mit den Beiden zu thun geſonnen war. So folgte ſie denn eilig dem erzürnten Gemahle nach und bat ihn, ſich in ſeinem Alter nicht in der Uebereilung des Zornes zum Mörder ſeiner Tochter zu machen, und ſeine Hände nicht mit dem Blute eines ſeiner Diener zu beſudeln, ſondern eine andere Art zu erdenken, wie er ſeinem Unmuthe genügen könnte, wie z. B., wenn er Beide gefangen ſetzen ließe, daß ſie im Kerker und im Elend ihren begangenen Fehltritt beweinen könnten. Mit dieſen und mit vielen andern Worten redete die fromme Dame ihm ſo lange zu, daß er den Vorſatz, ſie zu tödten, fallen ließ und ſtatt deſſen befahl, daß ein jedes von ihnen an einem andern Orte eingekerkert, ſorgſam bewacht und ſo lange bei wenig Speiſe und vielem Ungemache gehalten werden ſolle, bis er anders über ſie verfügen würde. Was für ein Leben die beiden jungen Leute in der Gefangenſchaft unter fortwährenden Thränen und bei längerem Faſten, als ihnen lieb war, führten, kann ſich ein Jeder denken.

Während nun Giannotto und Spina ſo traurige Tage verlebten, und ſchon ein Jahr verſtrichen war, ohne daß Currado ſich ihrer erbarmt hätte, geſchah es, daß König Peter von Arragonien durch die Einverſtändniſſe des Herrn Johann von Procida die Inſel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado, als eifriger Ghibelline, ſeine Freude durch Feſtlichkeiten bezeigte. Dadurch erfuhr auch Giannotto von einem der Leute, die ihn zu bewachen hatten, etwas von dem Ereigniß, und wie er es hörte, ſeufzte er laut auf und ſagte: „Gerechter Gott, nun ſind es vierzehn Jahre, daß ich in der Welt umherirre und auf nichts Anderes warte, als eben darauf, und jetzt, wo es geſchehen iſt, muß ich im Gefängniß ſitzen

und darf nicht hoffen, vor meinem Tode wieder heraus zukommen." „Nun," ſagte der Gefangenwärter, „was geht denn Dich an, was ſo große Könige thun? Was hatteſt Du denn in Sicilien zu ſchaffen?" Giannotto erwiderte ihm: „Mir iſt, als wollte mein Herz zerſpringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu ſagen hatte; denn, ſo klein ich auch war, als ich von dort entfliehen mußte, ſo erinnere ich mich doch noch, geſehen zu haben, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Inſel zu befehlen hatte." „Und wer war denn Dein Vater?" entgegnete der Schließer. „Meinen Vater," ſagte Jener, „brauche ich jetzt nicht mehr zu verhehlen, da die Gefahr, in die ich zu kommen fürchtete, wenn ich ihn entdeckte, mich nun ohne das betroffen hat. Er hieß und heißt, wenn er anders noch am Leben iſt, Arrighetto Capece, und ich nenne mich nicht Giannotto, ſondern Giuffredi und zweifle nicht, daß, wenn ich hier heraus und nach Sicilien kommen könnte, ich dort eine der höchſten Stellen einnehmen würde." Der Schließer ließ ſich weiter auf nichts ein, ſondern berichtete, ſobald er Zeit dazu fand, das ganze Geſpräch dem Currado. Zwar ſtellte ſich dieſer gegen den Gefangenwärter, als ob der Bericht ihm gleichgültig wäre, doch ging er ſogleich zu Frau Beritola und fragte ſie freundlich, ob ſie von Arrighetto einen Sohn, Namens Giuffredi, gehabt habe. Weinend antwortete die Dame, daß, wenn der älteſte ihrer beiden Söhne noch am Leben wäre, er ſo heißen und etwa zwei und zwanzig Jahre alt ſein würde.

Als Currado dies vernahm, überzeugte er ſich, der Gefangene ſei es wirklich, und es kam ihm der Gedanke ein, daß er, wenn es ſich ſo verhielte, zu gleicher Zeit ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und ſeine und ſeiner Tochter Schande tilgen könnte, wenn er dieſe Jenem zur Frau gäbe. Aus dieſem Grunde ließ er den Giannotto heimlich zu ſich rufen und befragte ihn genau über ſein vergangenes Leben, und da er auch hierbei manche deut-

liche Beweiſe fand, daß Jener wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece, ſei, ſagte er zu ihm: „Giannotto, Du weißt ſelber, welche, und eine wie ſchwere Beleidigung Du mir in meiner eignen Tochter angethan haſt, während es Dir, den ich freundlich und gut behandelte, als einem Diener geziemte, meine Ehre und die Ehre alles Deſſen, was mir gehört, immer aufrecht zu halten und zu befördern. Wahrlich, Viele würden, wenn Du ihnen gethan hätteſt, was Du mir thateſt, Dich eines ſchmählichen Todes haben ſterben laſſen; doch gab mein Mitleiden das nicht zu. Weil Du nun aber wirklich, ſowie Du mir ſagſt, eines edlen Vaters und einer edlen Mutter Sohn biſt, ſo bin ich, wenn Du anders willſt, geneigt, Deinen Leiden ein Ende zu machen, Dich aus dem Elende der Gefangenſchaft, in der Du Dich befindeſt, zu befreien und Deine und meine Ehre auf genügende Weiſe wieder herzuſtellen. Spina, zu der Du eine liebevolle, obwol für Dich und ſie ungeziemende Neigung hegteſt, iſt, wie Du weißt, Witwe, ihre Mitgift iſt bedeutend und ſicher; wie ihre Sitten, wer Vater und Mutter ſeien, iſt Dir bekannt, und in welcher Lage Du ſelber Dich jetzt befindeſt, darüber ſchweige ich gänzlich. Dem Allen zufolge bin ich nun, wenn es Dir recht iſt, bereit, Spina, welche unehrbarer Weiſe Dir Freundin war, zu Deiner ehrbaren Frau zu machen, und dann magſt Du, wie mein eigner Sohn, hier am Orte mit mir und mit ihr ſo lange weilen, als es Dir gefallen wird."

Allerdings hatte die Gefangenſchaft Giannotto's Leib abgemagert, ſeine adlichen und mit der Geburt ihm vererbten Geſinnungen aber waren um nichts geſchwächt worden, und eben ſo unverſehrt hatte ſich in ihm auch die Liebe zu ſeiner Dame erhalten. Obgleich er alſo auf das lebhafteſte Das begehrte, was Currado ihm anbot, und obgleich er ſich in deſſen Gewalt befand, ſo milderte er um deshalb nichts von Dem, was er nach ſeinem edlen Stolze ſagen zu müſſen glaubte. „Currado," erwiderte

er, „ich habe weder Deinem Leben, noch Dem, was Dir zugehört, aus Ehrgeiz, Geldgier oder aus irgend einem andern Grunde verrätheriſcher Weiſe nachgeſtellt. Deine Tochter liebte ich, liebe ſie und werde ſie immerdar lieben, weil ich ſie meiner Liebe werth halte. Und, wenn ich nach der Meinung des großen Haufens die Ehrbarkeit gegen ſie verletzt habe, ſo habe ich die Sünde begangen, die mit der Jugend untrennbar verbunden iſt, und die nur dann getilgt werden könnte, wenn man zugleich die Jugend vertilgte. Wollten aber die Alten ſich daran erinnern, daß auch ſie einmal jung waren, und wollten ſie an die fremden Fehler den Maßſtab der eignen legen, und umgekehrt, ſo würde dieſe Sünde nicht für eine ſo ſchwere gelten, als Du und manche Andere daraus machen. Was ich übrigens gethan habe, das habe ich als Freund und nicht als Feind gethan. Was Du Dich jetzt zu thun erbieteſt, das habe ich immer gewünſcht, und hätte ich glauben können, daß es mir gewährt werden würde, ſo hätte ich ſchon vor langer Zeit darum angehalten; nun aber ſoll es mir um ſo werther ſein, als weniger Hoffnung dazu vorhanden geweſen iſt. Sollteſt Du aber nicht ſo geſinnt ſein, wie Deine Worte mich glauben machen, ſo nähre mich nicht mit eitler Hoffnung, ſondern laß mich in das Gefängniß zurückführen und dort ſo vieles Ungemach erleiden, als Dir gefällig ſein wird; denn ſo lange ich Spina lieben werde, eben ſo lange werde ich um ihrentwillen auch Dich lieben, und was Du mir auch immer anthun magſt, Dich in Ehren halten.“

Currado verwunderte ſich, als er dieſe Worte vernahm, und meinte, ſie bekundeten eine große Seele und eine glühende Liebe, um derentwillen er ihn nur um ſo lieber gewann und ihn umarmte und küßte. Darauf ließ er, um weiteren Aufſchub zu vermeiden, Spina in der Stille herbeiführen, die im Gefängniſſe inzwiſchen mager, bleich und ſchwach geworden war, und ebenſo, wie auch Gianotto, ſich völlig verändert hatte und nicht mehr dieſelbe zu ſein ſchien.

Beide vollzogen alsdann mit herzlicher Uebereinſtimmung in Currado's Gegenwart ihre Verlobung nach der bei uns üblichen Form. Einige Tage lang verſchwieg Currado das Geſchehene vor Jedermann und verſorgte indeſſen die Verlobten mit Allem, was ſie bedurften, oder ſich wünſchten. Als es ihm endlich Zeit zu ſein ſchien, die Mutter des jungen Paares an dieſer Freude Theil nehmen zu laſſen, rief er ſeine Gemahlin und die Cavriuola zu ſich und ſprach alſo zu der letzten: „Was würdet Ihr wol dazu ſagen, Madonna, wenn ich Euch Euren älteſten Sohn als den Mann einer meiner Töchter wiederbrächte?" Darauf erwiderte Cavriuola: „Was ſollte ich Anderes darauf ſagen, als daß ich, wenn es anders möglich wäre, Euch größeren Dank ſchuldig zu ſein, als dies bereits der Fall iſt, Euch noch viel dankbarer ſein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was ich lieber als mich ſelber habe? Und wenn Ihr ihn mir ſo wiedergäbet, wie Ihr ſagtet, ſo würdet Ihr die längſt erloſchene Hoffnung in mir einigermaßen wieder beleben," und als ſie das geſagt hatte, weinte ſie und ſchwieg. Da fragte Currado ſeine Gemahlin: „Was würdeſt Du denn davon halten, Frau, wenn ich Dir ſo einen Schwiegerſohn ſchenkte?" „Mir," entgegnete die Frau, „würde nicht nur Einer von ihrem Hauſe, das ein adeliches iſt, ſondern der Geringſte recht ſein, ſobald es Euer Wille wäre. „Nun denn," ſagte Currado, „ſo denke ich wol, daß ich Euch in ein paar Tagen ſolch eine Freude machen will."

Als die jungen Leute nach einiger Zeit ihr früheres Ausſehen wieder gewonnen hatten, hieß Currado ſie koſtbare Kleider anlegen und fragte den Giuffredi: „Würde es wol Deine Freude noch erhöhen können, wenn Du Deine Mutter hier ſäheſt?" „Es ſcheint mir unglaublich," entgegnete Giuffredi, „daß der Schmerz über ihre Unfälle ſie am Leben gelaſſen haben ſollte; wäre es aber dennoch der Fall, ſo würde meine Freude groß ſein, weil ich hauptſächlich durch ihren Rath mein Anſehn in Sicilien zu ge-

winnen hoffen würde." Darauf ließ Currado die beiden Frauen hereinrufen und diese bezeugten den Neuverlobten ihre herzlichste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch jener plötzlich so milde gestimmt worden sei, daß er der Spina den Giannotto zum Manne gegeben. Frau Beritola faßte indeß, in Folge der früheren Reden Currado's, schnell den Jüngling in's Auge, und eine geheime Kraft weckte in ihr die Erinnerungen der kindlichen Züge ihres Sohnes, daß sie ihn wiedererkannte und, ohne weiteren Aufschluß zu erwarten, ihm mit offenen Armen um den Hals fiel und vor dem Uebermaße mütterlicher Liebe und Freude kein Wort zu sprechen vermochte, sondern aller Lebenskraft beraubt, gleich einer Todten an die Brust ihres Sohnes sank. Wohl wunderte sich dieser, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen und nie gekannt haben sollte, doch regte sich schnell in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, und er schalt sich selber wegen seiner früheren Sorglosigkeit; faßte sie weinend in seine Arme auf, und küßte sie auf das zärtlichste. Als Frau Beritola unter dem liebevollen Beistand der Gemahlin Currado's und der Spina durch kaltes Wasser und andere Mittel ihre verlorenen Kräfte wieder gefunden hatte, umfaßte sie ihren Sohn unter vielen Thränen und zärtlichen Worten voller mütterlicher Liebe auf's neue und küßte ihn wol tausend Mal; er aber zeigte ihr in Allem die kindlichste Ehrerbietung.

Nachdem sie drei Mal oder vier Mal schon voll Zärtlichkeit und Anstand sich umfangen, und die Umstehenden sich des rührenden Schauspiels erfreut hatten, erzählten sie einander Alles, was sich mit ihnen zugetragen. Dann aber sagte Giuffredi zu Currado, der einige seiner Freunde, zu deren großer Zufriedenheit, schon von dem neugeschlossenen Bunde benachrichtigt hatte und eben ein großes und glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gewährt und lange Zeit meine Mutter ehrenvoll beherbergt. Ich bitte Euch nun, daß Ihr, um

nichts ungeschehen zu lassen, was Ihr für uns thun könnt, durch die Gegenwart meines Bruders (den Herr Gasparrino D'Oria, welcher, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich zur See geraubt hat, als seinen Diener im Hause hält) meine Mutter und mich erfreun und mein Hochzeitfest verherrlichen wollt. Dann aber bitte ich Euch noch, Jemand nach Sicilien zu schicken, damit er sich dort vollständig nach den Verhältnissen und dem Zustande des Landes erkundige und nachforsche, ob mein Vater Arrighetto todt, oder noch am Leben ist, und in was für einer Lage er sich im letzteren Falle befinde, und uns dann über dies Alles vollständigen Bescheid bringe." Dem Currado gefiel das Begehren des Giuffredi, und er schickte auf der Stelle zuverlässige Leute nach Genua und nach Sicilien.

Der Erste von ihnen, der nach Genua gesandt war, suchte Herrn Gasparrino auf und bat ihn im Namen Currado's inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Reihe nach, was Currado für Giuffredi und dessen Mutter bereits gethan. Herr Gasparrino war über diese Botschaften sehr verwundert und erwiderte darauf: „Gewiß will ich für Currado Alles thun, was ihm angenehm sein kann, auch habe ich allerdings vor vierzehn Jahren den Knaben, nach dem Du fragst, mit seiner Mutter ins Haus bekommen, und bin gern bereit, jenem beide zu schicken; doch sage ihm in meinem Namen, er möge sich in Acht nehmen, daß er den Erzählungen des Giannotto, der, wie Du mir sagst, sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nicht zuviel Glauben beigemessen habe oder noch beimesse, denn der ist viel durchtriebener, als Currado sich einbilden mag." Nach diesen Worten ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, zugleich aber berief er heimlich die Amme zu sich und befrug sie sorgsam über die ganze Angelegenheit. Als diese von dem Aufstande in Sicilien hörte, und daß Arrighetto noch am Leben sei, entsagte sie der Furcht, die sie bisher gehegt hatte, und erzählte ihm, wie Alles zugegangen sei,

und was für Gründe ſie, alſo zu handeln, bewogen hätten.

Die genaue Uebereinſtimmung der Reden der Amme mit Dem, was der Abgeſandte Currado's berichtet, machte, daß Herr Gasparrino anfing, der Sache einigen Glauben beizumeſſen. So prüfte er denn, ſeiner großen Schlauheit zufolge, die Angelegenheit von allen Seiten und ſchämte ſich, als er immer neue Beweiſe für die Wahrheit jener Erzählung fand, der Art, wie er den Knaben behandelt hatte, ſo ſehr, daß er, um es wieder gut zu machen, und in Betracht der hohen Stellung, die Arrighetto eingenommen hatte und noch einnahm, ſein elfjähriges ſchönes Töchterchen mit einer großen Ausſteuer dem Scacciato zur Frau gab. Dann fuhr er, nachdem zuvor zu Ehren jener Verbindung ein glänzendes Feſt gefeiert worden war, mit dem jungen Manne, mit ſeiner Tochter, mit dem Abgeſandten Currado's und mit der Amme auf einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici, wo er von Currado ehrenvoll empfangen und mit ſeiner ganzen Geſellſchaft auf ein nahgelegenes und zu den bevorſtehenden Feſtlichkeiten bereits eingerichtetes Schloß des Letzteren geführt ward. Wie groß die Freude der Mutter war, als ſie ihren Sohn wieder ſah, wie groß die der beiden Brüder, wie herzlich die beiden Brüder die treue Amme bewillkommneten, wie freudig alle Herrn Gasparrino und ſeine Tochter begrüßten, wie dieſer Jene, wie endlich Alle ſich mit Currado, ſeiner Gemahlin, ſeinen Kindern und Freunden zuſammen erfreuten, würde ſich mit Worten nicht ausdrücken laſſen, und darum überlaſſe ich Euch, Ihr Mädchen, durch Eure Einbildungskraft meine Erzählung zu ergänzen.

Damit jedoch die Freude ganz vollſtändig würde, wollte Gott, der freigebige Spender des Guten, es ſo anordnen, daß um dieſelbe Zeit gute Nachrichten von dem Leben und der glücklichen Lage des Arrighetto Capece anlangten. Denn als bei dem großen Feſte Männer und Frauen an den Tiſchen bewirthet wurden und noch an der erſten Schüſſel

gegeſſen ward, kehrte Derjenige zurück, der nach Sicilien gereiſt war, und erzählte unter Anderm, daß, während Arrighetto vom König Karl gefangen gehalten worden, das Volk, als der Aufſtand gegen die Franzoſen an jenem Orte ausgebrochen, voller Wuth nach ſeinem Gefängniß gelaufen ſei, die Wachen getödtet, ihn herausgeholt und als geſchwornen Feind des Königs Karl zu ihrem Anführer gemacht und dann unter ſeinem Befehle die Franzoſen verjagt und getödtet habe. Durch dieſes Ereigniß ſei ihm die Gunſt des Königs Peter in hohem Grade zu Theil geworden, und dieſer habe ihn in alle ſeine Beſitzthümer und Ehrenſtellen wieder eingeſetzt, ſodaß er jetzt ein Mann von der größten Bedeutung ſei. Ihn ſelber, fügte der Geſandte hinzu, habe Arrighetto auf das ehrenvollſte empfangen und die größte Freude über ſeine Frau und ſeinen Sohn bezeigt, von denen er ſeit ſeiner Gefangennehmung nie das Mindeſte gehört, auch habe er ein Schiff und einige Edelleute, die dem Sprechenden auf dem Fuße folgten, mitgeſandt, um die Seinigen abzuholen.

Der Geſandte war mit allgemeiner Freude und Jubel empfangen und angehört worden, nun aber ging Currado nebſt einigen ſeiner Freunde eilig den Edelleuten entgegen, die um Frau Beritola's und Giuffredi's willen geſandt worden waren, begrüßte ſie herzlich und führte ſie zu ſeinem Gaſtmahle, das noch nicht bis zur Hälfte gediehen war. Das Vergnügen, das die Dame und Giuffredi, wie auch die Uebrigen alle empfanden, ſie zu ſehen, hatte nicht ſeines Gleichen, ſie aber dankten, noch bevor ſie ſich zu Tiſche ſetzten, in Arrighetto's Namen Currado und ſeiner Gemahlin ſo verbindlich, als ſie nur wußten und konnten, für die Ehre, welche ſie der Frau Beritola und ſeinem Sohne erwieſen, und forderten ſie auf, über Arrighetto und was immer in deſſen Vermögen ſtände, nach Willkür zu verfügen. Dann wendeten ſie ſich auch zu Herrn Gasparrino, deſſen Verdienſte um Scacciato ihnen vorher nicht bekannt geweſen waren, und ſagten ihm, ſie ſeien

verſichert, daß, ſobald Arrighetto erfahren werde, was er für Jenen gethan, er ihm eben ſo herzlich, wenn nicht noch herzlicher danken werde. Nun erſt nahmen ſie an der Feſtmahlzeit der jungen Bräute und Bräutigams den freudigſten Antheil. Doch dauerten die Feſtlichkeiten, die Currado zu Ehren ſeines Schwiegerſohnes und ſeiner übrigen Angehörigen und Freunde anſtellte, nicht nur dieſen ſondern noch viele darauf folgende Tage. Als ſie endlich aufhörten, meinten Frau Beritola und Giuffredi, gleich den Uebrigen, es ſei Zeit aufzubrechen, und ſo beſtiegen ſie unter vielen Thränen des Currado, ſeiner Gemahlin und des Herrn Gasparrino in Geſellſchaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto geſchickt, und ſagten Jenen Lebewohl. Ein günſtiger Wind brachte ſie binnen Kurzem nach Sicilien, wo von Arrighetto Söhne und Frauen alle gleichmäßig in Palermo mit ſolcher Freude empfangen wurden, daß ſie unmöglich geſchildert werden kann. Dort ſollen ſie dann noch lange Zeit glücklich und der empfangenen Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

Siebente Geschichte.

Der Sultan von Babylon ſchickt ſeine Tochter dem König von Algarbien zur Frau, ſie aber geräth durch eine Reihe von Ereigniſſen in Zeit von vier Jahren und an verſchiedenen Orten neun Männern in die Hände. Endlich wird ſie ihrem Vater zurückgebracht und reiſt als vorgebliche Jungfrau zum König von Algarbien, um dieſen, der erſten Abſicht nach, zu heirathen.

Die Geſchichte der Emilie hätte vielleicht nicht mehr lange dauern dürfen, ohne daß das Mitleiden über die Unfälle

der Frau Beritola die jungen Damen zu Thränen gerührt hätte. Als jene aber beendigt war, gefiel es der Königin, daß Pamphilus im Erzählen fortführe, weshalb er gehorsam und willig also begann: „Schwierig ist es für uns, ihr anmuthigen Damen, zu erkennen, was uns gutthut. Denn während Viele, wie man oftmals zu sehen Gelegenheit gehabt, dafür hielten, wenn sie reich wären, würden sie sorgenlos und ruhig leben, und nicht allein Gott inbrünstig um Erreichung dieses Zieles baten, sondern auch keine Mühe und Gefahr fürchteten, um zu ihm zu gelangen, fanden sie, wenn ihre Wünsche gewährt wurden, wegen ihrer Erbschaft in Denen Mörder, die, bevor sie reich wurden, ihr Leben beschützten und liebten. Andere bahnten sich aus dem niedrigen Stande, in dem sie geboren wurden, mitten durch tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, in der sie das höchste Glück zu finden wähnten, und mußten, unendliche Furcht und Sorgen, von denen sie sich umgeben sahen, ungerechnet, in ihrem eignen Tode erkennen, daß man an königlichen Tafeln aus goldnen Bechern Gift trinkt. Nicht gering ist ferner die Zahl Derjenigen, die körperliche Kraft und Schönheit, wie Andere den Schmuck, mit dem heftigsten Verlangen für sich begehrten und die Verkehrtheit ihres Wunsches nicht eher erkannten, als bis jene Dinge ihnen den Tod oder schwere Betrübniß gebracht. Um aber nicht im Einzelnen die menschlichen Wünsche durchzugehen, versichere ich im Allgemeinen, daß die Sterblichen keinen unter allen mit vollkommner Umsicht als unabhängig von den Schlägen des Schicksals zu wählen im Stande sind. Deshalb sollten wir also, wenn wir anders richtig verfahren wollten, immer Das hinzunehmen und festzuhalten geneigt sein, was Derjenige uns gibt, Der allein durchschaut, was uns Noth thut, und es uns zu verleihen im Stande ist. Wenn nun gleich die Männer in dieser Hinsicht vielfach durch ihre Wünsche fehlen, so sündigt Ihr, schöne Damen,

doch ganz vorzüglich in dem einen Punkte, daß Ihr ſchön zu ſein wünſcht und Euch deshalb nicht einmal mit den Reizen begnügt, welche die Natur Euch gewährt hat, ſondern dieſe durch wunderbare Künſte noch zu vermehren beſtrebt ſeid. Um dieſem Wunſche zu begegnen, will ich Euch erzählen, wie die Schönheit ſo ſehr das Unglück einer Saracenin machte, daß ſie um ihretwillen in Zeit von etwa vier Jahren neun Mal neue Hochzeiten feiern mußte.

Schon vor geraumer Zeit war ein Sultan von Babylon, Namens Bonminedab, dem in ſeinen Tagen gar Mancherlei nach Wunſche ging. Unter mehreren andern Kindern beiderlei Geſchlechtes hatte er auch eine Tochter, mit Namen Alatiel, die nach der Ausſage Aller, die ſie zu ſehn bekamen, das ſchönſte Mädchen war, das damals auf der Welt gefunden werden konnte. Dieſe hatte er wegen eines glänzenden Sieges über eine große Anzahl Araber, die ihn überfallen, zu welchem der König von Algarbien beſonders viel beigetragen, dem letzteren, auf deſſen beſonderes Begehren, zur Frau verſprochen, und ſchiffte ſie nun unter ehrenvoller Begleitung von Männern und Frauen mit vielen koſtbaren und ſchönen Geräthen auf einem wohl bewaffneten und ausgerüſteten Fahrzeuge ein, um unter Gottes Schutze zu ihrem Bräutigam zu reiſen. Die Matroſen ſpannten dem Winde die Segel auf, ſobald ihnen das Wetter günſtig ausſah, verließen den Hafen von Alexandrien und hatten mehrere Tage lang eine glückliche Fahrt. Als indeß Sardinien ſchon hinter ihnen lag, und ſie dem Ziele ihrer Reiſe nahe zu ſein glaubten, erhoben ſich eines Tages ſtreitende Winde, von denen ein jeder ſo übermäßig ungeſtüm war, daß das Schiff, auf dem die junge Fürſtin mit den Matroſen ſich befand, wild umhergeworfen und von den letzten mehrmals aufgegeben ward. Da dieſe jedoch in der Schiffahrt große Geſchicklichkeit beſaßen und alle Kraft und Kunſt aufboten, gelang es ihnen, im Kampfe mit dem tobenden Meere, das Schiff zwei Tage lang zu erhalten. Als indeß bei Anbruch der

dritten Nacht, seitdem der Sturm begonnen, dieser nicht allein nicht nachließ, sondern noch immer im Zunehmen begriffen war, und die Schiffer nicht mehr wußten, wo sie seien, und (weil der Himmel von dichten Wolken umzogen und wie von dunkler Nacht verfinstert war) weder durch ihre Schifffahrtskunde, noch durch Beobachtungen Auskunft darüber erlangen konnten, wurden sie in der Nähe von Majorca gewahr, daß ihr Schiff auseinanderzugehn anfange. In dieser Lage, die jede Möglichkeit der Rettung vernichtete, dachte ein Jeder an sich selbst und nicht an den Andern, und so sprangen die Schiffsherren in das Boot, das sie schnell ins Meer geworfen hatten, entschlossen, sich lieber diesem, als dem aufgelösten Schiffe anzuvertrauen. Ihnen folgten die übrigen Männer, die im Schiffe waren, ungestüm nach, obgleich die zuerst Eingestiegenen sie mit den Messern in der Hand daran hindern wollten, und wähnend, nur so dem Tode entgehen zu können, wurden sie nur um so schneller seine Beute; denn, weil bei dem widrigen Wetter das Boot nicht so viel Personen ertragen konnte, ging es unter, und Alle, die auf ihm waren, mußten umkommen.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem Niemand geblieben war, als die junge Dame und ihre Frauen, die von der Wuth des Sturmes und von ihrer Angst betäubt, wie Todte auf demselben umherlagen, obgleich schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem ungestümen Winde getrieben und im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorca verschlagen. Dabei war die Gewalt des Stoßes so groß, daß das Schiff vielleicht einen Steinwurf vom Ufer entfernt ganz im Sande stecken blieb und, wie sehr es auch die Nacht über von den Fluthen bekämpft ward, sich dennoch nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Als endlich der helle Tag angebrochen war und der Sturm ein wenig nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, die sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt und rief, so schwach sie war, bald nach dem Einen und bald nach dem Andern

von ihrer Dienerſchaft. Doch ſie rief vergebens, denn die Gerufenen waren allzuentfernt, um ihre Stimme zu hören. Wie ſie auf ihr Rufen keine Antwort erhielt und keinen der Ihrigen erblickte, erſchrak ſie gewaltig und wurde von großer Furcht überfallen; doch richtete ſie ſich ſo weit auf, als ihre Kräfte es zuließen, und ſah die Frauen von ihrer Begleitung und die übrigen Weiber alle am Boden liegen. Nach langem vergeblichen Anſprechen rüttelte ſie die eine nach der andern, fand aber nur wenige unter ihnen noch am Leben, denn die meiſten waren vor Magenbeſchwerden und vor Angſt bereits geſtorben. Dieſer Anblick erſchreckte die Dame nur noch mehr; da ſie ſich jedoch ſo ganz allein ſah und weder wußte noch errathen konnte, wo ſie ſei, ermunterte ſie, guten Rathes bedürftig, wie ſie war, die am Leben Gebliebenen ſo lange, bis ſie ſich aufrichteten. Wie aber auch dieſe ihr nicht zu ſagen wußten, wo die Männer hingegangen ſeien, und ſie entdeckte, daß das Schiff auf den Strand gelaufen und voller Waſſer ſei, fing ſie gemeinſchaftlich mit ihnen bitterlich zu weinen an. Und ſchon war Mittag ſeit drei Stunden vorüber, ohne daß ſie am Ufer oder ſonſt in der Nähe Jemand gewahr geworden wären, deſſen Mitleid und Beiſtand ſie hätten anſprechen können.

Um jene Stunde aber kam ein Edelmann, mit Namen Pericone von Viſalgo, auf dem Rückwege von einer ſeiner Beſitzungen mit mehreren ſeiner Leute zu Pferde dort von ungefähr vorüber. Sobald dieſer das Schiff erblickte, errieth er ſogleich, was geſchehen ſei, und befahl einem der Diener, daß er ſo ſchnell als möglich ſuchen möchte, das Wrack zu erſteigen, um ihm dann zu berichten, wie es ſich damit verhalte. Es gelang dem Diener, aller Schwierigkeit ungeachtet, dem Befehle ſeines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen Begleitung, die ihr geblieben war, unter dem vorgebauten Vordertheil des Schiffes ganz furchtſam verborgen. Sobald dieſe ihn erblickten, flehten ſie ihn weinend

um Mitleid an und ſuchten, als ſie ſahen, ſie würden ſo wenig verſtanden, wie ſie ihn verſtehen konnten, ihm ihr Unglück durch Zeichen begreiflich zu machen. Der Diener bemerkte Alles, ſo gut er konnte, und erzählte dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe geſehen. Dieſer ließ ſogleich die Frauen und die koſtbarſten Sachen, die ſich auf dem Wrack befanden und erreicht werden konnten, ans Land bringen und ging mit ihnen auf ſein Schloß, wo er ſie durch Ruhe und durch Speiſe erquickte. Dabei errieth er denn aus den koſtbaren Geräthen, die Dame, die er gefunden, müſſe von gar vornehmer Abkunft ſein, und erkannte ſie auch bald vor den Uebrigen an der Ehre, die dieſe ihr allein erwieſen. Auch ſchienen ihm, ihrer Bläſſe und des Uebelbefindens ungeachtet, welche das Ungemach des Meeres in ihr hervorgebracht, die Formen ihres Körpers von großer Schönheit zu ſein, weshalb er augenblicklich bei ſich den Entſchluß faßte, ſie zur Frau zu nehmen, wenn ſie noch keinen Mann haben ſollte, und, wenn ſie nicht ſeine Frau werden könnte, ihre Freundſchaft zu gewinnen.

Pericone war ein Mann von kräftigem Ausſehen und gewaltigem Gliederbau. Als er die Dame einige Tage lang auf das beſte hatte bewirthen laſſen und ſie ſich bereits vollkommen wieder erholt hatte, fand er ſie noch um Vieles ſchöner, als er vermuthet, und gab ſich deshalb, von ihrer Schönheit auf das leidenſchaftlichſte entflammt, obgleich ſie, zu ſeinem großen Bedauern, weder ihn, noch er ſie verſtehen konnte, alle Mühe, ſie durch Liebkoſungen und zuthuliches Benehmen dahin zu bewegen, daß ſie ohne Widerſtreben ihm zu Willen wäre; doch blieben alle ſeine Verſuche ganz vergeblich. Je mehr ſie indeß ſeine Vertraulichkeiten von ſich wies, deſto mehr entflammte ſich Pericone's Gluth. Als die junge Dame dies gewahr wurde und im Verlaufe ihres mehrtägigen Aufenthalts an den Gebräuchen der Leute auch ſchon bemerkt hatte, daß ſie Chriſten ſeien, leuchtete ihr wohl ein, daß ſie mit

der Zeit durch Güte oder durch Gewalt den verliebten Anforderungen des Pericone werde nachgeben müſſen, und daß ihr unter dieſen Umſtänden, ſelbſt wenn ſie ſich hätte verſtändlich machen können, nichts daran liegen konnte, gekannt zu werden. Demzufolge beſchloß ſie, mit feſtem Muthe ihrem widerwärtigen Schickſale entgegen zu treten, und befahl ihren Begleiterinnen, deren ihr nur drei geblieben waren, Niemandem jemals zu offenbaren, wer ſie ſeien; es wäre denn, daß ſich ihnen dadurch ſichere Rettung darböte. Außerdem ermunterte ſie ſie auf das nachdrücklichſte, ihre Keuſchheit zu bewahren, und verſicherte, daß ſie ſelber feſt entſchloſſen ſei, ſich Niemandem, als ihrem Gemahle hinzugeben. Die Mädchen prieſen ihren Entſchluß und verſprachen den Befehlen nach Kräften zu gehorchen.

Pericone aber entbrannte täglich um ſo mehr, je näher er ſich dem geliebten Gegenſtande ſah und je mehr ihm alle Gunſt verweigert ward, ſodaß er endlich, als alle ſeine Aufmerkſamkeiten vergeblich blieben, ſich entſchloß, Schlauheit und Künſte anzuwenden, um erſt im äußerſten Fall zu der Gewalt ſeine Zuflucht zu nehmen. Nun hatte er ein paar Mal bemerkt, daß die junge Dame, die dem Verbote ihrer Religion zufolge des Weines ungewohnt war, an dieſem beſondern Gefallen fand, und hoffte deshalb ſie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Zu dieſem Ende ſtellte er ſich, als nähme er auf ihre Ungefügigkeit keine Rückſicht, und ordnete eines Tages ein koſtbares und feſtliches Abendeſſen an, zu dem die Dame auch wirklich erſchien. Die Tafel war in aller Weiſe glänzend beſtellt, Pericone aber hatte Demjenigen, der der Dame aufwartete, den Befehl gegeben, ihr mehrerlei Weine zuſammenzumiſchen, und dieſer vollzog den erhaltenen Auftrag auf das beſte. Die Dame, die deſſen kein Arges hatte und von dem Wohlgeſchmacke des Getränkes verleitet ward, genoß davon mehr, als ihrer Ehrbarkeit gut that. Der Wein machte ſie mit der Zeit ſo luſtig, daß ſie alle ihr vergangenes Ungemach vergaß und,

wie ſie einige Mädchen nach der Weiſe von Majorca tanzen ſah, ſelber nach alexandriniſchem Brauche zu tanzen anfing. Als Pericone das bemerkte, glaubte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche nahe und verlängerte unter fortwährendem Ueberfluſſe von Speiſen und Getränken die Tafel bis tief in die Nacht hinein. Endlich entfernten ſich die Gäſte, und Pericone ging allein mit der Dame in deren Zimmer, wo ſie vom Weine mehr aufgeregt, als von der Sittſamkeit im Zaume gehalten, ſich in Pericone's Gegenwart, völlig ohne Scham und Scheu, als ob er eine ihrer Frauen wäre, entkleidete und zu Bette legte. Dieſer zögerte nicht, ihr zu folgen, ſondern löſchte alle Lichter aus, legte ſich dann eilig auf der andern Seite neben ihr nieder, umfing ſie mit ſeinen Armen und begann, ohne Widerſtand von ihrer Seite, die Früchte der Liebe zu pflücken. Als Alatiel, die zuvor nicht gewußt hatte, was für Hörner die Männer zum Stoßen haben, das einmal empfunden, that es ihr faſt leid, ſich gegen Pericone's Bitten ſo lange geſträubt zu haben, und in Zukunft lud ſie ſich, ohne weitere Aufforderungen abzuwarten, oftmals ſelber, zwar nicht mit Worten, denn mit denen konnte ſie ſich nicht verſtändigen, wol aber durch die That zu ſo ſüßen Nächten ein.

Doch es genügte dem Schickſale noch nicht, ſie von der Braut eines Königs zur Bettgenoſſin eines Burgherrn gemacht zu haben, und ihre und Pericone's Freuden wurden durch eine grauſamere Leidenſchaft unterbrochen. Pericone hatte nämlich einen Bruder, Namens Marato, der fünf und zwanzig Jahre alt und ſchmuck und friſch wie eine Roſe war. Dieſer nun hatte, ſobald er Alatiel geſehen, das größte Gefallen an ihr gefunden und an ihren Geberden zu bemerken geglaubt, daß er wohl bei ihr angeſchrieben ſei. So meinte er denn, daß allein die ſtrenge Aufſicht, unter der Pericone ſie hielt, ihn daran hinderte, von ihr die Erfüllung ſeiner Wünſche zu erlangen, und verfiel dadurch auf einen ruchloſen Vorſatz, dem die ſchänd-

liche That auf dem Fuße folgte. Es traf ſich, daß eben um jene Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker lag, das mit Waaren beladen, unter Leitung zweier junger Genueſen, denen es gehörte, nach Clarenza in Romania abſegeln ſollte. Schon waren die Segel aufgezogen, um, ſobald der Wind günſtig würde, abreiſen zu können. Mit dieſen Schiffern kam Marato überein und verabredete, wie ſie in nächſter Nacht ihn nebſt der jungen Dame einnehmen ſollten. Nachdem dieſe Anordnungen getroffen waren, und es Nacht zu werden anfing, ging Marato, der ſich bereits ausgeſonnen, was er thun wollte, mit ein paar zuverläſſigen Gefährten, deren Hülfe er zu der beabſichtigten That angeſprochen, unerkannt in Pericone's Haus, der ſich dergleichen nicht verſah, und verſteckte ſich nebſt ihnen, ein Jeder an dem verabredeten Platze, in verſchiedenen Theilen des Hauſes. Als ſchon ein Theil der Nacht verſtrichen war, öffnete Marato ſeinen Gefährten das Zimmer, wo Pericone mit ſeiner Schönen ſchlief, und ſo tödteten ſie dieſen im Schlafe. Als die Dame erwachte und zu weinen anfing, droheten ſie ihr mit dem Tode, wenn ſie das mindeſte Geräuſch machte, und brachten ſie nebſt einem großen Theile der bedeutendſten Koſtbarkeiten Pericone's, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, eilig an das Ufer. Hier beſtiegen Marato und die Dame das Schiff, und ſeine Gefährten kehrten zurück, die Schiffer aber ſpannten vor dem günſtigen friſchen Winde die Segel auf und reiſten ab. Die Dame beklagte ſich anfangs bitterlich, ſowol über ihr erſtes Unglück, als über dieſes zweite; Marato aber wußte ſie, den heiligen Crescentius, den uns Gott geſchenkt hat, in der Hand, ſolchergeſtalt zu tröſten, daß ſie zahm gegen ihn wurde und den Pericone vergaß.

Schon glaubte ſie wieder gut daran zu ſein, als das Schickſal, dem die vorigen Unfälle noch nicht genügten, ihr neues Ungemach bereitete. Die beiden jungen Schiffsherren verliebten ſich in ihre, wie ſchon öfters berichtet worden iſt, wunderſchöne Geſtalt und in ihr äußerſt feines

Betragen dergeſtalt, daß ſie alles Andere darüber vergaßen und nur bemüht waren, ohne daß Marato den Grund davon gewahr werden konnte, ihr zu dienen und ihr Gefälligkeiten zu erweiſen. Da ſie bald gegenſeitig ihre Leidenſchaft bemerkten, beſprachen ſie ſich darüber insgeheim und beſchloſſen, den Gegenſtand ihrer gemeinſamen Liebe, als ob Liebe dergleichen vertrüge, wie eine Kaufmannswaare oder wie einen Gewinn miteinander zu erwerben. Weil aber Marato ſie auf das eiferſüchtigſte bewachte und ſo ihren Abſichten entgegentrat, gingen ſie eines Tages, während das Fahrzeug beſonders ſchnell ſegelte, Beide in Uebereinſtimmung auf Jenen, der am Hintertheile ſtand und, ohne ſich von ihnen etwas Arges zu vermuthen, ins Meer ſah, zu, faßten ihn plötzlich von hinten und warfen ihn ins Meer. So fuhren ſie denn weiter als eine Miglie, ohne daß Jemand gewahr wurde, Marato ſei ins Meer gefallen. Als es aber endlich die junge Dame erfuhr, fing ſie abermals auf dem Schiffe zu weinen und zu klagen an. Sogleich eilten die beiden Liebenden, ſie zu tröſten, und redeten ihr, ſo wenig ſie davon verſtand, mit ſüßen Worten und großen Verſprechungen auf das eindringlichſte zu, obgleich ſie weniger den verlorenen Gemahl als ihr Misgeſchick beweinte. Als ſie nach langen und zu verſchiedenen Zeiten gepflogenen Reden ſie einigermaßen beruhigt zu haben meinten, beſprachen ſie ſich untereinander, wem von ihnen ſie zuerſt zufallen ſollte. Da nun aber ein Jeder von Beiden der erſte ſein wollte und kein Mittel zur Einigung zu finden war, geriethen ſie in heftigen Wortwechſel und erhitzten ſich dabei ſo ſehr, daß ſie endlich zu den Meſſern griffen, wüthend übereinander herfielen und, ohne daß die Uebrigen, die ſich auf dem Schiffe befanden, ſie zu trennen vermocht hätten, ſich ſo gefährliche Stöße beibrachten, daß der Eine auf der Stelle todt niederfiel und der Andere zwar am Leben blieb, aber an mehreren Theilen des Körpers ſchwere Wunden davontrug. Die junge Dame bedauerte dies Ereigniß gar ſehr; denn

nicht nur fand ſie ſich nun allein und ohne Rathgeber auf dem Schiffe, ſondern ſie beſorgte auch, der Zorn der Freunde und Angehörigen der beiden Schiffsherren möchte ſich gegen ſie wenden. Doch die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Clarenza befreiten ſie von der letztern Gefahr.

Kaum war ſie an dieſem Orte angelangt und mit dem Verwundeten in demſelben Hauſe eingekehrt, als ſich auch das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die Stadt verbreitete und bis zu den Ohren des Fürſten von Morea drang, welcher damals in Clarenza verweilte. So wurde er begierig, ſie zu ſehen, und verliebte ſich, wie er ſie geſehen und noch weit ſchöner, als das Gerücht ſie ſchilderte, gefunden hatte, ſo heftig in ſie, daß er an nichts Anderes zu denken im Stande war. Als er die Art, wie ſie nach Clarenza gekommen war, erfuhr, ſchöpfte er Hoffnung, daß er ſie werde erlangen können, und wirklich ſchickten die Angehörigen des Verwundeten ſie dem Fürſten ohne Weiteres zu, ſobald ſie deſſen Luſt erfahren, während dieſer noch darüber nachdachte, wie er ſie gewinnen wollte. Die Freude des jungen Fürſten war groß, aber auch der Dame war dies Ereigniß, durch welches ſie ſich von einer großen Gefahr gerettet glaubte, erwünſcht. Der Fürſt errieth aus den königlichen Sitten, die ſie noch außer der Schönheit ſchmückten, ob er gleich keine andere Nachricht über ſie erlangen konnte, daß ſie von edlem Stamme ſein müſſe. Und dadurch ſteigerte ſich ſeine Liebe zu ihr in ſolchem Maße, daß er ſie in allen Stücken nicht als Bettgenoſſin behandelte, ſondern als rechtmäßige Gemahlin ehrte. Durch dieſe Behandlung ſchöpfte die Dame, die ihre jetzige angenehme Lage mit ihren früheren Unfällen verglich, neuen Muth; ihre frühere Munterkeit kehrte wieder und ihre Reize gewannen wieder ſolche Friſche, daß man in ganz Romania von nichts Anderem reden hörte.

Dadurch bekam der Herzog von Athen, ein ſchöner,

junger Herr von einnehmendem Weſen, der mit dem Fürſten verwandt und befreundet war, Luſt, ſie zu ſehen. Zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er das wol zuweilen zu thun pflegte, ſeinen Vetter beſuchen, und kam in erleſener und ehrenvoller Begleitung nach Clarenza, wo er mit Freuden und Auszeichnungen empfangen ward. Nach einigen Tagen brachte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame und fragte den Fürſten, ob ſie denn wirklich ſo erſtaunlich ſei, als man erzählen wollte. Darauf antwortete der Fürſt: „Sie iſt viel ſchöner, als man von ihr ſagt, allein, nicht meine Worte, ſondern Deine Augen ſollen Dich davon überzeugen.“ Der Herzog trieb den Fürſten zur Erfüllung dieſes Verſprechens, und ſo gingen ſie miteinander dahin, wo die Dame ſich aufhielt. Dieſe empfing ſie zuvorkommend und höflich, und mußte ſich zwiſchen Beiden niederſetzen, obgleich ſie das Vergnügen, mit ihr zu reden, nicht genießen konnten, weil ſie von der Sprache jenes Landes wenig oder nichts verſtand. So konnten denn die Beiden ſie nur gleich einem Wunder beſtaunen, und beſonders that dies der Herzog, der ſich kaum zu überreden vermochte, daß ſie ein ſterbliches Weſen ſein ſollte. Glaubte er indeß durch das Beſchauen ſeine Luſt zu ſtillen, ſo verwickelte er ſich ſelbſt in deren Feſſeln, indem er zugleich das Gift der Liebe mit den Augen einſog und in heftiger Glut für die Dame entbrannte. Als er aber dann mit dem Fürſten von ihr gegangen war und Muße hatte, ſich mit ſich ſelber zu beſprechen, erachtete er dieſen für glücklich vor allen Andern, daß er ſich des vollen Beſitzes einer ſolchen Schönheit freuen dürfe.

Mancherlei Gedanken ſtiegen in ihm auf, endlich aber überwog die Glut der Liebe die Rechtlichkeit, und er beſchloß, was immer daraus werden ſollte, dem Fürſten dieſes Glück zu entreißen und ſelber deſſen zu genießen. Er glaubte die Ausführung dieſes Vorſatzes beſchleunigen zu müſſen und ſann, der Vernunft und der Gerechtigkeit zum Trotz, auf nichts als Trug und Liſt. So ließ er

denn eines Tages, zufolge der ſchändlichen, von ihm mit einem vertrauten Diener des Fürſten, der Kyriakos hieß, getroffenen Verabredung, ſeine Pferde und ſein Gepäck in aller Stille zur Abreiſe bereiten. Die Nacht darauf öffnete Kyriakos ihm und einem Gefährten, Beide bewaffnet, leiſe das Zimmer des Fürſten, der, um der großen Hitze willen, während die Dame ſchlief, ſich ganz nackt an ein Fenſter gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um ſich an dem leichten Winde, der von dort herüberkam, etwas zu kühlen Der Herzog, der ſeinen Begleiter im Voraus von Dem unterrichtet hatte, was zu thun wäre, ging ſachte durch das Zimmer hindurch bis ans Fenſter und ſtieß, ehe der Fürſt ihn bemerken konnte, dieſem ein Meſſer ſo tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder heraus kam. Dann ergriff er ſchnell die Leiche und ſtürzte ſie zum offenen Fenſter hinaus. — Es war der Palaſt hoch gegen das Meer hinausgebaut, und das Fenſter, an dem der Fürſt geſtanden, hatte die nächſte Ausſicht auf ein paar Häuſer, die von der Gewalt des Meeres zuſammengefallen waren und daher ſelten oder niemals betreten wurden. So geſchah es denn, daß, wie der Herzog ſich deſſen im Voraus verſehen hatte, Niemand es gewahr wurde oder gewahr werden konnte, als die Leiche des Fürſten hinunterſtürzte. Sobald der Begleiter des Herzogs ſah, was geſchehen, warf er, unter dem Scheine ihn zu liebkoſen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals und zog dieſen ſo feſt an, daß er keinen Lärm zu machen im Stande war, bis der Herzog dazu kam; worauf ſie ihn erdroſſelten und eben dahin warfen, wohin ſie den Fürſten bereits geworfen.

Nachdem dies Alles vollbracht war und der Herzog ſicher ſein konnte, daß weder die Dame noch ſonſt Jemand etwas davon bemerkt habe, nahm er ein Licht in die Hand, ging damit an das Bett und deckte die Dame, die noch ruhig ſchlief, leiſe völlig auf. Ihre Formen, die er nun enthüllt ſah, ſchienen ihm von vollendeter Schön-

heit, und, hatte sie bekleidet ihm gefallen, so entzückte sie ihn nackt über alle Maßen. Dieser Anblick entzündete in ihm neue Glut, und die Scheu des eben begangenen Verbrechens hielt ihn nicht ab, mit noch blutigen Händen sich neben sie zu legen und sie, die im halben Schlummer ihn für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Als er eine Weile mit dem größten Vergnügen an ihrer Seite zugebracht, erhob er sich wieder und ließ von einigen der Seinen, die er herbeirief, mit Vermeidung alles Geräusches, die Dame durch eine verborgene Thür, durch welche er hereingekommen, davontragen; draußen mußte sie sich zu Pferde setzen, und die ganze Gesellschaft machte sich eilig und so still als möglich auf den Weg und kehrte gegen Athen zurück. Weil aber der Herzog verheirathet war, führte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selber, sondern nach einem schönen Landhause, das er unweit der Stadt und nahe am Meere besaß, und hielt sie dort verborgen, während sie auf das anständigste mit Allem versehen ward, was sie bedurfte.

Am Tage nach jener That warteten die Höflinge des Fürsten bis nach der Mittagsstunde, daß er aufstehen sollte. Da er sich aber noch immer nicht regte, stießen sie die Thüren, die nur zugeklinkt waren, auf; doch sie fanden Niemand und bekümmerten sich, in der Vermuthung, daß er mit seiner schönen Dame auf ein paar Tage zu seinem Vergnügen heimlich verreist sein möchte, nicht weiter darüber. In dieser Ungewißheit warteten sie noch, als am anderen Tage ein Narr, der in die verfallenen Häuser gelaufen war, in denen die Leichen des Fürsten und des Kyriakos lagen, die letztere bei dem Stricke herauszog und hinter sich herschleppte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen und schmeichelten dem Narren so lange, bis er sie hinführte, wo er jene herausgeholt hatte, und wo sie nun zum großen Schmerze der ganzen Stadt den Körper des Fürsten fanden, der alsbald ehrenvoll begraben ward. Darauf spürte man dem Thäter eines so

großen Verbrechens nach und vermuthete, da der Herzog von Athen nicht mehr anweſend, ſondern heimlich abgereiſt war, er möchte, wie er es wirklich gethan hatte, den Fürſten erſchlagen und die Dame mit ſich geführt haben. In Folge dieſes dringenden Verdachtes wurde ſchnell ein Bruder des Verſtorbenen an deſſen Stelle geſetzt und von den Seinigen auf das nachdrücklichſte zur Rache angeſpornt. Dieſer fand die Meinung der Uebrigen noch von mehreren Seiten beſtätigt, forderte daher ſeine Freunde, Verwandten und Untergebenen in verſchiedenen Landſchaften zur Hülfe und brachte in kurzem ein anſehnliches, mächtiges und wohlgewaffnetes Heer zuſammen, mit dem er gegen den Herzog von Athen in den Krieg zog.

Auch der Herzog rüſtete ſich indeß, ſobald er von den jenſeitigen Schritten Kunde erhielt, nach allen Kräften zur Vertheidigung, und viele Herren kamen zu ſeiner Hülfe herbeigezogen; namentlich ſchickte der Kaiſer von Konſtantinopel ſeinen Sohn Konſtantin, und Manuel, ſeinen Neffen, mit zahlreichen und ſchönen Truppen. Der Herzog, noch mehr aber die Herzogin, die des Erſtern Schweſter war, empfingen ſie auf das ehrenvollſte. Inzwiſchen rückte der Krieg auf alle Weiſe immer näher heran, und die Herzogin ergriff eines Tages die Gelegenheit, ließ Bruder und Vetter zu ſich rufen, erzählte ihnen mit Thränen und ausführlichen Worten die ganze Geſchichte und den Anlaß des Krieges und beſchwerte ſich über die Beſchimpfung, die der Herzog ihr dadurch anthue, daß er jenes Frauenzimmer, ſeiner Meinung nach unbemerkt, unterhalte. Aufgebracht und verletzt, forderte ſie ſie auf, zur Herſtellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung, was in ihren Kräften ſtehe, zu unternehmen. Da indeß die beiden Jünglinge bereits wußten, wie ſich Alles zugetragen hatte, ſo hielten ſie die Herzogin nicht weiter mit Fragen auf, ſondern ſuchten ſie, ſo weit ſie es vermochten, zu beruhigen, und gaben ihr, wegen ihres Verlangens, die beſte Hoffnung; darauf entfernten ſie ſich, nachdem ſie zuvor

noch über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet worden waren. Nun hatten sie schon früher oftmals die wunderbare Schönheit jener Dame rühmen hören und verlangten daher sehr danach, sie zu sehen, und baten den Herzog, er möchte sie ihnen zeigen. Dieser sagte es ihnen, Dessen uneingedenk, was dem Fürsten deshalb widerfahren war, weil er sie ihm gezeigt hatte, zu, und ließ in dem reizenden Garten, der zu dem Landhause gehörte, das die Dame bewohnte, ein prächtiges Mittagsessen bereiten, wohin er sie am folgenden Tage mit wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei dieser Mahlzeit mußte Konstantin, der mit ihr zu Tische saß und sie voller Verwunderung betrachtete, sich gestehen, nie eine solche Schönheit gesehen zu haben, und den Herzog sowol als jeden Andern, der, um ein so schönes Wesen zu besitzen, einen Verrath oder sonstige Schlechtigkeit beginge, in Gedanken entschuldigen. Wie er sie nun ein Mal über das andere sich ansah und sie jedes Mal nur schöner fand, ging es ihm nicht anders, als es dem Herzog gegangen war. Er schied von ihr verliebt, dachte nicht mehr an den Krieg, sondern allein daran, wie er sie dem Herzog entreißen wolle, und verhehlte dabei seine Liebe vor Jedermann auf das beste.

Während er aber in solchem Feuer entbrannte, kam die Zeit heran, gegen den Fürsten, der sich schon dem Gebiete des Herzogs nahte, ins Feld zu rücken. Demzufolge zogen der Herzog und Konstantin und die Uebrigen alle nach der getroffenen Anordnung aus Athen und gegen die Grenze, um den Fürsten am weiteren Vordringen zu hindern. Hier verweilte man mehrere Tage; Konstantin aber hatte indessen Herz und Gedanken nur bei jener Dame und meinte, jetzt, wo der Herzog ihr nicht mehr nahe sei, möchte es ihm leichter werden, ans Ziel zu gelangen. Um nun Gelegenheit zu haben, nach Athen zurückzukehren, stellte er sich krank und nahm vom Herzoge Urlaub, nachdem er zuvor dem Manuel seine Macht

übertragen hatte. In Athen bei ſeiner Schweſter angelangt, brachte er nach einigen Tagen das Geſpräch auf die Kränkung, welche der Herzog, ihrer Meinung nach, durch ſeine Leidenſchaft für jene Fremde ihr anthue, und ſagte, wenn ſie anders wolle, könne er leicht ihren Beſchwerden dadurch abhelfen, daß er Jene ihrem Aufenthaltsorte entreiße und anders wohin führe. Die Herzogin billigte, in dem Wahne, dies Alles geſchehe nur ihr, nicht aber der Fremden zu Liebe, dieſen Plan vollkommen, wenn anders ſo dabei zu Werke gegangen würde, daß der Herzog nie zu erfahren bekomme, ſie habe in die Sache gewilligt. Konſtantin ſagte ihr das auf das beſtimmteſte zu, und die Herzogin gab nun ihre Zuſtimmung, daß Jener verfahren möchte, wie es ihm am beſten dünken würde.

Darauf ließ Konſtantin ein kleines Fahrzeug in der Stille bewaffnen und ſchickte dies eines Abends mit mehreren der Seinigen bemannt, die er zuvor von Dem, was ſie zu thun hätten, unterrichtet, in die Nähe des Gartens, wo die Dame verweilte. Dann begab er ſelbſt mit einigen Andern ſich nach dem Schloſſe der letzteren und wurde dort ſowol von Denen, die zu ihrem Dienſte beſtimmt waren, als von ihr ſelber freundlich empfangen. Auf ſeinen Wunſch ging ſie, von ihren eignen Dienern und von Konſtantin's Gefährten begleitet, mit ihm in den Garten, er aber führte die Dame, als ob er im Namen des Herzogs mit ihr zu reden habe, allein nach einer Thür zu, die auf das Meer hinauswies. Dieſe war inzwiſchen ſchon von einem der Seinigen eröffnet, das Fahrzeug erſchien auf das verabredete Zeichen ſogleich, und die Dame wurde ſchnell' ergriffen und hineingetragen. Hierauf wandte ſich Konſtantin zu ihrer Dienerſchaft und ſagte: „Keiner, der nicht des Todes ſein will, wage es, ſich zu bewegen, oder einen Laut von ſich zu geben; denn ich bin nicht geſonnen, dem Herzog ſeine Geliebte zu rauben, ſondern nur, die Schande zu tilgen, die er meiner Schweſter anthut."

Niemand unterſtand ſich, darauf etwas zu antworten, und Konſtantin ſtieg mit den Seinigen zu Schiffe, ſetzte ſich neben die Dame, die noch immer weinte, und hieß die Ruder auswerfen und vom Lande ſtoßen. Die Schiffer ſchienen nicht zu rudern, ſondern zu fliegen und waren bald nach Anbruch des andern Tages bereits in Aegina angelangt. Hier ging man ans Land, um auszuruhen; Konſtantin aber genoß die Reize der Dame, die ihre unſelige Schönheit beweinte. Dann ging es wieder zu Schiffe, und nach wenigen Tagen ward Chios erreicht, wo Konſtantin aus Furcht vor dem Zorne des Vaters und vor den Verſuchen, die gemacht werden könnten, ihm die Dame zu entreißen, als an einem ſicheren Orte, zu verweilen beſchloß. Mehrere Tage lang beweinte die Dame noch ihr Misgeſchick, endlich aber gab ſie den Tröſtungen Konſtantin's Gehör und begann nach gerade ſich an Dem zu freuen, was das Glück ihr eben bot.

Während ſich indeß dies Alles auf die angegebene Weiſe zutrug, kam Osbeck, der damals König der Türken war und mit dem Kaiſer in fortwährendem Kriege lebte, von ohngefähr nach Smyrna und erfuhr dort, wie Konſtantin, ohne einige Sicherheitsmaßregeln auf Chios, mit einem Mädchen, das er geraubt habe, ein wollüſtiges Leben führe. Demzufolge ſchiffte er eines Nachts mit einigen bewaffneten Fahrzeugen hinüber, drang mit ſeinen Leuten in den Ort ein und nahm, bevor die Griechen den Einfall der Feinde gewahr wurden, deren eine große Anzahl in ihren Betten gefangen. Andere, die zuletzt erwacht und zu den Waffen gelaufen waren, wurden getödtet, der Ort niedergebrannt, und Beute und Gefangene zu Schiffe gebracht und nach Smyrna abgeführt. Hier angelangt, erfuhr Osbeck, der noch jung und kräftig war, beim Durchmuſtern der Beute, die ſchöne Dame ſei dieſelbe, die mit Konſtantin ſchlafend im Bette gefangen worden war, und machte ſie, hocherfreut über ihren Anblick, ſogleich zu ſeiner Gemahlin, voll-

zog feierlich die Hochzeit und genoß mehrere Monate lang wohlgemuth mit ihr die Freuden der Liebe.

Schon vor dieſen Ereigniſſen hatte der Kaiſer mit Baſanus, dem König von Kappadocien, unterhandelt, daß dieſer von der einen Seite mit ſeiner Macht über Osbeck herfallen ſollte, während der Kaiſer von der andern ihn mit der ſeinigen angriffe; doch waren dieſe Unterhandlungen wegen gewiſſer Anſprüche, die Baſanus machte, und die dem Kaiſer ungelegen waren, noch immer nicht zu Stande gekommen. Als nun der Letzte das Schickſal ſeines Sohnes vernahm, betrübte er ſich außer Maßen und that ſogleich, was der König von Kappadocien von ihm verlangte, rüſtete ſich ſelber zum Angriff gegen Osbeck und trieb Jenen, ſo viel er konnte, daß er von der andern Seite her den Türkenkönig überfalle. Sobald Osbeck davon Kunde erhielt, ſammelte er ſein Heer, ging, bevor ihn zwei ſo mächtige Fürſten in ihre Mitte nehmen möchten, dem König von Kappadocien entgegen und ließ inzwiſchen ſeine Schöne unter der Aufſicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna. In der That kam es bald zwiſchen ihm und dem König von Kappadocien zu einem Gefecht, in dem ſein Heer geſchlagen und zerſtört, er ſelbſt aber getödtet wurde. In Folge dieſes Sieges rückte Baſanus dreiſt gegen Smyrna vor, und auf dem Wege gehorchte alles Volk ihm als dem Sieger.

Während dieſer Zeit hatte ſich Antiochus, denn ſo hieß der Diener, dem Osbeck die Dame anvertraut hatte, ſeines Alters ungeachtet, und ohne der Treue zu gedenken, die er ſeinem Gebieter und Freunde ſchuldig war, um ihrer großen Schönheit willen in ſie verliebt. Da er ihre Sprache wußte, war ſein Umgang auch der Dame lieb geworden, die nun ſchon mehrere Jahre lang gleich einer Taubſtummen hatte leben müſſen, ohne Jemanden zu verſtehen, oder von Jemandem verſtanden zu werden. So wußte er denn, von der Liebe geſpornt, in wenig Tagen ihre Vertraulichkeit in ſolchem Maße zu gewinnen, daß ihr

gemeinſamer Herr, der in den Waffen und im Felde war, vergeſſen ward, die Neigung von einer freundſchaftlichen in eine verliebte ſich verwandelte, und Beide zwiſchen den Bettlaken ſich auf das beſte miteinander unterhielten. Als ſie nun vernahmen, daß Osbeck beſiegt und getödtet ſei, und daß Baſanus Alles auf dem Zuge ſich zueigne, beſchloſſen ſie gemeinſchaftlich, ihn nicht abzuwarten, ſondern nahmen einen großen Theil der dort befindlichen Reichthümer des Osbeck an ſich und gingen heimlich nach Rhodus.

Hier hatten ſie noch nicht lange geweilt, als Antiochus todtkrank wurde. Da geſchah es, daß ein Kaufmann aus Cypern, der von Antiochus ſehr geliebt und genau mit ihm befreundet war, bei ihm einkehrte, weshalb dieſer, als er ſein Ende kommen ſah, ſeine Sachen und die geliebte Dame dieſem Freunde zu hinterlaſſen beſchloß. Schon dem Tode nahe, rief er Beide zu ſich und ſprach: „Ich ſehe, daß ich ohne Hülfe ſterben muß, und bin betrübt darüber, weil ich niemals ſo gern lebte, als eben jetzt. Zugleich ſterbe ich aber auch zufrieden, weil ich in den Armen der Beiden ſterbe, die ich mehr, als ſonſt Jemanden auf der Welt liebe; in den Deinigen, theurer Freund, und in denen dieſes Weibes, die ich, ſeit ich ſie gekannt, mehr, als mich ſelbſt geliebt habe. Allerdings ſchmerzt es mich, daß ſie fremd, wie ſie in dieſem Lande iſt, ohne Hülfe und ohne Rath bei meinem Tode zurückbleiben ſoll, und noch mehr würde es mich ſchmerzen, wüßte ich nicht, daß Du, mein Freund, hier biſt, zu dem ich das Vertrauen hege, daß Du um meinetwillen eben ſo viel Sorge für ſie tragen wirſt, als Du für mich ſelbſt haben würdeſt. Darum bitte ich Dich denn auf das inſtändigſte, Dich, wenn ich wirklich ſterben muß, meines Vermögens ſowol als ihrer anzunehmen und über Beide ſo zu verfügen, wie Du glauben wirſt, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Dich aber, geliebtes Weib, bitte ich, nach meinem Tode mich nicht zu

vergeſſen, damit ich noch jenſeit mich rühmen könne, daß mich hier das ſchönſte Weib, das jemals von der Natur geformt ward, geliebt habe. Wollt Ihr mir dieſe beiden Dinge verheißen, ſo werde ich ſicher beruhigt dieſe Welt verlaſſen." Der Kaufmann ſowol als die Dame weinten bei dieſen Worten, ſprachen ihm, als er ausgeredet hatte, Muth zu und verſprachen ihm auf ihr Wort, im Falle er ſterben ſollte, nach ſeinen Wünſchen zu thun. Nicht lange darauf verſchied er und wurde ehrenvoll von ihnen begraben.

Einige Tage ſpäter hatte auch der cypriſche Kaufmann ſeine Geſchäfte in Rhodus vollendet und war im Begriff, auf einem cataloniſchen Schiffe, das dort vor Anker lag, nach Cypern zu reiſen; doch fragte er zuvor die ſchöne Dame, was ſie zu thun beſchloſſen, indem er jetzt in ſeine Heimat zurückkehren müſſe. Die Dame erwiderte ihm, ſie werde, wenn er anders nichts dagegen habe, ihn gerne begleiten, da ſie vorausſetze, daß er ſie, dem Antiochus zu Liebe, als eine Schweſter anſehen und behandeln werde. Der Kaufmann erklärte mit Allem, was ihr gefällig ſein würde, zufrieden zu ſein und gab, um ſie vor aller Verunglimpfung auf der Reiſe nach Cypern zu ſchützen, ſie für ſeine Frau aus. Auf dem Schiffe wurde ihnen ein Kämmerchen im Hintertheile angewieſen, und ſie ſchliefen, um nicht durch die That ihren Worten zu widerſprechen, in einem kleinen Bettchen Beide miteinander. So geſchah denn, was bei der Abreiſe von Rhodus weder des Einen noch des Andern Abſicht geweſen war; Nacht, Gelegenheit und die Wärme des Bettes, deren erregende Kräfte nicht gering ſind, ließen ſie die Freundſchaft für den verſtorbenen Antiochus vergeſſen, und ſie ſchloſſen, von ähnlicher Luſt gezogen und gleichzeitig einander anregend, noch ehe ſie nach Baffa, dem Wohnorte des Cypriers, gelangten, miteinander Schwägerſchaft.

Als nun die Dame in Baffa noch einige Zeit bei dem Kaufmanne gewohnt hatte, kam glücklicher Weiſe ein

Edelmann, Namens Antigonus, nach Baffa, der mit einem hohen Alter und noch höherem Geiſte geringe Reichthümer verband, weil ihm das Glück in mancherlei Unternehmungen, die er im Dienſte des Königs von Cypern gemacht, ſtets zuwider geweſen war. Dieſer ging eines Tages, als der cypriſche Kaufmann eben mit Waaren nach Armenien gereiſt war, vor dem Hauſe vorüber, in welchem die ſchöne Dame wohnte, und ſah dieſe auch zum Glück gerade an einem der Fenſter ſtehen. Da ſie nun ſo ſchön war, wurde Antigonus aufmerkſam und betrachtete ſie genauer und glaubte ſich zu erinnern, daß er ſie ſchon anderwärts geſehen habe; wo das aber geſchehen ſei, darauf konnte er ſich durchaus nicht beſinnen. Die Dame, die ſo lange ein Spielball des Schickſals geweſen, war nun dem Zeitpunkte nahe, der ihre Unfälle beſchließen ſollte, denn ſie erinnerte ſich, ſobald ſie Antigonus ins Geſicht faßte, ihn zu Alexandrien im Dienſte ihres Vaters einſt in guten Umſtänden geſehen zu haben. Aus dieſem Grunde faßte ſie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abweſend war, ihren königlichen Rang vielleicht noch durch den Rath des Antigonus wieder gewinnen zu können, und ließ dieſen, ſobald es anging, zu ſich rufen. Als er gekommen war, fragte ſie ihn ſchüchtern, ob er, wie ſie glaubte, Antigonus von Famagoſta ſei. Antigonus bejahte die Frage und fügte hinzu: „Madonna, ich ſollte Euch kennen und kann mich doch auf keine Weiſe beſinnen, wo ich Euch geſehen habe; ſo bitte ich Euch denn, mich, im Falle es Euch nicht läſtig iſt, zu erinnern, wer Ihr ſeid.“ Als die Dame hörte, er ſei es wirklich, ſchlang ſie laut weinend um ihn ihre Arme und fragte nach einer Weile den höchlich Verwunderten, ob er ſie jemals in Alexandrien geſehen habe. Kaum hatte Antigonus dieſe Frage vernommen, ſo erkannte er ſie als Alatiel, des Sultans Tochter, die, wie man glaubte, im Meere umgekommen war, und wollte ihr ſeine Verehrung in der ſchuldigen Form beweiſen; ſie aber ließ es nicht zu, ſon-

dern bat ihn, ſich ein wenig zu ihr niederzuſetzen. Antigonus gehorchte ihr und fragte ſie dann voller Ehrerbietung, wie, wann und woher ſie nach Baffa gekommen ſei, während man im ganzen Lande Aegypten es für ausgemacht hielte, daß ſie ſchon vor mehreren Jahren im Meere ertrunken ſei. Die Dame antwortete ihm: „Wollte Gott, ich wäre es wirklich, ſtatt ſolch ein Leben führen zu müſſen, als ich es gemußt habe; und, wenn mein Vater es jemals erfährt, ſo wird er gewiß ebenſo ſprechen," und mit dieſen Worten fing ſie aufs neue gar erbärmlich an zu weinen. Darauf ſagte ihr Antigonus: „Madonna, verliert nur den Muth nicht eher, als Ihr dazu wahren Anlaß habt. Wenn es Euch beliebt, ſo erzählt mir Eure Unfälle, und was für ein Leben Ihr habt führen müſſen. Immer möglich, daß Alles noch ſo abgelaufen iſt, um mit Gottes Hülfe einen genügenden Ausweg finden zu laſſen." „Antigonus," erwiderte die Schöne, „als ich Dich erblickte, war mir's nicht anders, als ſähe ich meinen Vater, und die Liebe und die Zärtlichkeit, die ich ihm ſchuldig bin, machten, daß ich mich Dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. In der That wüßte ich Wenige, mit denen zuſammenzutreffen mir ſo lieb geweſen wäre, als es mir iſt, Dich zuerſt und vor allen Uebrigen geſehen und erkannt zu haben; und ſo will ich denn Dir, wie einem Vater, Das entdecken, was ich während meiner Misgeſchicke immer ſorgfältig verborgen habe. Siehſt Du alsdann, nach Dem was Du ſogleich erfahren wirſt, irgend ein Mittel, mich in meine frühere Lage zurückzubringen, ſo bitte ich Dich, es anzuwenden; ſiehſt Du aber keines, dann bitte ich Dich, Niemandem zu ſagen, daß Du mich geſehen oder das Mindeſte von mir gehört habeſt."

Nach dieſer Einleitung berichtete ſie ihm unter fortdauernden Thränen, was ihr von dem Tage an, wo ſie bei Majorca geſtrandet, bis zu dem Augenblick, in dem ſie erzählte, begegnet war. Auch Antigonus mußte bei dieſem Berichte vor Mitleid weinen; dann aber ſagte er

nach kurzem Beſinnen: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und Euer Stand immer verborgen geblieben ſind, ſo will ich es dahin bringen, daß Euer Vater Euch lieber haben ſoll, als je zuvor, und der König von Algarbien Euch zur Gemahlin nimmt.“ Auf ihre Frage, wie das geſchehen ſolle, ſetzte er ihr Alles der Ordnung nach auseinander und kehrte dann, um andern Hinderniſſen vorzubeugen, ſogleich nach Famagoſta zurück. Hier wartete er dem Könige auf und ſagte: „Mein Gebieter, wenn es Euch beliebte, könntet Ihr zu gleicher Zeit für Euch ſelbſt große Ehre einlegen, und mir, der ich in Eurem Dienſte arm geworden bin, einen anſehnlichen Nutzen bereiten.“ Der König fragte, wie, und Antigonus antwortete ihm: „Die junge und ſchöne Tochter des Sultans, von der ſo lange Zeit geſagt wurde, ſie ſei ertrunken, iſt jetzt nach Baffa gekommen und hat, um ihre jungfräuliche Ehe zu bewahren, lange ſo großes Ungemach erlitten, daß ſie jetzt, wo ſie zu ihrem Vater zurückzukehren begehrt, ſich in dürftigen Umſtänden befindet. Wenn es Euch nun beliebte, ſie unter meiner Obhut dem Vater zuzuſchicken, ſo würde das Euch große Ehre, mir aber bedeutenden Vortheil bringen, und ich bin überzeugt, daß der Sultan einen ſolchen Dienſt nie vergäße.“ Der König gab mit fürſtlichem Sinne ſogleich ſeine Zuſtimmung, ließ die Dame durch eine ehrenvolle Geſandtſchaft nach Famagoſta führen und empfing ſie nebſt ſeiner Gemahlin mit der größten Auszeichnung. Auf die Fragen, die König und Königin wegen ihrer Schickſale an ſie richteten, antwortete ſie mit einer Erzählung, die Antigonus ſie vorher gelehrt hatte.

Nach Verlauf von einigen Tagen ſandte ſie dann der König auf ihre Bitte mit ehrenvoller und erleſener Geſellſchaft von Männern und Frauen unter Antigonus' Führung an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, wird mich wol Niemand erſt fragen; aber auch Antigonus und ſeine ganze Geſellſchaft wurden

nicht weniger freundlich aufgenommen. Kaum hatte ſich indeß die junge Fürſtin ein wenig ausgeruht, ſo wollte der Sultan von ihr hören, wie ſie am Leben geblieben ſei, und wo ſie ſo lange Zeit über ſich aufgehalten habe, ohne ihm jemals von ihrem Zuſtande einige Kunde zu geben. Darauf hub die Dame, die des Antigonus Unterricht vollkommen aufgefaßt hatte, alſo zu ihrem Vater zu reden an:

„Es mochte etwa am zwanzigſten Tage nach meiner Abreiſe von Euch, mein Vater, ſein, als ein fürchterlicher Sturm unſer Schiff zerſchellte und Nachts gegen eine Küſte im Weſten, nahe bei einem Orte trieb, der Aigues Mortes genannt wird. Was aus den Männern geworden ſei, die ſich auf dem Schiffe befanden, habe ich niemals erfahren und erinnere mich nur, daß, wie ich mit dem andern Tage mich gleichſam von den Todten erwacht fühlte, ich nebſt zweien meiner Begleiterinnen von den Bewohnern jenes Landes, die das geſtrandete Schiff inzwiſchen bemerkt hatten und von allen Seiten zuſammengelaufen waren, um es zu berauben, erſt ans Land getragen wurde, und dann mehrere junge Männer, jeder Eine von uns ergriffen und nach verſchiedenen Richtungen mit ihr davon eilten. Von jenen Beiden habe ich nie etwas Weiteres vernommen. Mich aber hatten, trotz meines Widerſtandes zwei Männer ergriffen und zogen mich, unter meinen Thränen, bei den Haaren hinter ſich her. Da geſchah es, daß vier Ritter, als Jene mich über eine Heerſtraße weg eben in einen dichten Wald ſchleppen wollten, deſſelben Weges gezogen kamen. Sobald meine Räuber jene Viere ſahen, ließen ſie mich plötzlich los und begaben ſich auf die Flucht. Die vier Ritter, die von ehrbarem und geſetztem Ausſehen waren, kamen, als ſie Jene fliehen ſahen, auf mich zu und fragten mich Vielerlei, auch ſprach ich viel zu ihnen, doch verſtanden ſie mich eben ſo wenig als ich ſie. Darauf hielten ſie lange miteinander Rath und hoben mich endlich auf eines ihrer Pferde und führten mich in ein nach ihren Religionsgeſetzen eingerichtetes

Frauenkloſter. Was die Ritter dort geſagt haben mögen, weiß ich nicht, genug ich wurde mit vielem Wohlwollen aufgenommen und immer mit Achtung behandelt, während ich mit den Kloſterfrauen den heiligen Crescentius in Tiefenthal, den die Weiber dort zu Lande ſehr lieb haben, auf das inbrünſtigſte verehrte. Als ich nun ſchon einige Zeit mit ihnen gelebt und ihre Sprache ſchon einigermaßen erlernt hatte, fragten ſie mich, wer und woher ich wäre. Ich überlegte aber, wo ich mich befand, und fürchtete, wenn ich die Wahrheit ſagte, könnten ſie mich leicht als eine Feindin ihres Glaubens verſtoßen, und antwortete deshalb, ich ſei die Tochter eines angeſehenen Edelmannes in Cypern und habe, vom Sturme weit verſchlagen, auf der Fahrt zu meinem verlobten Gemahl in Creta, Schiffbruch gelitten. In dieſer Zeit mußte ich aus Furcht vor größerem Schaden manche ihrer Gebräuche mitmachen. Als mich aber einmal die Erſte unter dieſen Kloſterfrauen, die man Aebtiſſin nennt, fragte, ob ich nach Cypern zurückzukehren wünſche, antwortete ich, daß mich nach nichts ſo ſehr verlange. Indeß wollte ſie mich aus Beſorgniß für meine Ehre Niemandem anvertrauen, der nach Cypern reiſte, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, einige geſetzte Männer, von denen der Eine mit der Aebtiſſin verwandt war, mit ihren Frauen aus Frankreich in jene Gegend kamen. Als die Aebtiſſin hörte, daß Jene nach Jeruſalem reiſten, um das Grab zu beſuchen, in das Derjenige (nachdem die Juden ihn getödtet) gelegt wurde, den ſie dort für einen Gott halten, empfahl ſie mich ihnen an und bat ſie, mich in Cypern meinem Vater zu überbringen. Wie gütig dieſe Edelleute mich als Reiſegefährtin aufnahmen, und wie viel Ehre ſie nebſt ihren Frauen mir anthaten, würde weitläufig ſein zu erzählen. Genug wir gingen zu Schiffe und gelangten in einiger Zeit nach Baffa. Hier angekommen, ohne irgend Jemand zu kennen, wußte ich nicht, was ich jenen Edelleuten ſagen ſollte, die in Folge des Auftrages der ehrwürdigen Frau mich meinem Vater zu-

führen wollten; doch führte mir Gott, der vielleicht Erbarmen für mich hegte, in dem Augenblick, wo wir in Baffa ausſtiegen, Antigonus am Ufer entgegen. Sogleich rief ich ihn an und ſagte ihm in unſerer Sprache, damit die Edelleute und ihre Frauen mich nicht verſtehen ſollten, er möge mich als ſeine Tochter aufnehmen. Er begriff mich im Augenblick, bezeigte mir die größte Freude und bewirthete meine Reiſegefährten und ihre Frauen, ſo gut als es irgend in ſeinen geringen Kräften ſtand. Dann führte er mich zum König von Cypern, der mich ſo ehrenvoll aufgenommen und Euch zugeſandt hat, als ich nicht im Stande bin, es Euch zu berichten. Sollte noch etwas zu ſagen übrig ſein, ſo mag Antigonus es nachtragen, der dieſe meine Schickſale ſchon oft von mir hat erzählen hören."

Darauf wandte ſich Antigonus zu dem Sultan und ſagte: „Mein Gebieter, Eure Tochter hat Euch Daſſelbe erzählt, was ich oftmals, ſowol aus ihrem Munde, als aus dem der Edelleute, mit denen ſie nach Cypern kam, vernommen habe. Nur Eines hat ſie zu ſagen unterlaſſen, und das mag ſie, wie ich glaube, gethan haben, weil es ſich nicht ziemt, daß ſie es ſelber erzähle. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Damen, mit denen ſie gereiſt war, von dem ehrbaren Leben, das ſie mit den frommen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und guten Sitten berichtet haben, und wie Männer und Frauen weinten und klagten, als ſie ſie bei mir zurücklaſſen und ſich von ihr trennen mußten. Wollte ich Euch Alles wiederholen, was Jene mir über dieſen Punkt geſagt haben, ſo würde nicht allein der gegenwärtige Tag, ſondern auch die kommende Nacht nicht zureichen. Nur ſoviel will ich hinzufügen, daß Ihr nach den Berichten jener Leute und nach Dem, was ich durch eigne Beobachtung habe wahrnehmen können, Euch rühmen dürft, unter allen Herren, die eine Krone tragen, die ſchönſte, ſittſamſte und trefflichſte Tochter zu beſitzen." Ueber dies

Alles freute der Sultan sich unbeschreiblich und bat Gott mehr als einmal, ihm die Gnade zu erzeigen, daß er Jedem, der sich um seine Tochter verdient gemacht, besonders aber dem König von Cypern, der sie ihm auf so ehrenvolle Weise zurückgesendet, angemessenen Dank beweisen könne. Einige Tage darauf ließ er dem Antigonus äußerst kostbare Geschenke reichen, erlaubte ihm, nach Cypern zurückzukehren, und dankte dem König brieflich und durch besondere Gesandte auf das verbindlichste für Alles, was er an seiner Tochter gethan.

Nach alle Diesem wünschte der Sultan den ursprünglichen Vorsatz verwirklicht und Alatiel an den König von Algarbien vermählt zu sehen. Zu dem Ende schrieb er diesem die ganze Geschichte und forderte ihn auf, wenn er sie noch zu nehmen wünsche, nach ihr zu schicken. Dem König von Algarbien waren diese Nachrichten sehr willkommen; er ließ sie auf das ehrenvollste abholen und empfing sie voller Freuden. Dann legte sie, die von acht Menschen vielleicht zehntausend Mal beschlafen worden war, sich als Jungfrau neben ihn nieder, machte ihn glauben, sie sei es wirklich, und lebte als Königin lange Zeit mit ihm glücklich. Darum sagt man noch heute: „Neumond und geküßter Mund sind gleich wieder hell und frisch und gesund."

Achte Geſchichte.

Der Graf von Antwerpen geht auf eine fälſchliche Beſchuldigung ins Exil und läßt ſeine zwei Kinder an verſchiedenen Orten in England. Als er ſpäter unerkannt aus Irland zurückkehrt, findet er Beide in glücklicher Lage; er geht als Stallknecht mit dem Heere des Königs von Frankreich; ſeine Unſchuld wird entdeckt, und er erlangt ſeine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der mannigfachen Schickſale, welche die ſchöne Alatiel betroffen, ſeufzten die Damen häufig; wer weiß aber, was die Urſache jener Seufzer war? Leicht möglich, daß die Eine oder die Andere aus Verlangen nach eben ſo zahlreichen Hochzeiten nicht minder als aus Mitleiden ſeufzte. Ohne mich indeß für jetzt bei jener Unterſuchung zu verweilen, ſage ich, daß die Königin, als die letzten Worte des Pamphilus, aus denen ſie entnahm, das Ende ſeiner Erzählung ſei gekommen, von Allen belacht worden waren, zu Eliſen gewandt, dieſer mit einer neuen Geſchichte in der bisherigen Ordnung fortzufahren auftrug. Eliſe war dazu gerne bereit und begann alſo: „Wir ergehen uns heute auf einem Kampfplatze vom weiteſten Umfange, auf dem wol ein Jeder nicht nur eine, ſondern zehn und mehrere Lanzen ohne Mühe zu brechen vermöchte, ſo reichen Vorrath an unerwarteten und harten Fällen bietet uns das Schickſal. Aus dieſer ungezählten Menge hebe denn auch ich eine Geſchichte aus und ſage,

Daß, als das römiſche Kaiſerreich von den Franzoſen auf die Deutſchen übergegangen war, zwiſchen dem einen und anderen Volke große Feindſchaft und anhaltende und

erbitterte Kriege entſtanden. In Folge dieſer ſtellten einmal der König von Frankreich und ſein Sohn, theils zur Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch, um das fremde anzugreifen, mit aller Anſtrengung des Reiches und mit Unterſtützung aller Freunde und Verwandten, die deren bieten konnten, ein großes Heer gegen den Feind ins Feld. Bevor ſie aber zum Heere abreiſten, verordneten ſie, um das Reich nicht ohne Führung zu laſſen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edlem Hauſe und großer Einſicht, der ihnen, wie ſie wußten, beſonders treu, ergeben und befreundet war, zum allgemeinen Reichsverweſer. Denn, obgleich dieſer in der Kriegskunſt wohl erfahren war, ſo glaubten ſie ihn dennoch mehr zu dem weichen Hofleben als zu den Anſtrengungen des Feldes geeignet. So fing denn Walther mit Verſtand und Umſicht das ihm übertragene Amt zu führen an, und zog dabei jedes Mal die Königin und ihre Schwiegertochter zu Rathe, welche er Beide, wenn ſie gleich ſeiner Aufſicht und Lenkung anvertraut waren, immer als ſeine Obern und Gebieterinnen behandelte.

Walther war ein ſchöner Mann zu nennen; er mochte vielleicht vierzig Jahre alt ſein und war ſo wohlgeſittet und ſo unterhaltend, als ein Edelmann es nur immer ſein kann. Dabei war er der ſauberſte und zierlichſte Ritter ſeiner Zeit und zeichnete ſich durch reichgeſchmückten Anzug vor allen Andern aus. Seine Frau war ihm bereits geſtorben und ihm von ihr nur ein Sohn und eine Tochter geblieben, die Beide klein waren, und ſo geſchah es, daß, während der König von Frankreich und ſein Sohn den erwähnten Krieg verfolgten, und Walther deshalb den Hof der beiden Frauen oft beſuchte und über die Angelegenheiten des Reiches mit ihnen ſprach, die Gemahlin des Königsſohnes ein Auge auf ihn warf, ſeine Geſtalt und ſeinen Sitten mit leidenſchaftlicher Vorliebe betrachtete und im Verborgenen in glühender Liebe für ihn entbrannte. Da ſie ſich nun bewußt war, jung und hübſch zu ſein,

und es ihm an einer Frau fehlte, meinte ſie mit leichter Mühe zur Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen und entſchloß ſich, da derſelben, nach ihrem Dafürhalten, allein ihre Scham im Wege ſtand, dieſe völlig abzuthun und ſich ihm ganz zu offenbaren.

In dieſer Abſicht ſchickte ſie eines Tages, als ſie eben allein war, und die Zeit ihr zu ihrem Vorhaben gelegen ſchien, nach ihm, als ob ſie über andere Dinge mit ihm zu reden habe. Der Graf, deſſen Geſinnung von den Wünſchen der Dame weit entfernt war, gehorchte augenblicklich dieſem Befehle. Schon hatte er ſich auf ihr Geheiß in einem Gemache, in welchem er ſich mit ihr allein befand, neben ſie auf ein Ruhebette geſetzt und ſie zu zweien Malen, ohne Antwort zu erhalten, nach der Urſache gefragt, um derentwillen ſie ihn habe kommen laſſen, als ſie endlich von der Liebe überwältigt, obwol vor Scham mit Purpurröthe überzogen, zitternd und mit unterbrochener Rede alſo zu ſprechen begann: „Theurer und geliebter Freund, dem ich angehöre, Euch, als einem ſo verſtändigen Manne, iſt die Gebrechlichkeit, der Männer ſowol als der Frauen, obgleich ihr aus verſchiedenen Gründen die eine mehr als die andere unterliegt, ſicher nicht unbekannt. Mit Rückſicht auf ſie wird ein gerechter Richter dieſelbe Sünde nach Verſchiedenheit der Perſonen nicht mit derſelben Strafe belegen. Und wer könnte denn wol leugnen, daß ein armer Mann, oder ein armes Weib, die ſich mit dem eignen Schweiße verdienen müſſen, was ſie zu ihres Lebens Unterhalte bedürfen, weit mehr zu tadeln wären, wenn ſie ſich von der Liebe verlocken ließen und ihren Reizungen folgten, als wenn eine Frau es thut, die in Reichthum und Muße ſich nichts von Dem zu verſagen gewohnt iſt, wonach ſie ein Verlangen empfindet? Mich dünkt, gewißlich Niemand. So glaube ich denn, daß die erwähnten Umſtände zur Entſchuldigung Derjenigen, für welche ſie eintreten, großes Gewicht haben müſſen, wenn ſie ſich ſo weit vergißt, der Liebe Gehör zu geben.

Hat aber die Liebende noch außerdem ſich einen verſtändigen und ehrenwerthen Geliebten erkoren, ſo meine ich, vollendet dies ihre Entſchuldigung. Nun trifft nicht allein Beides, wie mich dünkt, in mir zuſammen, ſondern mich verleiten noch überdies manche andere Urſachen zur Liebe, wie zum Beiſpiel, meine Jugend und die Abweſenheit meines Gemahls. Alles Dies möge alſo jetzt verbunden auftreten, um mich in Euren Augen wegen meiner glühenden Liebe zu entſchuldigen; und gelingt dies Beſtreben, wie es bei einem verſtändigen Manne gelingen muß, ſo bitte ich Euch, mir Euren Rath und Eure Hülfe zu gewähren. Ich geſtehe Euch nämlich, daß ich, unfähig, während der Abweſenheit meines Gemahls den fleiſchlichen Lüſten und der Gewalt der Liebe Widerſtand zu leiſten, welche beide ſo mächtig ſind, daß die ſtärkſten Männer, geſchweige denn zarte Frauen von ihnen oftmals überwältigt wurden und noch täglich werden, in dem Wohlleben und in der Muße, in denen ich, wie Ihr ſeht, mich befinde, ſchwach genug geweſen bin, dem Verlangen der Liebe nachzuhängen und in verliebter Gluth mich zu entzünden. Ob ich nun gleich wohl weiß, daß dieſe meine Schwachheit, wenn ſie bekannt würde, für unziemlich gelten müßte, (während ſie mir, ſo lange ſie verborgen iſt und bleibt, kaum in irgend etwas den Anſtand zu verletzen ſcheint), ſo iſt mir Amor doch in ſo weit günſtig geweſen, daß er mir in der Wahl des Geliebten die gehörige Einſicht nicht genommen, ſondern mir deren vielmehr reichlich verliehen hat, indem er mir Euch als Den gezeigt hat, der die Liebe einer Dame meinesgleichen verdient. Bin ich nicht von Täuſchung verblendet, ſo ſeid Ihr der ſchönſte, liebenswürdigſte, artigſte und verſtändigſte Ritter, der im Königreiche Frankreich gefunden werden kann. Außerdem ſeid Ihr ebenſo ohne Frau, wie es mir jetzt am Gemahle fehlt. So bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch im Herzen trage, mir die Eurige nicht vorzuenthalten und mit meiner Jugend Mitleid zu haben, die

ſich in Wahrheit um Euretwillen wie das Eis am Feuer völlig verzehrt."

Dieſen Worten folgte ein ſolches Uebermaß von Thränen, daß die Dame, die noch fernere Bitten hinzufügen wollte, nicht im Stande war, weiter zu reden, ſondern das Haupt niederbeugte und, wie vom Gefühle überwältigt, weinend damit an die Bruſt des Grafen ſank. Der Graf dagegen ſchalt, als ein durchaus rechtlicher Ritter, ſo thörichte Liebe, ſtieß die Dame, die ihm ſchon um den Hals fallen wollte, zurück und verſicherte ſie mit den heiligſten Schwüren, ſich lieber viertheilen laſſen zu wollen, als an ſich oder an Andern ſolch ein Vergehen gegen die Ehre ſeines Herren zu dulden.

Kaum hatte die Dame das vernommen, ſo war ihre Liebe ſchon vergeſſen und in den wüthendſten Haß verwandelt. „Plumper Ritter," rief ſie, „ſoll ich denn auf ſolche Weiſe wegen meines Antrages von Euch verhöhnt werden? Da ſei doch Gott für, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch ſtatt deſſen ums Leben bringen oder aus der ganzen Welt vertreiben ſollte." Und während ſie noch ſo ſprach, fuhr ſie mit den Händen in die Haare, zerraufte und verwirrte ſie ſich ganz und gar, riß ſich die Kleider auf, zerſchlug ſich den Buſen und ſchrie ſo laut ſie konnte, „zu Hülfe, zu Hülfe, der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun."

Als der Graf dies Benehmen ſah, fürchtete er ſich mehr vor dem höfiſchen Neide, als die Reinheit ſeines Gewiſſens ihm Schutz gewähren konnte; er ahnete, daß jener der Bosheit der Fürſtin größeren Glauben verſchaffen werde, als ſeiner Unſchuld, und erhob ſich deshalb und mied, ſo ſchnell er konnte, das Zimmer und den Palaſt und floh in ſeine Wohnung. Hier hob er, ohne ſich weiter zu beſinnen, ſeine beiden Kinder zu Pferde, ſtieg ſelber ebenfalls auf und eilte, ſo ſehr es ſich thun ließ, nach Calais. Inzwiſchen liefen auf das Geſchrei der Dame viele Leute herbei und glaubten, als ſie ſie in dem beſchrie-

benen Zuſtande trafen, nicht allein dem von ihr angegebenen Grunde ihres Schreiens, ſondern fügten noch hinzu, die Artigkeit und das zierliche Weſen des Grafen ſeien allein, um zu dieſem Ende zu gelangen, ſo geraume Zeit von ihm geübt worden. So lief denn Alles wüthend nach dem Hauſe des Grafen, um ihn zu verhaften, und plünderte und zerſtörte es, als er nicht mehr gefunden ward, bis es der Erde gleich war. Auch kam die Neuigkeit, entſtellt, wie ſie zu Paris erzählt wurde, in das Heer des Königs und ſeines Sohnes; und dieſe verurtheilten, hocherzürnt über ſolchen Frevel, den Grafen und ſeine Nachkommen zu ewiger Verbannung und verſprachen einem Jeden, der ſie lebend oder todt einbrächte, die größten Geſchenke.

Es betrübte den Grafen, daß er, ſeiner Unſchuld ungeachtet, durch die Flucht den Schein der Schuld auf ſich geladen, doch ließ er darum nicht von ſeiner Eile nach, kam unerkannt mit ſeinen Kindern nach Calais, ſchiffte von dort eilig nach England hinüber und machte ſich in ärmlicher Kleidung nach London auf den Weg. Bevor er indeß in dieſe Stadt eintrat, unterwies er ſeine beiden Kinder ausführlich, beſonders aber in zwei Punkten: erſtens, daß ſie die dürftige Lage, in welche das Schickſal ohne ihre Schuld ſie gemeinſchaftlich geſtürzt, geduldig ertragen möchten, dann aber, daß ſie, ſo lieb ihnen ihr Leben ſei, mit der möglichſten Sorgfalt vor Jedermann verborgen halten möchten, woher und weſſen Kinder ſie ſeien. Der Sohn hieß Ludwig und zählte etwa neun Jahre, die Tochter, die Violante hieß, hatte deren ohngefähr ſieben, und beide faßten, ſoweit ihr zartes Alter es zuließ, die Unterweiſungen ihres Vaters wohl auf, wie das ſpäter der Erfolg bewies. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden könne, glaubte der Vater die Namen der Kinder verändern zu müſſen und nannte den Knaben Pierrot und das Mädchen Jeannette. Als ſie nun in ärmlicher Tracht nach London gekommen waren,

fingen sie an, in der Weise nach Almosen umherzugehen, wie wir es täglich die französischen Bettler thun sehen. Da geschah es denn, daß, wie sie eines Morgens in gleicher Absicht eine Kirche heimgesucht, eine vornehme Dame, welche mit einem der Marschälle des Königs von England vermählt war, den Grafen und seine beiden Kinder gewahr wurde, als sie eben um Almosen baten. Die Dame fragte ihn, woher er sei, und ob die Kinder ihm zugehörten. Er erwiderte, er sei aus der Picardie und habe der Verbrechen seines ungerathenen älteren Sohnes wegen mit diesen beiden, die allerdings die seinigen seien, fliehen müssen. Es hatte die Dame ein gar mitleidiges Herz und sie warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohl gefiel, weil sie hübsch und manierlich und zuthulich war, und sie sagte: „Guter Freund, wenn Du nichts dawider hast, mir Dein Töchterchen zu lassen, so will ich sie um ihres günstigen Aussehens willen gerne nehmen, und wenn dann ein ordentliches Mädchen aus ihr wird, so werde ich sie zur geziemenden Zeit angemessen verheirathen." Dem Grafen war das Begehren höchst willkommen, er sagte sogleich „ja" dazu, übergab der Dame mit Thränen das Kind und empfahl es ihr auf das dringendste.

Wie nun der Graf das Töchterchen untergebracht hatte und in guten Händen wußte, beschloß er nicht länger dort zu bleiben, sondern durchstrich bettelnd die Insel und gelangte mit Pierrot, von der ungewohnten Anstrengung der Fußreise äußerst ermüdet, endlich nach Wales. Hier wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Hauswesen und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, und an dessen Hofe der Graf und sein Sohn, um eine Mahlzeit zu erhalten, häufig ansprachen. Es hatte dieser Marschall einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute, nach Art der Kinder, körperliche Uebungen im Laufen und Springen und mehr dergleichen vornahm, zu denen Pierrot sich gesellte und in allen ihren Uebungen es einem jeden der Andern gleich, oder auch zuvorthat. Einige Male sah

der Marſchall dieſen Spielen zu, und das Betragen des Knaben gefiel ihm ſo ſehr, daß er fragte, wer er ſei. Man erwiderte, es ſei der Sohn eines armen Mannes, der zu Zeiten komme, um ſich ein Almoſen zu fordern. Darauf ließ der Marſchall den Vater um den Knaben anſprechen, und dieſer, der Gott um nichts mehr gebeten hatte, willigte gerne ein, ſo leid es ihm auch that, ſich von dem Knaben trennen zu ſollen.

Als nun der Graf Sohn und Tochter verſorgt ſah, gedachte er nicht länger in England zu verweilen, ſondern ſah, wie er nach Irland hinüber kam. Hier angekommen, verdung er ſich in der Nähe vom Stamford bei einem Grafen auf dem Lande als Knecht, verſah ſämmtliche Geſchäfte, die einem Knechte oder Pferdejungen obliegen, und blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgend Jemandem erkannt zu werden.

Inzwiſchen nahm Violante, die jetzt Jeannette hieß, bei der Edeldame in London an Jahren und an Schönheit zu und gewann die Gunſt der Dame, ihres Gemahles, jedes Andern im Hauſe und Aller, die ſie ſonſt noch kannten, in einem erſtaunlichen Maße. Denn es war Niemand, der nicht geſtehen mußte, ihr Betragen und ihre Sittſamkeit ſeien der höchſten Auszeichnung und des ſchönſten Lohnes würdig. Demzufolge hatte die Dame, die ſie von dem Vater erhalten und über ihre Abkunft nie etwas Anderes hatte erfahren können, als was ſie von dieſem ſelber gehört, ſich bereits vorgenommen, ſie dem Stande gemäß, den ſie ihr beilegte, gut zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienſte der Menſchen mit einem gerechten Auge durchſchaut, erwog ihre adliche Geburt und wie ſchuldlos ſie für fremde Sünde büße, und lenkte es anders; denn wir müſſen glauben, daß Seine Gnade Das, was ſich nun ereignete, zuließ, um das Mädchen nicht in niedrige Hände gerathen zu laſſen.

Die Edelfrau, welche Jeannetten zu ſich genommen,

hatte von ihrem Manne einen einzigen Sohn, den ſowol ſie als der Vater, nicht allein weil er ihr Sohn war, ſondern auch wegen ſeiner Tugenden und Verdienſte, auf das innigſte liebten; denn er war wohlgeſittet, tapfer und ſchön von Geſtalt und von adelicher Geſinnung, wie kein Anderer. Dieſer nun mochte etwa ſechs Jahre älter ſein, als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmuth machten ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſich auf das heftigſte in ſie verliebte und nur ſie vor Augen hatte. Weil er ſie aber von geringer Abkunft glaubte, wagte er nicht allein nicht, ſie von ſeinen Eltern zur Frau zu begehren, ſondern er verbarg, aus Furcht, man werde ihn tadeln, daß er ſeiner Liebe einen ſo niedrigen Gegenſtand erwählt, dieſe ſo viel er konnte. Dies Beſtreben indeß regte ſeine Flammen um Vieles mehr an, als wenn er ſie offenbart hätte, und ſo geſchah es, daß er von übermäßiger Leidenſchaft verzehrt, in eine ſchwere Krankheit verfiel. Viele Aerzte wurden berufen, um ihn zu heilen; ſo viel ſie aber auch die Zeichen der Krankheit beobachteten, ſo vermochten ſie doch ihren wahren Grund nicht zu erkennen und mußten ihn endlich insgeſammt aufgeben. Die Betrübniß der Eltern des jungen Mannes über dieſen Ausſpruch konnte nicht größer gedacht werden und oftmals baten ſie ihn auf das zärtlichſte, ihnen die Urſache ſeines Uebels zu entdecken, er aber antwortete ihnen nur mit Seufzern, oder ſagte, er fühle ſich innerlich verzehrt.

Da traf es ſich, daß eines Tages, als ein junger, aber in ſeine Wiſſenſchaft tiefeingedrungener Arzt neben dem Kranken ſaß und deſſen Arm an der Stelle hielt, wo die Kunſtverſtändigen nach dem Pulſe zu fühlen pflegen, Jeannette, die ihn der Mutter zu Gefallen ſorgfältig pflegte, in das Zimmer kam, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu beſorgen. Sobald der Jüngling ſie gewahr ward, fühlte er, obwol er kein Wort redete und die Miene nicht veränderte, in ſeinem Herzen die liebevolle Gluth heftiger aufflammen, ſodaß der Puls ſtärker

als zuvor zu ſchlagen begann. Der Arzt bemerkte das ſogleich und verwunderte ſich darüber; doch ſchwieg er, um zu ſehen, wie lange dieſe Verſtärkung des Pulſes anhalten werde. Nun hatte Jeannette das Zimmer kaum wieder verlaſſen, als der Puls ſich auch beruhigte. Da vermuthete der Arzt, der Urſache jener Krankheit auf die Spur gekommen zu ſein, und ließ nach einiger Zeit, während er den Arm des Kranken noch immer in der Hand hielt, Jeannetten unter dem Vorwande, daß er ſie nach etwas zu fragen habe, wieder hereinrufen. Sie gehorchte ſogleich und war nicht ſobald in das Zimmer eingetreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, wie er nachließ, als ſie das Zimmer wieder verließ. Nun glaubte der Arzt ſeiner Sache vollkommen gewiß zu ſein, ſtand auf und nahm Vater und Mutter des Kranken bei Seite und ſagte ihnen: „Die Geſundheit Eures Sohnes iſt nicht in der Aerzte, ſondern in Jeannettens Händen. Sichere Zeichen haben mich überzeugt, daß Euer Sohn ſie auf das feurigſte liebt, obgleich ſie, ſoviel ich bemerke, nichts davon ahnet. Jetzt wißt Ihr, was Ihr zu thun habt, wenn ſein Leben Euch am Herzen liegt."

Der Edelmann und ſeine Gemahlin waren erfreut über dieſe Nachricht, weil ſie nun doch wenigſtens eine Ausſicht zu ſeiner Heilung entdeckten, wie hart es ihnen auch ankam, Das zu thun, was ihnen unvermeidlich ſchien, nämlich die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben. So gingen ſie denn, nachdem ſie den Arzt entlaſſen, zu dem Kranken, und die Mutter ſagte: „Mein Sohn, ich hätte nie gedacht, daß Du mir einen Deiner Wünſche verhehlen, am wenigſten aber, daß Du dies thun würdeſt, wo Dein unerfülltes Verlangen Dich innerlich völlig verzehrt. Du durfteſt und darfſt ja mit Sicherheit darauf zählen, daß ich, um Dich zufrieden zu ſtellen, Alles, was ich nur vermag, ſelbſt wenn es minder ziemlich ſein ſollte, ganz ſo wie für mich ſelber thun würde. Weil Du aber dennoch nicht offen gegen mich geweſen biſt, hat unſer

Herrgott größeres Mitleid für Dich bezeigt, als Du ſelber es gethan haſt, und, damit dieſe Krankheit Dir nicht tödtlich werde, mir die Urſache Deines Uebels entdeckt, welche in nichts Anderem beſteht, als in übergroßer Liebe, die Du für ein Mädchen, deren Namen ich jetzt dahin geſtellt ſein laſſe, empfindeſt. Warum ſcheuteſt Du Dich aber, mir dies zu entdecken? Bringt es Dein Alter nicht mit ſich, und müßte ich Dich nicht gar gering ſchätzen, wenn Du nicht verliebt wäreſt? So fürchte Dich denn nicht länger vor mir, mein Sohn, ſondern entdecke mir dreiſt alle Deine Wünſche. Verſcheuche den Trübſinn und die Bedenken, die Du hegſt und die Dir allein dieſe Krankheit zugezogen haben. Faſſe Muth und halte Dich überzeugt, daß Du Nichts von mir fordern kannſt, was ich nicht, um Dich, den ich mehr als mein Leben liebe, zufriedenzuſtellen, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, gerne thäte. Verbanne Deine Scheu und Deine Beſorgniß, ſage mir, ob ich Deine Liebe in etwas fördern kann, und halte mich für die grauſamſte Mutter, die jemals einen Sohn geboren, findeſt Du mich nicht auf das eifrigſte bemüht, Dich zum Ziele zu führen."

Als der Jüngling dieſe Worte ſeiner Mutter vernahm, erröthete er anfangs darüber, daß ſein Geheimniß entdeckt ſei. Als er aber bedachte, daß Niemand beſſer als ſie im Stande ſei, ſeinem Verlangen Gewährung zu verſchaffen, überwand er ſeine Scheu und ſagte: „Madonna, um keiner andern Urſache willen habe ich meine Liebe vor Euch verborgen gehalten, als weil ich bemerkt habe, daß die meiſten Menſchen, wenn ſie zu Jahren gekommen ſind, ſich nicht mehr daran erinnern wollen, daß auch ſie einmal jung waren. Weil ich aber Euch hierin ſo verſtändig finde, leugne ich Euch nicht allein nicht, daß es ſich wirklich ſo verhalte, wie Ihr vermuthet, ſondern ich will Euch auch offenbaren, wen ich liebe, vorausgeſetzt, daß Ihr Euer Verſprechen nach Euren Kräften erfüllt, denn nur dadurch könnt Ihr mich wieder geſund machen."

Die Dame erwiderte, im Vertrauen darauf, daß ihr gelingen werde, was wenigſtens in der Weiſe, wie ſie dachte, ihr nicht gelang, zuverſichtlich, er möge ihr ſeine Wünſche ohne Bedenken eröffnen und ſie werde ſich ſogleich bemühen, ſeinem Verlangen Gewährung zu verſchaffen.

Darauf ſagte der Jüngling: „Madonna, die hohe Schönheit und das muſterhafte Betragen unſerer Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Liebe bemerkbar zu machen, geſchweige denn ſie zum Mitleiden zu bewegen, und meine eigne Scheu, die mich gehindert hat, zu irgend Jemandem von meiner Liebe zu ſprechen, haben mich in den Zuſtand verſetzt, in dem Ihr mich ſeht. Und ſollte aus was immer für einem Grunde Das, was Ihr mir verſprochen habt, unterbleiben, ſo haltet Euch überzeugt, daß mein Leben in Kurzem enden wird."

Die Dame, die wohl fühlte, es ſei jetzt an der Zeit, den jungen Mann zu ermuthigen, nicht aber ihm Vorwürfe zu machen, antwortete lächelnd: „Darum alſo haſt Du Dich krank gegrämt? Nun, wenn das iſt, ſo ſei nur guten Muthes und laß mich ſorgen, ſobald Du wieder geſund biſt."

Der Jüngling, der jetzt voll der beſten Hoffnung war, gab in Kurzem Zeichen der entſchiedenen Beſſerung, und die Dame dachte nun, hocherfreut über den glücklichen Erfolg, daran, wie ſie das dem Sohne gegebene Verſprechen erfüllen wollte. Zu dem Ende rief ſie eines Tages Jeannetten und fragte ſie unter freundlichen Scherzen, ob ſie einen Geliebten habe. Jeannettens ganzes Geſicht überzog ſich bei dieſer Frage mit Röthe und ſie erwiderte: „Gnädige Frau, für ein armes, von Hauſe verſtoßenes Mädchen, wie ich, die, wie ich, in anderer Leute Dienſten ſteht, ziemt es ſich nicht, mit der Liebe ſich abzugeben." Darauf ſagte die Dame: „Wenn Ihr denn keinen Liebhaber beſitzt, ſo wollen wir Euch einen verſchaffen, an dem Ihr Eure Freude haben und Eure Schönheit erſt recht

genießen ſollt; denn es iſt ja unerlaubt, daß ſo ein ſchönes Mädchen, wie Ihr, ohne Liebhaber ſei." „Gnädige Frau," ſagte darauf Jeannette, „Ihr habt mich aus der Armuth meines Vaters geriſſen und wie Eure Tochter auferzogen und darum wäre es meine Pflicht, Alles zu thun, was Ihr verlangt. In dieſem Einen aber kann ich Eurem Willen nicht gehorchen und glaube daran recht zu thun. Wenn es Euch gefällig iſt, mir einen Mann zu geben, ſo werde ich den lieben, aber keinen Andern; denn mir iſt von der Erbſchaft meiner Vorfahren nichts geblieben, als die Sittſamkeit, und ſo will ich denn die bewahren und an ihr halten, ſo lange mein Leben währt."

Dieſe Worte dünkten der Dame dem Plane ſehr entgegen, den ſie ſich erſonnen hatte, um das Verſprechen zu erfüllen, das ſie ihrem Sohne gegeben, obwol ſie, verſtändig wie ſie war, in ihrem Herzen das Mädchen um ſo höher achten mußte, und ſie ſagte: „Wie aber, Jeannette, wenn unſer gnädigſter König, der ein junger Herr iſt, wie Du ein ſchönes Mädchen biſt, von Deiner Liebe eine Gunſt begehrte, würdeſt Du ſie ihm abſchlagen?" Sogleich erwiderte jene: „Gewalt könnte mir der König anthun, aber mit meinem Willen würde er nie von mir etwas Anderes erlangen, als was der Sittſamkeit gemäß iſt."

Die Dame ſah nun wohl, wie ihre Geſinnungen beſchaffen waren, ſparte deshalb weiteres Reden und dachte darauf, durch die That ſie auf die Probe zu ſtellen. Demzufolge ſagte ſie zu ihrem Sohne, ſie werde, ſobald er geneſen ſei, das Mädchen mit ihm in Eine Stube bringen, dann möge er ſelber an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen ſuchen, da es, wie ſie ſagte, ihr unziemlich ſcheine, wenn ſie für ihren Sohn wie eine Kupplerin gute Worte geben und ein Mädchen in ihrem Dienſte bitten ſollte.

Der junge Mann war mit dieſem Antrag keineswegs zufrieden und wurde alsbald wieder um Vieles kränker.

Als die Mutter das sah, eröffnete sie der Jeannette ihre Wünsche vollständig, fand aber diese noch standhafter als zuvor. Nun erzählte sie Alles, was sie bisher gethan, ihrem Gemahle und so entschlossen sie sich, so hart es ihnen auch vorkam, dennoch gemeinsam, die Jeannette ihrem Sohne zur Frau zu geben, da sie immer noch lieber den Sohn mit einer Frau, die sich nicht für ihn ziemte, lebendig, als ohne Frau todt sehen wollten. Und so thaten sie denn nach vielem Hin- und Herreden wirklich. Jeannette freute sich dessen innigst und dankte Gott aus vollem Herzen, daß Er sie nicht vergessen habe, sagte aber dem Allen ungeachtet nicht anders, als, sie sei die Tochter eines Picarden. Der junge Mann genaß, feierte seine Hochzeit fröhlich wie kein Anderer und genoß die Freuden, welche die Liebe ihm gewährte.

Inzwischen hatte Pierrot, der in Wales bei dem andern Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, wie er heranwuchs, die Gunst seines Herrn erworben und war schön von Gestalt und wacker, wie kein Anderer auf der ganzen Insel, geworden, sodaß in Kampfspielen und Turnieren Niemand unter den Einheimischen sich der Waffen so mächtig bewies, als er. So war er denn unter dem Namen Pierrot der Picarde, den sie ihm beigelegt, überall gekannt und geehrt. Wie aber Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich bald, daß Er auch seiner gedachte. Es kam über jene Gegenden eine verheerende Seuche, die fast die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, zu geschweigen, daß auch von den Uebrigen ein so großer Theil in ferne Landschaften floh, daß das Land völlig verlassen zu sein schien. In dieser allgemeinen Sterblichkeit kamen nun auch Pierrot's Herr, der Marschall, dessen Gemahlin und Sohn nebst mehreren anderen Brüdern, Neffen und Verwandten des Hauses um, sodaß Niemand übrig blieb, als eine schon mannbare Tochter, Pierrot und einige andere Diener. Wie die Seuche ein wenig nachgelassen hatte, entschloß sich die

junge Dame auf den Rath und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Nachbaren, Pierrot, als einen tapferen und tüchtigen Menſchen, zum Manne zu nehmen, und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbſchaft zugefallen war. Auch dauerte es nicht lange, ſo vernahm der König von England den Tod des Marſchalls und ernannte darauf Pierrot den Picarden, deſſen Tüchtigkeit ihm bereits bekannt geworden war, an der Stelle des Verſtorbenen zu deſſen Nachfolger in jener Würde.

Dieſes iſt denn in Kurzem, was ſich mit den beiden unſchuldigen Kindern des Grafen von Antwerpen zutrug, die er für verloren zurückgelaſſen hatte.

So waren ſchon achtzehn Jahre verſtrichen, ſeit der Graf von Antwerpen Paris auf flüchtigem Fuße gemieden hatte, als er nach mancherlei Leiden und gar dürftigem Leben Luſt bekam, Irland, wo er ſich bis dahin aufgehalten, zu verlaſſen, um nun, weil er alt geworden, wo möglich zu vernehmen, was aus ſeinen Kindern geworden ſei. Er ſah wohl, daß er in der Zeit ſeine Geſtalt völlig verändert hatte, auch war er durch die langen körperlichen Anſtrengungen rüſtiger geworden, als er es geweſen, während er in Muße lebte, und ſo verließ er denn, arm und ſchlecht gekleidet wie er war, den Herrn, bei dem er lange Zeit gelebt, und fuhr nach England hinüber. Zunächſt ging er an den Ort, wo er Pierrot gelaſſen, und fand ihn als einen großen Herrn und königlichen Marſchall wieder und ſah, daß er geſund und kräftig und ſchön von Geſtalt geworden war. Zwar freute er ſich darüber herzlich, doch zu erkennen wollte er ſich ihm nicht eher geben, als bis er über Jeannetten Auskunft erhalten hätte.

Zu dem Ende machte er ſich auf den Weg und gönnte ſich unterwegs keine Ruhe, bis er in London angekommen war. Hier fragte er vorſichtig nach der Dame, welcher er ſeine Tochter gelaſſen, und nach ihren Umſtänden und erfuhr, daß Jeannette die Frau ihres Sohnes geworden ſei. Seine Freude darüber war ſo groß, daß er alles

vergangene Ungemach gering achtete, weil er die Kinder lebendig und in glücklicher Lage wieder gefunden. Voller Verlangen die Tochter wiederzusehen, ging er nun täglich in der Nähe ihres Hauses betteln. Hier sah ihn eines Tages Jacob Lamiens, denn so hieß der Gemahl Jeannettens, und es erbarmte ihn des armen, alten Mannes und er hieß einem seiner Diener, ihn in das Haus führen und ihm zu Essen geben. Der Diener that willig, wie ihm geboten. Jeannette aber hatte dem Jacob schon mehrere Kinder geboren, von denen der älteste nicht mehr als acht Jahre zählte und die sämmtlich die hübschesten und artigsten Kinder von der Welt waren. Als diese den Grafen essen sahen, waren sie gleich alle um ihn her und thaten schön mit ihm, als ob sie von verborgener Kraft gezogen, erkannt hätten, daß er ihr Großvater sei. Der Graf wurde bald gewahr, daß es seine Enkel seien, und herzte und liebkoste sie; weshalb denn die Kinder, so viel auch Derjenige, der zu ihrer Aufsicht bestimmt war, sie rufen mochte, nicht von ihm lassen wollten. Jeannette hörte das und kam aus einem anstoßenden Gemache in das Zimmer, wo der Graf sich befand, und drohte den Kindern nachdrücklich mit Schlägen, wenn sie nicht thäten, was ihr Lehrer ihnen befehle. Da fingen die Kinder zu weinen an und sagten, sie wollten bei dem wackern Manne bleiben, der sie lieber hätte als ihr Lehrer, worüber Graf und Gräfin herzlich lachen mußten.

Inzwischen war der Graf von seinem Sitze aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu beweisen, und hatte sich über ihren Anblick im Stillen unsäglich gefreut. Sie aber erkannte ihn weder damals, noch späterhin, so sehr hatte er sich im Vergleich mit seinem früheren Aussehen verändert; denn alt und grau und bärtig, mager und braun von Farbe, wie er war, glich er eher einem Wildfremden als dem Grafen von Antwerpen. Wie die Dame sah, daß die

Kinder nicht von ihm lassen wollten, sondern weinten, wenn man ihnen zu gehen befahl, sagte sie dem Lehrer, er möge sie nur eine Weile lassen.

Während aber die Kinder noch bei dem wackern Manne verweilten, kam Jacob's Vater von ungefähr nach Hause und erfuhr von dem Lehrer das Geschehene. Nun war ihm Jeannette ohnehin zuwider und so sagte er zu dem Lehrer: „Laßt sie beim Henker, der sie holen mag, wenn er Lust hat; sie zeigen ihre Abkunft in ihrem Benehmen. Bettelkinder sind es von mütterlicher Seite und da ist es denn kein Wunder, wenn sie am liebsten bei Bettlern sind." Der Graf hörte die Rede und fühlte sich schwer gekränkt, doch zuckte er die Achseln und trug diesen Schimpf geduldig, wie so manchen andern. Jacob dagegen hatte die Kinder so lieb, daß er, nachdem er gesehen, wie freundlich sie gegen den wackern Mann gewesen, ob es ihm gleich nicht gelegen war, doch, um sie nur nicht weinen zu sehen, diesem sagen ließ, wenn er im Hause einen Dienst annehmen wolle, werde er willkommen sein. Der Graf antwortete, er wolle gerne bleiben, doch verstehe er sich auf weiter nichts, als die Pferde zu warten, was er sein lebelang gethan. Darauf wurde ihm ein Pferd angewiesen, und sobald er das besorgt hatte, scherzte und spielte er mit den Kindern.

Während das Schicksal auf die bisher geschilderte Weise den Grafen und seine Kinder umhergeführt hatte, war der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutschen mehrmals Waffenstillstand geschlossen, gestorben und an seiner Stelle sein Sohn gekrönt worden, dessen Gemahlin die Ursache gewesen, um derentwillen der Graf vertrieben war. Als der letzte Waffenstillstand mit den Deutschen abgelaufen war, fing der junge König den Krieg mit neuer Erbitterung an, und der König von England sandte ihm zu dem Ende, als sein neuer Vetter, zahlreiche Hülfsvölker unter der Führung seines Marschalls Pierrot und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls. In dem

Gefolge des Letztern zog dann auch der wackere Mann, nämlich der Graf, ohne von Jemandem erkannt zu werden, mit, lebte geraume Zeit im Lager als Pferdeknecht und bewirkte hier, in Folge seines Verstandes und seiner Erfahrung, durch Rath und That viel mehr Gutes, als für seine Lage sich schickte.

Während dieses Krieges nun wurde die Königin von Frankreich von einer schweren Krankheit befallen. Und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe sei, bereute sie alle ihre Sünden und beichtete sie zerknirscht dem Erzbischof von Rouen, der allgemein für einen besonders frommen und wohlmeinenden Mann gehalten wurde. Diesem erzählte sie denn unter andern Sünden auch das schwere Unrecht, das sie dem Grafen von Antwerpen zugefügt, und begnügte sich nicht damit, dies dem Bischofe zu beichten, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache in Gegenwart vieler anderer angesehener Personen und bat diese, bei dem Könige sich dahin zu verwenden, daß der Graf selber, wenn er noch am Leben sei, wo nicht, aber seine Nachkommen in ihren früheren Stand wieder eingesetzt würden. Nicht lange nach diesem Geständnisse starb die Königin und ihre Leiche ward ehrenvoll begraben.

Als dem König das Bekenntniß seiner Gemahlin hinterbracht ward, beseufzte er zuerst das schwere Unrecht, das er einem so wackern Manne angethan, dann aber ließ er in dem ganzen Heere und sonst noch weit und breit im Lande ausrufen, daß, wer den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder nachzuweisen wisse, für einen Jeden auf das nahmhafteste belohnt werden solle, denn der König habe aus den Geständnissen seiner Gemahlin entnommen, daß der Graf des Vergehens, um dessentwillen er verbannt worden, unschuldig sei, und er beabsichtige ihn nun in die alten Ehren und Würden wieder einzusetzen und ihm noch größere zu verleihen.

Diesen Aufruf hörte auch der Graf, als Stallknecht, und da er wohl wußte, daß sich wirklich Alles so verhalte,

ging er ſogleich zu Jacob und bat dieſen, ihn mit Pierrot zuſammenzubringen, denn er wolle dem König nachweiſen, was er ſuche. Wie ſie nun alle drei beiſammen waren, ſagte der Graf zu Pierrot, der ſchon ſelbſt ſich zu entdecken geneigt war; „Pierrot, Jacob, der hier ſteht, hat Deine Schweſter zur Frau, ohne jemals eine Mitgift bekommen zu haben. Damit aber Deine Schweſter nicht ohne Ausſteuer ſei, ſo will ich, daß er und Niemand anders die große Belohnung erhalte, die der König Dem verſpricht, der Dich anzuzeigen weiß. So möge er denn Dich als den Sohn des Grafen von Antwerpen angeben, ſeine Frau, als Violante, Deine Schweſter, und mich, Euren Vater, als den Grafen von Antwerpen." Bei dieſen Worten blickte Pierrot dem Redenden genauer ins Geſicht und erkannte ihn plötzlich, warf ſich ihm weinend zu Füßen, umarmte ihn und ſagte: „Vater, ſeid tauſend Mal willkommen." Jacob aber war zuerſt von der Rede des Grafen und dann von dem Benehmen Pierrot's ſo verwundert und ſo freudig überraſcht, daß er anfangs gar nicht wußte, was er thun ſolle. Doch maß er bald den Worten des Grafen vollen Glauben bei und ſchämte ſich der harten Reden ſehr, die er gegen jenen als Pferdeknecht wol verführt, und ſank weinend zu ſeinen Füßen nieder, um für das Geſchehene demüthig die Verzeihung von ihm zu erbitten, die der Graf ihm willig ertheilte, indem er ihn aufſtehen hieß.

Als ſich alle drei ihre verſchiedenen Schickſale unter vielen Thränen und eben ſo viel Freude gegenſeitig erzählt hatten, wollten Pierrot und Jacob den Grafen mit neuen Kleidern verſehen. Er gab es indeß auf keine Weiſe zu, ſondern beſtand darauf, daß Jacob, nachdem ihm die Belohnung zuvor geſichert wäre, ihn im Knechtsgewande dem Könige vorführe, um dieſen deſto mehr zu beſchämen. So ging denn Jacob, dem der Graf und Pierrot in einiger Entfernung folgten, vor den König und verſprach ihm, den Grafen und deſſen Kinder zu bringen, wenn er ihn anders dem ergangenen Rufe gemäß belohnen wolle.

Sogleich ließ der König die für einen Jeden beſtimmten Belohnungen, über deren Größe Jacob ſich nicht genug wundern konnte, herbeibringen und hieß ihm, dieſe hinnehmen, wenn er wirklich, ſeinem Verſprechen zufolge, den Graf und deſſen Kinder nachzuweiſen wüßte. Darauf wandte Jacob ſich herum und ließ den Grafen, ſeinen Knecht, und Pierrot vortreten und ſagte: „Gnädigſter Herr, hier ſind Vater und Sohn; die Tochter, die meine Gemahlin iſt, iſt zwar nicht zur Stelle, doch ſollt Ihr ſie mit Gottes Hülfe baldigſt ſehen.“

Als der König das hörte, blickte er den Grafen an, und ſo ſehr dieſer auch gegen ſein früheres Ausſehen entſtellt war, erkannte er ihn doch, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, wieder, und hob den Knienden, faſt mit Thränen in den Augen, zu ſich empor und küßte und umarmte ihn. Auch den Pierrot empfing er freundſchaftlich und befahl, daß der Graf ſogleich mit Kleidern, Dienerſchaft, Pferden und Geräthen, ſo reichlich, als es ſeinem hohen Range gezieme, verſehen werde. Alſobald wurde dieſer Befehl vollzogen. Dann erwies der König dem Jacob ebenfalls vielfache Ehre und verlangte von ihm die Erzählung der vorhergegangenen Begebenheiten. Als aber Jacob die Belohnungen wegtragen ließ, die er für die Auskunft über den Grafen und deſſen Kinder erhalten, ſagte dieſer: „Nimm das als ein gnädiges Geſchenk unſeres Herrn, des Königs, und vergiß nicht Deinem Vater zu ſagen, daß Deine Kinder, ſeine wie meine Enkel, nicht von mütterlicher Seite Bettlerkinder ſind.“ Jacob nahm die Geſchenke und ließ die Frau und deren Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Frau wurde herbeigeführt und alle lebten in großen Freuden mit dem Grafen zuſammen, den der König in alle ſeine Güter wieder eingeſetzt und mit größeren Würden begabt hatte, als je zuvor. Dann beurlaubte ſich ein Jedes und kehrte an ſeinen Wohnort zurück; er aber lebte noch viel ruhmvoller als vorher bis an ſein Ende in Paris.“

Neunte Geschichte.

Bernabò von Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug das Seinige und befiehlt, daß ſeine unſchuldige Frau getödtet werde. Sie entkommt und dient in Männerkleidern dem Sultan. Dann entdeckt ſie den Betrüger und veranlaßt Bernabò nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird beſtraft und ſie kehrt, wieder in Weiberkleidern, mit dem Manne reich nach Genua zurück.

Als Eliſe durch die rührende Geſchichte ihrer Pflicht Genüge geleiſtet, nahm die Königin Philomena, die ſchön und von ſchlanker Geſtalt war und deren Geſichtszüge durch Anmuth und Freundlichkeit vorzugsweiſe ſich auszeichneten, einen Augenblick ſich zuſammen und ſagte dann: „Wir müſſen dem Dioneus ſchon Wort halten, und ſo will ich denn, da nur er und ich noch zu erzählen haben, meine Geſchichte zuerſt ſagen und er mag, wie er ſich es ausgebeten, der letzte ſein, der für heute uns erzählt.“ Als ſie ſo geſprochen, begann ſie: „Man pflegt im Volke oft ſprüchwörtlich zu ſagen, wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein. Ob dies Sprüchwort aber wahr ſei, können wir nur daran erkennen, wenn es im Leben wirklich ſo zugeht. Demzufolge iſt mir eingefallen, Euch, Ihr lieben Mädchen, ohne mich von der allgemeinen Aufgabe zu entfernen, an einem Beiſpiele zu zeigen, daß es ſich wirklich, ſo wie man ſagt, verhalte. Laßt es Euch denn nicht gereuen, meine Geſchichte zu hören, aus der Ihr lernen könnt, wie man ſich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren ein Mal in einem Wirthshaus zu Paris eine Anzahl italieniſcher Großhändler beiſammen, die nach

der Weiſe ihres Standes um verſchiedener Geſchäfte willen an jenen Ort gekommen waren. Dieſe geriethen eines Abends nach fröhlich beendigtem Eſſen auf allerhand Geſpräche. Das Eine brachte ſie auf das Andere und ſo kamen ſie endlich auf ihre Frauen zu reden, die ſie daheim gelaſſen. Da ſagte Einer lachend: „Was meine thut, das weiß ich nicht, ſo viel weiß ich aber wohl, daß, wenn mir hier ein Mädel nach meinem Geſchmacke in den Wurf kommt, ich die Liebe zu meiner Frau auf der einen Seite liegen laſſe und Alles mitnehme, was ich von Jener kriegen kann.“ Darauf ſagte ein Anderer: „Ich mach' es ebenſo. Denn bilde ich mir ein, daß meine Frau ſich derweile einen Zeitvertreib ſucht, ſo thut ſie's; bilde ich's mir nicht ein, ſo thut ſie's doch. Alſo beſſer, man rechnet miteinander ab; wie der Eſel in den Wald ſchreit, ſo ſchalt es wieder 'raus.“ Die Meinung des Dritten kam auf daſſelbe hinaus und mit einem Worte, die Anweſenden ſchienen alle darin übereinzuſtimmen, daß ihre zurückgelaſſenen Frauen die Zeit ſchwerlich ungenutzt laſſen möchten.

Nur ein Einziger, Namens Bernabò Lomellino aus Genua, ſagte das Gegentheil, und verſicherte, durch Gottes beſondre Gnade eine Frau zu beſitzen, der alle Tugenden, die einem Weibe, und mit wenig Ausnahmen auch diejenigen, die einem Ritter oder Knappen geziemten, in ſolchem Grade eigen ſeien, wie vielleicht in ganz Italien keiner Andern. Denn ſie ſei ſchön von Geſtalt und noch bei jungen Jahren, körperlich geſchickt und rüſtig und es gebe keinerlei weibliche Arbeit, wie Seidenwirken und mehr dergleichen, die ſie nicht beſſer zu machen wiſſe, als irgend eine Andere. Ja es ſei noch überdies kein Knappe und kein Diener zu finden, was Namen er auch haben möge, der beſſer und aufmerkſamer als ſie eine herrſchaftliche Tafel zu bedienen wiſſe, denn ſie ſei in allen Dingen wohl erzogen, umſichtig und verſtändig. Endlich rühmte er noch von ihr, daß ſie beſſer zu Pferde ſitze und den Falken

halte, beſſer zu leſen, zu ſchreiben und zu rechnen wiſſe, als ob ſie ein Kaufmann wäre. Von dieſem und vielem andern Lobe kam er dann auf den Gegenſtand des vorhergegangenen Geſpräches und verſicherte bei ſeinem Eide, daß keine ſittſamere und keine keuſchere Frau zu finden ſei. Darum, fügte er hinzu, vertraue er feſt darauf, daß, möchte er zehn Jahre lang oder für immer vom Hauſe entfernt ſein, ſie ſich niemals mit einem andern Manne auf dergleichen Geſchichten einlaſſen würde.

Unter den Kaufleuten, die alſo miteinander redeten, war ein junger Mann, Ambrogiuolo von Piacenza genannt, der über das Lob, das Bernabò ſeiner Frau zuletzt ertheilt, überlaut zu lachen anfing und ihn höhnend fragte, ob denn der Kaiſer nur ihm vor allen Andern ſolch ein Vorrecht ertheilt habe. Bernabò erwiderte nicht ohne Empfindlichkeit, Gott, der etwas mehr vermöge als der Kaiſer, und nicht dieſer, habe ihm ſolche Gnade verliehen. Darauf ſagte Ambrogiuolo: „Bernabò, ich zweifle nicht daran, daß Du ſelber die Wahrheit zu ſagen glaubſt. Mich dünkt aber, Du haſt den Lauf der Dinge nicht gehörig ins Auge gefaßt; denn hätteſt Du es gethan, ſo halte ich Dich nicht für kurzſichtig genug, daß Du nicht Mancherlei wahrgenommen haben ſollteſt, was Dich veranlaſſen müßte, über dergleichen Dinge mit minderer Zuverſicht zu reden. Damit Du aber einſehen mögeſt, daß wir, die wir uns vorhin über unſere Frauen ſo duldſam ausſprachen, darum nicht der Meinung ſind, wir hätten deren ſchlechtere, oder anders geſchaffene, als die Deinige iſt, ſondern daß wir nur aus beſſerer Kenntniß der menſchlichen Natur ſo geſprochen haben, will ich über dieſen Gegenſtand ein wenig mit Dir reden. Ich habe immer gehört, der Mann ſei das edelſte unter den ſterblichen Weſen, die Gott geſchaffen, und erſt nach ihm das Weib; und in der That zeigt auch die Erfahrung, daß die allgemeine Meinung wahr und der Mann vollkommner iſt. Beſitzt er nun aber größere Vollkommenheit, ſo muß er ohne Zweifel auch mehr Feſtigkeit und

Beſtändigkeit haben; denn die Weiber ſind in Allem veränderlicher und dafür ließen ſich mancherlei natürliche Gründe angeben, die ich aber für jetzt bei Seite laſſen will. Hat nun der Mann größere Feſtigkeit und kann er ſich dennoch nicht enthalten, nach einer Jeden zu verlangen, die ihm gefällt, geſchweige denn, Einer, die ihn bittet, zu willfahren, und, außer dieſem Verlangen, Alles was in ſeinen Kräften ſteht, zu thun, um in ihren Beſitz zu gelangen, und begegnet ihm dies nicht ein Mal im Monat, ſondern täglich tauſend Mal, wie willſt Du von einem Weibe, die von Natur veränderlich iſt, erwarten, daß ſie den Bitten, den Schmeicheleien, den Geſchenken und tauſend andern Mitteln widerſtehen werde, die ein erfahrener Mann, wenn er in ſie verliebt iſt, anwenden wird? Glaubſt Du wirklich, ſie kann Stand halten? Wenn Du mich es auch verſicherſt, ſo glaube ich dennoch nicht, daß Du es glaubſt. Geſtehſt Du doch ſelber ein, daß Deine Frau ein Weib iſt und wie die andern aus Fleiſch und Bein beſteht. Iſt dem aber alſo, ſo muß ſie dieſelben Gelüſte fühlen und hat nur dieſelben Kräfte wie die Andern, um jenen natürlichen Antrieben zu widerſtehen. Du ſiehſt mithin, daß, ſo ſittſam ſie auch ſein mag, es darum immer möglich iſt, daß ſie thut, was die Andern thun. Etwas Mögliches ſoll man aber niemals ſo hartnäckig verneinen, oder das Umgekehrte behaupten, wie Du es thuſt."

Bernabò entgegnete ihm darauf: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philoſoph, kann Dir alſo auch nur als Kaufmann antworten. So ſage ich denn, daß ich wohl einſehe, wie es den Einfältigen, die kein Gefühl für Scham haben, ſo gehen kann, wie Du da beſchreibſt. Die Verſtändigen aber ſind um ihre Ehre ſo beſorgt, daß ſie in dieſem Punkte ſtärker werden als die Männer, die darin ein loſes Gewiſſen haben. Und zu denen gehört meine Frau."

„Wahrhaftig," ſagte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern für jedes Mal, das ſie ſich auf derlei Geſchichten einlaſſen,

ein Horn aus der Stirn wüchſe, das ein Zeugniß ihrer That wäre, ſo möchten ſich wenige damit abgeben. Nun aber wächſt ihnen kein Horn und wenn ſie klug ſind, iſt keine Spur zu finden. Scham und Entehrung entſtehen nur aus Dem, was offenbar wird; ſo thun die Weiber denn, was ſie im Verborgenen thun können, oder unterlaſſen es aus Albernheit. Darum halte Dich überzeugt, nur Die iſt keuſch, die entweder von Niemand gebeten worden, oder, wenn ſie ſelber gebeten hat, nicht erhört worden iſt. So genau ich übrigens aus natürlichen und aus andern Gründen weiß, daß ſich dies Alles ſo verhalten müſſe, wie ich Dir ſage, ſo würde ich doch nicht mit ſolcher Zuverſicht darüber ſprechen, wenn ich nicht ſchon ſo oft und ſo Manche auf die Probe geſtellt hätte. Deshalb ſage ich Dir denn: wäre ich nur bei Deiner ſo ausbündig ſittſamen Frau; ich wollte ſie wol in kurzer Zeit zu Dem bringen, wozu ich ſchon ſo manche Andere gebracht habe."

Bernabò antwortete verdrießlich: „Dies Herumſtreiten mit Worten möchte ſich etwas in die Länge ziehen. Du würdeſt ſagen und ich würde ſagen, und am Ende käme doch nichts heraus. Weil Du aber doch meinſt, daß jede Frau ſo nachgiebig und Dein Geſchick ſo groß ſei, ſo bin ich bereit, um Dich von der Sittſamkeit meiner Frau zu überführen, mir den Kopf abſchneiden zu laſſen, wenn Du ſie jemals dazu bewegen kannſt, Dir in dieſer Art irgend zu Willen zu ſein. Gelingt es Dir aber nicht, ſo verlange ich von Dir weiter nichts, als eine Buße von tauſend Goldgulden."

Ambrogiuolo, der ſich bei der Angelegenheit ſchon erhitzt hatte, erwiderte: „Bernabò, ich weiß nicht, was ich mit Deinem Blute machen ſollte, wenn ich die Wette gewönne. Haſt Du aber Luſt, von Dem, was ich Dir geſagt habe, die Probe zu ſehen, ſo ſetze gegen meine tauſend Goldgulden fünftauſend andere, die Dir doch wol minder werth ſein müſſen, als Dein Kopf. Dann will ich, während Du mir keine Zeit vorgeſchrieben haſt, nach

Genua reiſen und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreiſe aus Paris angerechnet, von Deiner Frau meinen Willen erreicht haben. Und zum Zeugniß will ich Dir Dinge mitbringen, die ſie beſonders werth hält, und Dir ſo viel Umſtände und Anzeichen berichten, daß Du ſelber an der Wahrheit nicht mehr zweifeln ſollſt. Dabei bedinge ich mir nur das Eine aus, daß Du während dieſer Zeit weder nach Genua kommſt, noch ihr irgend etwas über dieſe Angelegenheit ſchreibſt."

Bernabò verſicherte damit völlig zufrieden zu ſein, und ſo ſehr die übrigen Kaufleute, die gegenwärtig waren, weil ſie das große Uebel erkannten, das daraus entſtehen konnte, ſich bemühten, die Sache zu verhindern, ſo hatten ſich jene Beiden die Köpfe doch ſo erhitzt, daß ſie ſich wider den Willen der Andern in förmlichen eigenhändigen Urkunden gegeneinander verpflichteten.

Nachdem dieſe Verſchreibung gemacht war, reiſte Ambrogiuolo ſo ſchnell er konnte nach Genua, während Bernabò in Paris zurückblieb. Jener hatte aber kaum einige Tage in Genua zugebracht und ſich mit vieler Vorſicht unter der Hand nach dem Namen der Straße und nach den Sitten der Frau erkundigt, als er ganz daſſelbe, ja noch mehr Gutes von ihr hörte, als was Bernabò ihm geſagt hatte, und deshalb ſein Unternehmen für vorwitzig erkennen mußte. Nichtsdeſtoweniger verſchaffte ſich Ambrogiuolo die Bekanntſchaft eines armen Weibes, die häufig in jenes Haus zu kommen pflegte und bei Bernabò's Frau beſonders wohlgelitten war. Da dieſe ſich zu keinen weiteren Dienſten verſtehen wollte, beſtach er ſie endlich dahin, daß ſie ihn in einer Kiſte, die er künſtlich zu ſeinen Zwecken eingerichtet, nicht allein in das Haus, ſondern in das Schlafzimmer der Frau ſelbſt tragen ließ. Das arme Weib mußte nämlich vorgeben, ſie wolle über Land reiſen, und jener die Kiſte für einige Tage zum Aufbewahren empfehlen.

Als die Kiſte in dem Zimmer ſtehen geblieben und die

Nacht gekommen war, öffnete Ambrogiuolo ſie zu der Stunde, wo er vermuthen konnte, die Frau werde ſchlafen, durch den Druck einiger Federn und trat ſachte in das Zimmer ein, das von einer Lampe erhellt ward. Nun betrachtete er die Form des Gemaches, die Malereien, welche es ſchmückten, und was ſonſt darin bezeichnend ſchien, auf das Genaueſte und prägte Alles ſeinem Gedächtniſſe ein. Darauf näherte er ſich dem Bette und, da er bemerkte, daß die Frau ſowol als ein kleines Töchterlein, das neben ihr lag, feſt ſchliefen, deckte er ſie völlig auf und ſah, daß ſie nackt eben ſo ſchön zu nennen war, als bekleidet. Doch wußte er an dem Körper kein anderes Abzeichen zu entdecken, das er dem Manne anführen könnte, als ein Maal unter der linken Bruſt, um das ein Paar goldgelbe Härchen ſtanden. Sobald er dies geſehen, deckte er ſie leiſe wieder zu, ſo großes Verlangen ſich auch bei dem Anblick ihres ſchönen Körpers in ihm regte, ſein Leben daran zu wagen und ſich zu ihr zu legen. Da er aber gehört, daß ſie in ſolchen Geſchichten ſo übermäßig ſtreng und ungefüge ſei, wollte er es doch nicht darauf ankommen laſſen. So verweilte er denn den größten Theil der Nacht über nach ſeiner Bequemlichkeit in dem Zimmer, nahm ſich aus einem Schreine noch eine Taſche, ein Staatskleid und ein paar Ringe und Gürtel, that dies Alles in ſeine Kiſte und verſchloß dieſe ganz wie zuvor, nachdem er ſich ſelber hinein begeben hatte. Daſſelbe wiederholte er die folgende Nacht, ohne daß die Frau das Mindeſte bemerkt hätte.

Am dritten Tage kam das arme Weib, nach der getroffenen Verabredung, wieder, um ihre Kiſte abzuholen, und trug ſie dorthin zurück, wo ſie ſie hergebracht hatte. Ambrogiuolo aber ſtieg ſogleich heraus, belohnte das Weib ſeinem Verſprechen gemäß und kehrte mit den genommenen Sachen noch vor der beſtimmten Friſt nach Paris zurück. Hier rief er die Kaufleute zuſammen, die bei dem Streite und der abgeſchloſſenen Wette zugegen geweſen, und erklärte

in Bernabò's Gegenwart, er habe die Summe, um welche ſie damals gewettet, gewonnen, und ausgeführt, was er zu thun ſich gerühmt hatte. Zum Beweiſe bezeichnete er die Geſtalt des Zimmers und die Malereien in demſelben und zeigte dann auch die Sachen vor, die er mitgebracht, und von denen er behauptete, daß ſie ſie ihm geſchenkt habe. Bernabò geſtand, daß das Zimmer wirklich ſo ausſehe, wie Jener es beſchrieben, auch erkannte er jene Sachen als ſolche, die ſeiner Frau zugehört haben, doch meinte er, Ambrogiuolo könne leicht von einem der Dienſtboten des Hauſes die Beſchreibung des Zimmers und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Deshalb halte er ſich durch das Vorgebrachte, wenn Jener nicht noch Anderes hinzufüge, keineswegs für beſiegt. Ambrogiuolo ſagte darauf: „Wahrlich, Du ſollteſt Dich damit begnügen; weil Du aber einmal verlangſt, ich ſoll noch mehr ſagen, ſo will ich es thun. So ſage ich Dir denn, Frau Ginevra, Deine Gattin, hat unter ihrer linken Bruſt ein kleines Maal, um das wol ſechs goldgelbe Härchen herumſtehen." Als Bernabò das hörte, war es ihm wie ein Meſſerſtich durch das Herz, und die plötzliche Bläſſe ſeines Geſichtes hätte auch ohne Worte die Wahrheit Deſſen, was Ambrogiuolo geſagt, deutlich bekundet. Doch nach einigen Augenblicken ſagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, iſt wahr; ſo hat er denn gewonnen und mag ſich, wann es ihm beliebt, die Zahlung abholen."

Wirklich wurde Ambrogiuolo ſchon am folgenden Tage vollſtändig bezahlt. Bernabò aber verließ Paris und zog voll böſen Blutes gegen ſeine Frau gen Genua. Als er der Stadt nahegekommen war, wollte er nicht hinein, ſondern blieb wol zwanzig Meilen weit davon auf einer ihm gehörigen Beſitzung und ſandte einen Diener, dem er beſonders vertraute, mit zwei Pferden und einem Briefe an ſeine Frau nach Genua, in dem er ihr ſchrieb, wie er zurückgekehrt ſei, und wie ſie mit jenem ihm entgegen kommen

ſolle. Dem Diener aber ertheilte er heimlichen Befehl, ſobald er mit der Frau an einem Orte wäre, der ihm gelegen dünkte, ohne Erbarmen ſie zu ermorden und dann zu ihm zurückzukehren.

Als der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben und ſeine Aufträge ausgerichtet hatte, empfing ihn die Frau mit herzlicher Freude. Am andern Morgen ſtieg ſie mit ihm zu Pferde und verfolgte den Weg nach jener Beſitzung, bis ſie unter mancherlei Geſprächen, die ſie im Reiten miteinander führten, in ein tiefes, einſames Thal gelangten, das Bäume und hohe Felſenwände rings umſchloſſen. Das ſchien dem Diener der gelegene Ort, um die Befehle ſeines Herrn mit Sicherheit vollführen zu können, und er zog ſein Meſſer heraus und faßte die Frau beim Arme und ſagte: „Madonna, empfehlt unſerm Herrgott Eure Seele; denn hier müßt Ihr ſterben und dürft nicht mehr von der Stelle." Wie die Frau das Meſſer ſah und des Dieners Worte hörte, rief ſie voll Entſetzen: „Um Gottes Willen, Gnade! Eh' Du mich umbringſt, ſage mir, was ich Dir gethan habe, daß Du mich morden willſt?" „Madonna," ſagte der Diener, „mir habt Ihr nichts zu Leide gethan; worin Ihr aber Euern Gemahl beleidigt habt, das weiß ich weiter nicht, als daß er mir befohlen, Euch auf dieſem Wege ohne einiges Erbarmen zu tödten, und, wenn ich es nicht thäte, hat er mir gedroht, mich aufhängen zu laſſen. Ihr wißt wohl, wie viel ich ihm verdanke und wie ich mich nicht weigern darf, zu thun, was er befiehlt. Weiß es Gott, mir iſt es Leid um Euch; was will ich aber machen?" Darauf antwortete die Frau unter Thränen: „Ach, um Gottes Willen, Gnade! Wolle doch nicht um eines Andern willen an mir zum Mörder werden, die ich Dir niemals etwas zu Leide gethan. Gott, der Alles kennt, iſt mein Zeuge, daß ich Nichts verübt habe, was mir ſolche Strafe von meinem Manne verdienen könnte. Doch, das beiſeite. Du aber kannſt Dich, wenn Du willſt, um

Gott, um Deinen Herrn und um mich zugleich verdient machen. Nimm hier meine Kleider und ſchenke mir dafür nur Deine Jacke und Deinen Mantel. Kehre mit jenen zu meinem und Deinem Herrn zurück und ſage, Du habeſt mich umgebracht. Ich ſchwöre Dir, bei meinem Leben, das ich von Dir zum Geſchenke erwarte, ich will verſchwinden, ich will in ein anderes Land gehen, und weder er noch Du ſollen in dieſen Gegenden je das Mindeſte von mir hören."

Der Diener, der ſie ohnehin nicht gerne morden wollte, wurde leicht zum Mitleiden bewogen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr ſeine alte Jacke und ſeinen Mantel, ließ ihr das wenige Geld, das ſie bei ſich hatte, und, nachdem er ſie zuvor gebeten, jene Gegenden zu meiden, ließ er ſie zu Fuß in dem Thale zurück. Dann eilte er zu ſeinem Herrn und ſagte ihm, er habe ſeinen Befehl nicht nur vollzogen, ſondern über ihren Leichnam mehrere Wölfe herfallen ſehen.

Einige Zeit darauf kam Bernabò wieder nach Genua, man erfuhr, was er gethan, und tadelte ihn darüber allgemein.

Inzwiſchen war die Frau einſam und troſtlos zurückgeblieben und bei einbrechender Nacht möglichſt entſtellt in einer benachbarten Bauernhütte eingekehrt. Hier bekam ſie von einer Alten, was ſie bedurfte, um die Jacke nach ihrer Geſtalt zu kürzen und zurecht zu machen. Aus ihrem Hemde nähte ſie ſich Hoſen, ſchor ſich die Haare, gab ſich überhaupt das Anſehen eines Matroſen und ging in ſolcher Geſtalt dem Meere zu. Da traf ſie von ohngefähr auf einen ſpaniſchen Edelmann, der Herr Encarache genannt ward, und aus einem ihm gehörigen Schiffe, das in geringer Entfernung vor Anker lag, bei Alba ausgeſtiegen war, um ſich an einer Quelle zu erfriſchen. Mit dieſem fing ſie zu reden an, verdung ſich bei ihm als Diener und beſtieg das Schiff, wo ſie ſich Sicurano aus Finale nennen ließ. Der Edelmann verſah ſie nun mit

beſſeren Kleidern; ſie aber wußte ihm in Allem ſo gut aufzuwarten, daß der neue Diener ihm über die Maßen lieb ward.

Nicht lange darauf ſchiffte der Spanier mit einer Waarenladung nach Alexandrien und nahm unter Anderm auch mehrere ſeltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geſchenk machte. Darauf lud ihn der Sultan einige Male zu Tiſche und wurde, weil Sicurano immer mitbediente, auf deſſen geſchicktes Benehmen dabei aufmerkſam und fand daran ſolchen Gefallen, daß er ihn von dem Spanier forderte, was denn dieſer, ſo leid es ihm that, nicht abſchlagen konnte. Sicurano gewann in Kurzem durch ſein gutes Betragen die Gunſt und Liebe des Sultans nicht minder, als er die des Spaniers früher beſeſſen.

Da geſchah es denn im Verlaufe der Zeit, daß ein großer Zuſammenfluß von chriſtlichen und ſaraceniſchen Kaufleuten ſtattfinden ſollte, der zu einer beſtimmten Jahreszeit wie eine Art Meſſe in Acre gehalten wurde. Zu dieſem Markte pflegte der Sultan, unter deſſen Hoheit Acre lag, außer mehreren andern Beamten, zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedes Mal einen ſeiner Großen und eine Anzahl Bewaffneter zu ſenden. Als nun dies Mal die Zeit herankam, beſchloß er den Sicurano, der bereits der Sprache vollkommen mächtig geworden war, zu dieſem Geſchäfte zu beſtimmen, und wirklich führte er dieſen Vorſatz aus. So wurde denn Sicurano Befehlshaber von Acre und der vom Sultan zum Schutze der Kaufleute und ihrer Waaren dorthin geſandten Wache; und während er ſein Amt auf das beſte und ſorgfältigſte verſah und zu dem Ende achtſam umherging, traf er auf viele Kaufleute aus Sicilien, Piſa, Genua, Venedig und aus andern Gegenden Italiens, und ließ ſich in der Erinnerung an ſein Vaterland gern mit ihnen in trauliche Geſpräche ein.

Da traf es ſich unter Andern ein Mal, daß er in einem Kaufhauſe der Venetianer, wo er einen Augenblick

eintrat, neben mancherlei anderm Schmucke eine Taſche und einen Gürtel gewahr ward, die er ſchnell und voller Verwunderung als die ſeinigen wiedererkannte. Doch verbarg er ſein Erſtaunen und fragte freundlich, wem ſie gehörten, und ob ſie zu verkaufen wären. Ambrogiuolo von Piacenza nämlich war auf einem venetianer Schiffe mit vielen Waaren zu dieſer Meſſe gekommen und trat jetzt, als er den Befehlshaber der Wache fragen hörte, wem jene Sachen gehörten, lächelnd vor und ſagte: „Herr, die Dinger gehören mir und ſind nicht zum Verkauf. Findet Ihr aber Gefallen daran, ſo mache ich ſie Euch gerne zum Geſchenk.“ Wie Sicurano ihn lächeln ſah, fürchtete er ſchon, Jener möchte ſeine Züge wiedererkannt haben; doch hielt er ſein Geſicht vollkommen in ſeiner Gewalt und ſagte: „Du lachſt wol, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach ſolchem Weiberzeuge fragt?“ „Herr,“ entgegnete Ambrogiuolo, „ich lache nicht darüber, ſondern nur über die Art, wie ich zu den Sachen gekommen bin.“ Darauf ſagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unziemliches dabei iſt, ſo möchte ich doch, Du erzähltеſt uns die Geſchichte.“ „Herr,“ ſagte Jener, „die Dinger, die Ihr da ſeht, und noch ein paar andere ſchenkte mir ein Mal eine genueſer Dame, Frau Ginevra genannt, die Frau des Bernabò Lomellino, weil ich eine Nacht bei ihr geſchlafen, und bat mich, ſie ihr zu Liebe zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an Bernabò's Albernheit dachte, der dumm genug war, fünftauſend Goldgulden gegen tauſend zu ſetzen, daß ich von ſeiner Frau meinen Willen nicht erlangen würde. Sie gewährte mir aber Alles, und ich gewann dieſe Wette, und Bernabò, der lieber ſich für ſeine Dummheit, als die Frau dafür hätte beſtrafen ſollen, daß ſie gethan, was alle Weiber thun, reiſte von Paris nach Genua zurück und hat ſie, wie ich ſpäterhin vernommen, umbringen laſſen.“

Wie Sicurano dies vernommen, erkannte er alsbald den Grund von Bernabò's Zorne gegen ſie, und daß

Ambrogiuolo die einzige Urſache aller ihrer Leiden ſei, und dachte darauf, dieſem ſeinen Betrug nicht ungeſtraft durchgehen zu laſſen. Deshalb ſtellte ſich denn Sicurano, als ob jene Geſchichte ihm vielen Spaß gemacht, und wußte mit Ambrogiuolo in Kurzem ſo vertraulich zu werden, daß dieſer am Ende der Meſſe ihn mit Sack und Pack zu ſeinem Vergnügen nach Alexandrien begleitete. Hier richtete ihm Sicurano ein Kaufhaus ein und vertraute ihm von ſeinem eignen Gelde bedeutende Summen an, ſodaß Ambrogiuolo in Folge des großen Nutzens, der ihm aus ſeinem Aufenthalte erwuchs, gern in Alexandrien verweilte.

Sicurano, der in alle dem nichts Anders vor Augen hatte, als Bernabò von ihrer Unſchuld überzeugen zu können, ließ nicht eher nach, als bis ſie ihn durch Vermittelung einiger angeſehenen genueſiſchen Kaufleute, die in Alexandrien wohnten, unter allerhand Vorwänden bewogen hatte, dorthin zu kommen. Da Bernabò in ziemlich ärmlichen Umſtänden anlangte, ließ Sicurano ihn, bis ihm die Zeit zur Ausführung ſeiner Pläne gelegen dünken würde, von einem ſeiner Freunde in der Stille beherbergen. Inzwiſchen hatte Sicurano den Ambrogiuolo ſchon veranlaßt, ſeine Geſchichte vor dem Sultan zu erzählen und dieſen angenehm dadurch unterhalten.

Wie nun aber Bernabò angelangt war, meinte er, ſeine Unternehmung nicht weiter aufſchieben zu dürfen, und nahm die gelegene Zeit wahr, um vom Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabò vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des Letztern Ambrogiuolo, wo nicht in Güte, mit Gewalt genöthigt würde, zu bekennen, wie es ſich in Wahrheit mit Dem verhalten habe, deſſen er ſich in Betreff der Frau Bernabò's rühmte. Wie nun Ambrogiuolo und Bernabò gekommen waren, befahl der Sultan in Gegenwart Vieler dem erſten mit ungnädigem Geſichte, der Wahrheit gemäß zu geſtehen, wie er von Bernabò die fünftauſend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo ſah den Sicurano, auf

den er am meiſten Zutrauen ſetzte, gegenwärtig; doch auch dieſer drohete ihm mit noch weit zornigerer Miene die größten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht geſtände. So ſah ſich denn Ambrogiuolo, von der einen wie von der andern Seite verſchüchtert, ja mit Zwang bedroht, in Bernabò's und vieler Andern Gegenwart genöthigt, den ganzen Hergang der Sache klar und einfach zu erzählen. Ambrogiuolo meinte dadurch höchſtens zur Erſtattung der fünftauſend Gulden und der genommenen Sachen verpflichtet zu werden; Sicurano aber wandte ſich als ein vom Sultan berufener Richter ſogleich zu Bernabò und ſagte: „Was thateſt denn Du Deiner Frau in Folge dieſer Lüge?" Bernabò erwiderte: „Vom Zorne über das verlorene Geld und von Scham über die Schande bewältigt, die meine Frau mir, wie ich glauben mußte, angethan, ließ ich ſie durch einen meiner Diener tödten, und, wie dieſer mir berichtet, ward ihr Leichnam von vielen Wölfen zerriſſen."

Alle dieſe Verhandlungen wurden in Gegenwart des Sultans gepflogen und vollkommen von ihm verſtanden, ohne daß er darum gewußt hätte, zu welchem Ende Sicurano dies Alles veranſtaltet habe. Darauf ſprach indeß der Letzte folgendermaßen: „Mein Gebieter, Ihr ſeht nun wol klar genug ein, was für eines Liebhabers und was für eines Mannes die gute Frau ſich zu rühmen gehabt. Der Liebhaber bringt zu gleicher Zeit ſie durch die ſchmählichſten Lügen um ihre Ehre und ſtürzt ihren Mann ins Unglück, und der Mann mißt den fremden Unwahrheiten größeren Glauben bei, als der Wahrheit, die er durch lange Erfahrung ſelber zu erkennen Gelegenheit gehabt, und läßt ſie tödten und von Wölfen verzehren. Und noch überdies iſt die Liebe, die Liebhaber und Ehemann für ſie empfinden, ſo groß, daß Beide lange Zeit mit ihr zuſammenleben, ohne ſie wiederzuerkennen. Wollt Ihr aber, der Ihr nun deutlich erkennt, welche Strafe jeder von Beiden verdient, mir zur beſondern Gnade gewähren, daß

der Betrüger beſtraft, dem Betrogenen aber verziehen werde, ſo will ich die arme Frau ſelber vor Eure und vor Jener Augen führen."

Der Sultan, der in dieſer Angelegenheit allein dem Sicurano gefällig zu ſein wünſchte, erklärte ſich damit zufrieden und ſagte, Jener möge die Frau nur kommen laſſen. Bernabò wunderte ſich über dieſe Reden nicht wenig, da er ſeine Frau mit Gewißheit todt glaubte. Ambrogiuolo ahnte zwar ſchon ſein Unglück und fürchtete Schlimmeres, als die Erſtattung des Geldes; auch wußte er nicht, was er von dem Erſcheinen der Frau hoffen oder fürchten ſollte; doch waltete auch bei ihm Neugierde und Verwunderung in Betreff ihrer Ankunft vor.

Wie nun der Sultan dem Sicurano ſeine Bitten gewährt, warf dieſer ſich weinend vor ihm auf die Kniee und veränderte in dem Augenblick, wo ſie für keinen Mann mehr gelten wollte, die bisher männliche Stimme und ſagte: „Mein Gebieter, ich bin die elende, unglückliche Ginevra und bin nun ſchon ſechs Jahre lang in männlicher Kleidung durch die Welt umhergeirrt, ſeit dieſer Verräther Ambrogiuolo mich fälſchlich, aber nur allzufühlbar beſchimpft, und ſeit mein grauſamer und ungerechter Mann hier mich von einem ſeiner Diener hat umbringen und den Wölfen vorwerfen laſſen wollen." Bei dieſen Worten zerriß ſie ihre Kleider, zeigte ihren Buſen und bewies dadurch dem Sultan und allen Andern, die gegenwärtig waren, daß ſie ein Weib ſei. Dann aber wandte ſie ſich gegen Ambrogiuolo und fragte ihn im höchſten Zorne, wann er jemals, wie er ſich gerühmt, bei ihr geſchlafen habe. Ambrogiuolo erkannte ſie wohl und fühlte ſich ſo beſchämt, daß er ſchwieg, nicht anders, als wäre er ſtumm geworden. Der Sultan, der ſie immer für einen Mann gehalten, gerieth bei dieſen Worten und dieſem Anblick in ſolches Erſtaunen, daß er mehrmals, was er ſah und was er hörte, nicht für wahr, ſondern für einen Traum halten wollte. Endlich aber legte ſich ſein Staunen; er er-

kannte die Wahrheit und überhäufte die Lebensweiſe, die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevra's, die bis dahin Sicurano genannt worden war, mit den höchſten Lobſprüchen. Dann ließ er ihr anſtändige, weibliche Kleidungsſtücke bringen, verſah ſie, nach ihrer Bitte, mit Frauen, die ihr Geſellſchaft leiſteten, und ſchenkte dem Bernabò ſein verwirktes Leben. Dieſer aber hatte ſie kaum erkannt, als er ſich weinend zu ihren Füßen warf und ſie um Verzeihung bat, die ſie ihm denn auch, ſo wenig er ſie verdient hatte, freundlich gewährte, ihn aufſtehen hieß und zärtlich ihn als ihren Gemahl umarmte.

Darauf befahl der Sultan ſogleich, daß Ambrogiuolo an einen erhabenen Platz der Stadt geführt, dort in der Sonne nackend an einen Pfahl gebunden und mit Honig beſtrichen werde, um nicht eher von dort wieder losgebunden zu werden, als bis ſeine Gebeine von ſelber aus den Banden fielen. Als dieſer Befehl des Sultans vollzogen war, ließ er Alles, was bisher dem Ambrogiuolo gehört, als ein Geſchenk der Frau überantworten, und es fand ſich, daß dieſes nicht weniger als zehntauſend Doublonen betrug. Dann ordnete er ein herrliches Feſt an, bei welchem er den Bernabò als den Mann der Frau Ginevra, dieſe aber als ein Muſter trefflicher Frauen ehrte und ihr an Schmuck, goldenen und ſilbernen Gefäßen und baarem Gelde mehr denn zehntauſend Doublonen an Werth ſchenkte. Als das Feſt ein Ende genommen, rüſtete er ein Schiff aus und beurlaubte ſie, nach Gefallen auf dieſem nach Genua zurückzureiſen. So kehrten ſie denn reich und froh in ihre Heimat und wurden dort auf das ehrenvollſte empfangen; beſonders aber Frau Ginevra, die von Allen todt geglaubt worden war, und nun, ſo lange ſie lebte, wegen ihrer Tugenden und ihres Verſtandes allgemein gerühmt ward.

Ambrogiuolo war noch am ſelben Tage an den Pfahl gebunden und mit Honig beſtrichen worden und hatte nicht

allein mit unſäglichen Schmerzen unter den Stichen der Fliegen, Wespen und Bremſen, deren ſich in jenem Lande beſonders viele finden, ſeinen Geiſt aufgeben müſſen, ſondern ſein Leichnam ward auch bis auf die Knochen von ihnen verzehrt. So blieben die weißen Gebeine, von den Sehnen zuſammengehalten, noch lange Zeit unangerührt dem Vorübergehenden ein Zeugniß von Ambrogiuolo's Bosheit, und ſo bewährte ſich das Sprüchwort: wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.

Zehnte Geschichte.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica ſeine Frau. Dieſer erfährt, wo ſie ſei, befreundet ſich mit Paganino und fordert ſie von ihm wieder. Paganino verſpricht ſie ihm, wenn ſie wieder zu ihm wolle. Sie hat aber keine Luſt, zu ihm zurückzukehren, und wird nach Herrn Ricciardo's Tode Paganino's Frau.

Jeder von der werthen Geſellſchaft rühmte die Geſchichte, welche die Königin erzählt, als beſonders ſchön; vor Allen aber Dioneus, dem für den heutigen Tag die Mühe des Erzählens allein noch oblag. So begann er denn nach einem ausführlichen Lobe ſeiner Vorgängerin alſo zu reden: „Schöne Damen, eine Stelle in der Geſchichte der Königin hat mich veranlaßt, eine, die mir im Sinne lag, jetzt beiſeite zu laſſen und dafür eine andere zu erzählen. Ich meine nämlich die durch den glücklichen Ausgang nicht gemilderte Dummheit des Bernabò, daß er ſich einreden konnte, wie manche Andere es mit ihm thun, während ſie in der Welt herumreiſen und ſich bald mit dieſer und bald mit jener die Zeit vertreiben, werden ihre

Frauen zu Hauſe die Hände in den Schoß legen; als ob wir, die wir unter den Frauen auf die Welt kommen und groß werden, nicht wüßten, wonach ſie Verlangen tragen. So will ich Euch denn in meiner Geſchichte zu gleicher Zeit die Thorheit ſolcher Leute und die noch größere einiger Andern bemerklich machen, die ſich für vermögender halten, als die Natur ſelber, und mit fabelhaftem Geſchwätze bewirken zu können glauben, was nicht in ihrer Macht liegt, und nach ihrer Conſtitution, die Anderen völlig widerſtrebt, dieſe umformen wollen.

In Piſa nämlich lebte einmal ein Richter, der mehr mit Kenntniſſen als mit körperlicher Kraft begabt war und Herr Ricciardo von Chinzica genannt ward. Dieſer mochte ſich wol einbilden, daß einer Frau dieſelben Fähigkeiten genügen, die zum Lehramt erfordert werden, und ſuchte ſich im Vertrauen auf ſeinen anſehnlichen Reichthum mit allem Eifer eine ſchöne und junge Frau; während er doch, wenn er ſich ſelbſt ſo gut zu berathen gewußt hätte, wie Fremde, das Eine ſowol als das Andere ſorgfältig hätte vermeiden ſollen. Indeß wurden ſeine Wünſche erfüllt. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine ſeiner Töchter, Namens Bartolomea, eines der hübſcheſten und munterſten Mädchen in Piſa, zur Frau, wo doch die meiſten ſo niedlich und ſo flink ſind wie die Eidechſen. Der Richter holte ſie mit den größten Feſtlichkeiten ein und feierte eine glänzende und prachtvolle Hochzeit. Auch ſetzte er in der Brautnacht ernſtlich darauf an, die Ehe zu vollziehen; doch fehlte wenig daran, ſo wäre er wenn nicht matt, doch patt geworden, und am andern Morgen mußte er ſich, mager und ausgedörrt und kraftlos wie er war, mit rothem Wein und ſtärkendem Gebäck und andern Aufregungsmitteln wieder einigermaßen ins Leben zurückrufen.

Durch dieſe nächtlichen Erfahrungen lernte der Herr Richter ſeine Kräfte richtiger anſchlagen, als er es zuvor gethan, und er begann in Folge deſſen, ſeiner Frau einen Kalender vorzutragen, der den Schulkindern wol gefallen

haben möchte und urſprünglich vielleicht in Ravenna gemacht ſein mochte. Denn nach ſeinen Erklärungen gab es keinen Tag, an dem nicht mehrere Feſte zuſammen, geſchweige denn eines, getroffen hätten, denen zu Ehren man, wie der Mann der Frau auseinanderſetzte, aus mancherlei triftigen Gründen ſich dergleichen fleiſchlicher Vermiſchungen enthalten mußte. Zu dieſen Feſten kamen noch die Quatember, die heiligen Abende der Apoſtel- und tauſend anderer Heiligen Tage, die Freitage und die Sonnabende, der Sonntag, als Tag des Herrn, die ganze Faſtenzeit, gewiſſe Mondphaſen und eine Menge anderer Ausnahmen, für welche alle er im Bette ſeiner Frau gleiche Ferien in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte, als er ſich deren in den Proceſſen, die er führte, manchmal bediente. Auf dieſe Weiſe fuhr er zum großen Verdruſſe ſeiner Frau, an die es ſolchergeſtalt kaum ein Mal im Monate kam, lange Zeit fort, und hatte dabei immer ſorgfältig darauf Acht, daß nicht etwa ein Anderer ſie mit den Werkeltagen bekannt machen möge, wie er ihr die Feſttage gelehrt hatte.

Da kam einmal zur Zeit der großen Hitze dem Herrn Ricciardo die Luſt an, ſich auf einem ſchönen Landgute, das ihm in der Nähe des Monte Nero gehörte, zu erholen und während des Aufenthalts von einigen Tagen friſche Luft zu ſchöpfen. Seine ſchöne Frau mußte ihn begleiten; und um ſie in der Zeit, während ſie dort verweilten, einigermaßen zu unterhalten, ließ er eines Tages eine Fiſcherei anſtellen. Auf dem einen Kahne fuhr er mit den Fiſchern, auf dem andern ſie mit mehreren Frauen; ſo ſahen ſie dem Fiſchfang zu, und das Wohlgefallen an dieſem Schauſpiele lockte ſie, ohne daß ſie es gewahr wurden, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Während ſie aber noch auf die Fiſche achteten, näherte ſich ihnen plötzlich eine Galeere des Paganino vom Meere, der damals ein berühmter Seeräuber war. Wie dieſer die Kähne bemerkte, machte er Jagd auf ſie, und ſie konnten nicht

schnell genug entfliehen, daß Paganino nicht den Kahn erreicht hätte, auf dem die Frauen sich befanden. Hier fiel sein Blick sogleich auf die schöne Dame, und, ohne irgend etwas Anderes zu begehren, nahm er sie, unter Herrn Ricciardo's Augen, der bereits gelandet war, auf seine Galeere und fuhr davon.

Ob der Herr Richter, der so eifersüchtig war, daß er sich vor jeder Luft fürchtete, über diesen Anblick betrübt war, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Er beklagte sich in und außerhalb Pisa über die Ruchlosigkeit der Seeräuber und wußte darum doch nicht, wem seine Frau in die Hände gefallen, oder wohin sie gebracht worden sei. Paganino aber fand an der Schönheit der jungen Frau Gefallen und schätzte sich glücklich, sie gewonnen zu haben. Da er selber unbeweibt war, nahm er sich vor, sie für immer bei sich zu behalten, und tröstete sie auf das freundlichste, da er sie heftig weinen sah. Wie nun die Nacht kam, setzte er, der keinen Kalender bei sich führte und alle Fest- und Fasttage längst vergessen hatte, seinen Trost, da ihm die Worte den Tag über wenig gefruchtet, durch Thaten nachdrücklicher fort, und er wußte sie solchergestalt zu beruhigen, daß, bevor sie noch in Monaco anlangten, der Richter und seine Gesetze dem Gedächtniß der guten Frau völlig entfallen waren, sie dagegen mit Paganino bereits das fröhlichste Leben von der Welt angefangen hatte. In Monaco gewährte ihr der letzte, außer dem Vergnügen, das er ihr Tag und Nacht bereitete, noch die ehrenvollste Behandlung, wie, wenn sie seine rechtmäßige Gemahlin wäre.

Inzwischen war nach dem Verlaufe einiger Zeit dem Herrn Ricciardo zu Ohren gekommen, wo seine Frau sich befinde, und er entschloß sich, in der Meinung, daß kein Anderer alles Erforderliche zu thun im Stande sein würde, selber ihr nachzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung verlangt werden sollte, willig zu bezahlen. Darauf begab er sich zu Schiffe und fuhr nach

Monaco, wo er bald die Frau zu ſehen bekam. Aber auch ſie hatte ihn bemerkt; ſagte es noch am ſelben Abend dem Paganino und kündigte dieſem im Voraus ihren Entſchluß an.

Am andern Morgen begegnete Herr Ricciardo dem Paganino, machte ſich an ihn und bewarb ſich eifrig um deſſen Vertraulichkeit und Freundſchaft; Paganino aber ſtellte ſich, als kenne er ihn nicht, und war dabei voller Neugierde, wo das hinauslaufen wolle.

Ricciardo nahm eine Zeit wahr, die er für gelegen hielt, und entdeckte dem Paganino in ſo wohlgeſetzten und freundlichen Worten, als er zu finden wußte, den Grund ſeiner Reiſe und bat ihn inſtändigſt, gegen beliebigen Erſatz, ihm die Frau wiederzugeben. Paganino erwiderte darauf ganz freundlich: „Herr, zunächſt ſeid mir willkommen. Was das Andere betrifft, ſo antworte ich Euch mit kurzen Worten. Allerdings habe ich eine junge Frau im Hauſe, von der ich nicht weiß, ob ſie Euer, oder eines Andern Frau iſt, denn Euch kenne ich überall nicht, ſie aber erſt ſeit der kurzen Zeit, daß ſie mit mir zuſammenwohnt. Seid Ihr nun ihr Mann, ſo will ich Euch, als einen artigen und wackeren Mann, wofür ich Euch halte, zu ihr führen und zweifle nicht daran, daß ſie Euch erkennen wird. Sagt ſie dann Daſſelbe, was Ihr mir jetzt geſagt, und will ſie mit Euch heimkehren, ſo bin ich, Eurer Artigkeit wegen, zufrieden, daß Ihr mir als Löſegeld für ſie gebet, was Ihr ſelber für recht halten werdet. Sollte Dem aber nicht ſo ſein, ſo wäre es unziemlich von Euch, wenn Ihr ſie mir entreißen wolltet; denn ich bin noch ein junger Mann und kann mir ſo gut als ein Anderer ein Frauenzimmer halten, vor Allen aber eben dieſe, die die liebenswürdigſte unter Allen iſt, die ich je geſehen habe.“ Darauf ſagte Herr Ricciardo: „Wahrhaftig, ſie iſt meine Frau, und wenn Du mich nur zu ihr führſt, ſo wirſt Du ſchon ſehen, wie ſie mir gleich um den Hals

fallen wird. Drum verlange ich's auch nicht anders, als wie Du selber gesagt hast." „Gut," entgegnete Paganino, „so wollen wir gehn."

Darauf gingen sie miteinander nach Paganino's Wohnung, und, wie sie in einen Saal eingetreten, ließ Paganino die Frau herbeirufen. Sie kam alsbald angekleidet und geschmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal, wo die beiden Männer sich befanden; doch sagte sie zu Herrn Ricciardo weiter nichts, als was sie zu jedem andern Fremden, der mit Paganino zu Hause gekommen wäre, gesagt haben würde. Darüber konnte sich denn der Richter, der geglaubt hatte, sie werde ihn mit der größten Freude empfangen, gar nicht genug wundern und er sprach zu sich selber: „Leicht möglich, daß die Trauer und der lange Gram, die sich meiner bemeistert, seit ich sie verloren, mich so entstellt haben, daß sie mich nicht mehr wiederkennt." Demzufolge sagte er: „Frau, wohl kommt mir der Fischfang, zu dem ich Dich geführt, theuer zu stehen; denn nie empfand ich größeren Schmerz, als den ich erdulden muß, seitdem ich Dich verloren. Du aber scheinst mich nicht zu erkennen, so fremde redest Du mit mir. Siehst Du denn nicht, daß ich Dein Herr, Ricciardo, bin, hergekommen, um dem Edelmanne, in dessen Hause wir uns befinden, was er nur verlangt zu bezahlen, allein um Dich wieder zu haben und mit mir zu führen? Er aber gibt Dich mir, dank sei es seiner Güte, für Das, was ich selber bestimmen werde." Bei diesen Worten wandte sich die Dame zu dem Richter, lächelte fast unmerklich und sagte: „Herr, redet Ihr mit mir? Ihr mögt mich wol mit einer Andern verwechseln; denn, so viel mir bewußt ist, erinnere ich mich nicht, Euch jemals gesehen zu haben." Darauf sagte Herr Ricciardo: „Bedenke, was Du sprichst, und betrachte mich genau. Wenn Du Dich nur besinnen willst, mußt Du ja sehn, daß ich Dein Ricciardo von Chinzica

bin." Die Dame erwiderte: „Verzeiht mir, Herr; Euch ſo genau zu betrachten, möchte ſich vielleicht nicht ſo für mich ſchicken, als Ihr zu glauben ſcheint; dennoch habe ich Euch hinlänglich betrachtet, um zu wiſſen, daß ich Euch nie zuvor geſehen."

Nun glaubte Herr Ricciardo, ſie wolle nur aus Furcht vor Paganino in deſſen Gegenwart nicht geſtehen, daß ſie ihn kenne, und deshalb bat er nach einiger Zeit Paganino um die Erlaubniß, allein in einem Zimmer mit ihr reden zu dürfen. Paganino erklärte ſich auch damit, unter der einzigen Bedingung, zufrieden, daß Ricciardo ſie nicht wider ihren Willen ſolle küſſen dürfen; der Frau aber befahl er, mit jenem in ein beſonderes Zimmer zu gehn, anzuhören, was er ihr zu ſagen hätte, und ihm dann ganz nach ihrem Gefallen zu antworten.

So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und, als ſie ſich zuſammengeſetzt, begann Herr Ricciardo alſo zu reden: „Ach, mein ſüßeſtes Herz, geliebteſte Seele, meine einzige Hoffnung, kennſt Du denn Deinen Ricciardo, der Dich lieber hat, als ſein Leben, gar nicht wieder? Wie iſt denn das möglich? Habe ich mich denn ſo ſehr verändert? Schönſtes Licht meiner Augen, ſchau mich doch nur ein wenig an."

Darüber fing die Dame zu lachen an und ſagte, ohne ihn weiter reden zu laſſen: „Ihr könntet doch wol wiſſen, daß ich kein ſo ſchwaches Gedächtniß habe, um Euch nicht als Herrn Ricciardo Chinzica, meinen Ehemann, zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich ſchlecht erkannt. Denn wenn Ihr ſo verſtändig waret, oder noch ſeid, als Ihr dafür gelten wollt, ſo mußtet Ihr Einſicht genug haben, um zu ſehen, daß ich jung, friſch und kräftig bin, und mußtet Euch ſelber ſagen, was junge Frauen, wenn ſie es gleich aus Schamhaftigkeit nicht geſtehn wollen, außer dem Anzuge und dem Eſſen noch bedürfen. Wie wenig Ihr das aber gethan habt,

das wißt Ihr ſelbſt. Wenn Euch die Rechtswiſſenſchaft mehr Vergnügen machte, als Eure Frau, ſo brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir ſeid Ihr aber nie wie ein Richter, ſondern wie ein Kalendermacher vorgekommen, ſo gut wußtet Ihr alle Heiligen-Tage, Feſte, Faſten und Vigilien. Das kann ich Euch ſagen, daß, wenn Ihr die Arbeiter, die Eure Felder beſtellen, ſo viele Feſte hättet halten laſſen, als der Eine gehalten hat, der mein Gärtchen bearbeiten ſollte, ſo hättet Ihr nie ein Körnchen Getreide eingeerntet. Nun bin ich auf dieſen Mann getroffen, den mir Gott aus Mitleiden mit meiner Jugend zugeführt. Mit ihm bewohne ich dieſes Zimmer, in dem man von ſolchen Feſten, wie Ihr, der Ihr beſſer Gott zu dienen wißt, als den Frauen, deren unzählige feiertet, nicht das Mindeſte weiß, und über deſſen Schwellen weder Sonnabend noch Freitag noch heiliger Abend, noch Quatember, noch die ſchrecklich langen Faſten kommen. Hier wird den ganzen Tag gearbeitet und Wolle gezaußt, und wie viel wir heute Morgen ſchon vor uns gebracht, ſeit es in die Frühmeſſe läutete, davon könnte ich mitreden. Darum will ich auch bei Paganino bleiben und mit ihm arbeiten, weil ich jung bin. Feſte, Abläſſe und Faſten hebe ich mir für mein Alter auf. Euch aber rathe ich, ſobald Ihr nur könnt, mit Gott nach Hauſe zu reiſen und ohne mich ſo viel Feſte zu feiern, als Euch nur belieben wird."

Dieſe Rede betrübte Herrn Ricciardo unſäglich und wie er ſah, daß ſeine Frau ausgeredet, erwiderte er: „Ach, geliebtes Leben, was für Worte habe ich von Dir hören müſſen! So haſt Du denn gar keine Rückſicht auf die Ehre Deiner Eltern und auf Deine eigene! So willſt Du denn lieber eine Todſünde begehn und mit dem Menſchen hier gleich einer Hure leben, als in Piſa meine Frau ſein! Wenn der Dich einmal ſatt haben wird, ſo wird er Dir zu Deiner größten Schande die Thür weiſen. Ich aber werde Dich immerdar lieb haben und immer wirſt

Du, ſelbſt wider meinen Willen, die Gebieterin meines Hauſes ſein. Sollteſt Du denn wirklich um eines ſo unmäßigen und unziemlichen Verlangens wegen Deine Ehre und mich, der ich Dich mehr als mein Leben liebe, zugleich von Dir ſtoßen wollen? Troſt meines Lebens, ich beſchwöre Dich, ſprich nicht mehr davon und komm mit mir nach Hauſe. Da ich Deine Wünſche jetzt kenne, will ich mich ja von nun an recht anſtrengen. Drum, mein ſüßeſtes Herz, ändere Deinen Entſchluß und komm mit mir; ſeit Du mir geraubt biſt, habe ich ja keinen frohen Augenblick gehabt."

Darauf antwortete die Dame: „Um meine Ehre ſoll ſich nur, nun es zu ſpät iſt, Niemand mehr kümmern, als ich es ſelber thue. Hätten meine Eltern ſie lieber im Auge gehabt, als ſie mich Euch gegeben! Da ſie ſich aber damals nicht um meine Ehre gekümmert haben, ſo denke ich's jetzt auch nicht um ihre zu thun. Begehe ich, wie Ihr ſagt, jetzt eine todte Sünde, ſo werde ich ſchon ein Mal lebendige begehn. Das überlaßt nur mir. Das will ich Euch aber ſagen, hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Piſa glauben mußte, Eure Hure zu ſein, wenn ich ſah, wie unſere Planeten nur nach Mondſtellungen und geometriſchen Berechnungen zuſammenzubringen waren. Paganino, der hat mich hier die ganze Nacht im Arme und drückt und beißt mich, und wie er mich zurichtet, das laßt Euch vom lieben Gott erzählen. Ihr ſagt, Ihr wollt Euch anſtrengen. Zu was denn? Wollt Ihr ihn mit Schlägen auf die Beine bringen, um in drei Zügen matt zu ſein? Ihr ſeid ja ordentlich zu Kräften gekommen, weil Ihr mich die Zeit über nicht geſehn. Geht, geht und ſtrengt Euch an, am Leben zu bleiben. Ich glaube wahrhaftig, Ihr wohnt in dieſer Welt nur zur Miethe, ſo hüſterlich und gottesjämmerlich ſeht Ihr ja aus. Ich will Euch noch mehr ſagen; wenn der mich ein Mal gehen läßt, wozu er, ſo lange, als ich nur bei ihm bleiben will, noch keine Luſt

zu haben scheint, so komme ich darum doch nicht zu Euch, aus dem man mit allem Drücken keine Tasse voll Brühe 'raus bringen könnte. Zu meinem großen Leiden und Unglück bin ich ein Mal bei Euch gewesen, und werde mir in dem Falle schon anderswo mein Unterkommen suchen. Denn ich wiederhole es Euch, hier haben wir keine Vigilien und darum will ich hier bleiben. Nun macht aber, und geht mit Gott, wo nicht, so fange ich an zu schreien, Ihr wolltet mich nothzüchtigen."

Aus dieser Rede erkannte Herr Ricciardo wohl, daß keine Hoffnung für ihn sei, und er sah nun endlich ein, wie thöricht er gehandelt, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge Frau zu nehmen. So ging er denn traurig und betrübt aus jenem Zimmer, gab dem Paganino noch manche gute Worte, die aber zu Nichts führten, und kehrte endlich ohne die Frau und ohne einigen Erfolg seiner Reise nach Pisa zurück. Hier verfiel er vor Betrübniß in solche Thorheit, daß er einem Jeden, der ihn auf den Straßen von Pisa grüßte, oder ihn sonst nach etwas fragte, nichts Anderes antwortete, als: „das arge Ding will keine Feste."

Es dauerte nicht lange, so starb der Richter; wie Paganino das erfuhr, nahm er die Frau, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und sie arbeiteten Beide, ohne sich um Feste, Vigilien oder Fasten zu bekümmern, so lange die Beine sie tragen wollten und machten sich vergnügte Tage. Aus diesem Grunde, Ihr lieben Damen, bin ich denn auch der Meinung, daß Herr Bernabò in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt."

Die Erzählung hatte der ganzen Gesellschaft was zu lachen gegeben, so daß Keiner war, dem die Kinnladen nicht davon weh gethan hätten. Auch gaben die Damen nun einstimmig dem Dioneus recht und sagten, Bernabò sei ein Thor gewesen. Als aber die Geschichte geendet war und das Gelächter nachgelassen hatte, nahm die Königin, die gewahr wurde, daß, weil es schon spät war und Alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, nach der bisherigen Ordnung das Ende ihres Regiments gekommen sei, sich den Kranz vom Kopf, setzte ihn auf Neiphilens Haupt und sagte mit freundlichem Gesichte: „Nun, liebe Freundin, sei die Regierung dieses kleinen Volkes in Deinen Händen," und damit setzte sie sich nieder. Neiphile aber erröthete ob der empfangenen Würde ein wenig und ihr Gesicht färbte sich, wie beim anbrechenden Tage eine frische Rose im April oder Mai anzusehn ist. Dabei schlug sie die klaren Augen, die gleich einem Morgensterne glänzten, leise nieder. Als aber das freudige Gemurmel, mit dem die Umstehenden ihre Zuneigung für die Königin mit Anstand bezeigten, sich gelegt und die Königin selber sich ein wenig gesammelt hatte, setzte sie sich etwas höher, als sie bisher gethan, und begann also zu sprechen: „Da ich denn nun Eure Königin bin, so will ich, der Weise getreu, die meine Vorgängerinnen beobachtet und die Ihr stillschweigend gebilligt habt, Euch meine Gedanken in wenig Worten mittheilen, damit wir sie, wenn Ihr anders zu dem Gleichen rathet, gemeinschaftlich ausführen. Wie Ihr wißt, ist morgen Freitag und am darauf folgenden Tage Sonnabend; beides Tage, die wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, den meisten Leuten nicht behagen. Ueberdies sind wir dem Freitage, als dem Tage, an welchem Der gelitten hat, der für unser Leben gestorben ist, besondere Verehrung schuldig; und so würde ich es denn recht und ziemlich finden, wenn wir uns lieber mit Gedanken an Gott und mit Gebet, als mit lustigen Geschichten beschäftigten. Am darauf folgen-

den Sonnabend pflegen wir Frauen uns den Kopf zu reinigen, um ihn von dem Staube und Schmuze zu befreien, die bei den Geschäften der vorhergehenden Woche sich auf ihm angesammelt haben sollten. Auch pflegen gar Viele an demselben Tage aus Ehrfurcht vor der jungfräulichen Mutter des Sohnes Gottes zu fasten und dem folgenden Sonntage zu Ehren, sich die ganze Zeit über jeglicher Arbeit zu enthalten. Da wir also an diesem Tage unsere sonstige Lebensweise gleichfalls nicht werden beobachten können, halte ich es für gut, daß wir auch mit unsern Erzählungen feiern. Dann sind wir aber schon vier Tage lang an diesem Orte gewesen; wollen wir mithin vermeiden, daß keine neuen Gäste uns beunruhigen, so erachte ich es für zweckmäßig, daß wir unsern Aufenthalt wechseln und anderswohin ziehn, wie ich denn schon für einen solchen Ort bedacht gewesen bin und gesorgt habe. Wenn wir dort am Sonntage nach dem Mittagsschlafe versammelt sein werden, habt Ihr theils zum Nachdenken hinlängliche Zeit gehabt, theils aber wird es nach dem weiten Spielraume, der uns heute für unsere Erzählungen gestattet war, zweckmäßig sein, die Freiheit in der Wahl der Geschichten ein wenig zu beschränken und über eine der mancherlei Thätigkeiten des Schicksals besonders zu reden. Und so denke ich, daß wir uns die Schicksale Derjenigen zur Aufgabe nehmen, die durch Scharfsinn erwarben, was sie sehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen. Hierüber mag dann ein Jeder, dem Vorrecht des Dioneus unbeschadet, eine Geschichte vortragen, die der Gesellschaft nützlich oder wenigstens ergötzlich sein kann."

Alle lobten die Rede und den Vorschlag der Königin und es wurde festgesetzt, den letzten in Allem zu befolgen. Darauf ließ die Königin ihren Seneschall rufen und gab ihm genau an, wo er am Abend die Tafeln decken und was er sonst während der Zeit ihrer Regierung thun solle. Dann erhob sie sich nebst der ganzen Gesellschaft und be-

urlaubte Jeden, ſeinem Vergnügen nachzugehn. Damen und Männer ſchlugen den Weg nach einem kleinen Garten ein und aßen, nachdem ſie ſich dort eine Weile ergötzt, wie die Tiſchzeit gekommen war, froh und vergnügt zu Abend. Dann erhoben ſie ſich, und Emilie führte, auf den Wunſch der Königin, einen Tanz auf, zu dem Pampinea folgendes Lied ſang und die Uebrigen im Chore einfielen:

Welch Mädchen ſänge wol, wollt' ich nicht ſingen,
Der alle Wünſche nur Befried'gung bringen?
So komm denn, Amor, Urſach meiner Freuden,
Jeglicher Hoffnung, jeglicher Gewährung;
Laß ſingen uns zuſammen,
Nicht von den Seufzern noch den bittern Leiden,
Die ich empfind' als deiner Luſt Vermehrung;
Nein, von den hellen Flammen,
Aus deren Gluth mir Feſt und Freude ſtammen,
Weil meine Huldigungen zu dir dringen.
Du führteſt, Amor, mir zur erſten Stunde,
Als ich von deinem Flammenkelche ſchlürfte,
So holden Mann entgegen,
Daß ſich an Schönheit, Muth und tiefer Kunde
Wol Keiner ihm vergleichbar finden dürfte,
Geſchweig', ihm überlegen.
In ihn entbrannt' ich ſo, daß ſeinetwegen
Froh mein' und deine Lieder rings erklingen.
Doch iſt die höchſte aller meiner Wonnen,
Daß Amor ſeine Liebe mir beſchieden,
Wie ich nur ihm mich weihe.
So hab' ich denn hienieden ſchon gewonnen,
Was ich gewünſcht, und hoffe dort auf Frieden,
Und daß, um meiner Treue
Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
Wenn wir empor zu ſeinem Reich uns ſchwingen.

Nach dieſem Liede wurden noch mehrere andere geſungen, mancherlei Tänze wurden aufgeführt und verſchiedene Inſtrumente geſpielt. Als aber die Königin meinte, daß es Zeit ſei, ſich ſchlafen zu legen, ging ein Jedes mit vorgetragenen Fackeln auf ſein Zimmer. Die beiden folgenden Tage blieben den Beſchäftigungen gewidmet, welche die Königin vorher erwähnt, und Alle erwarteten verlangend den Sonntag.

Es ſchließt des Dekameron zweiter Tag und es beginnt

der dritte,

an welchem unter Neiphilen's Regiment von Denen gehandelt wird, die durch Scharfſinn erwarben, was ſie ſehr verlangten, oder Verlorenes wieder gewannen.

Schon begann Aurora beim Herannahen der Sonne ihre Röthe mit glühendem Golde zu wechſeln, als am Sonntag die Königin aufſtand und ihre ganze Geſellſchaft erweckte. Bereits hatte der Seneſchall dienliche Sachen in Menge, und Leute, die geſchickt waren, das Nöthige zu bereiten, um Vieles voraus an den beſtimmten Ort geſandt, und nun, als er die Königin ſchon auf dem Wege ſah, ließ er ſchnell alles Uebrige aufladen und eilte mit dem Gepäcke und der bei Damen und Herren verbliebenen Dienerſchaft weiter, gleich als wäre ein Lager an jener Stelle abgebrochen.

Die Königin alſo verfolgte langſamen Schrittes, im Geleit ihrer Gefährtinnen und der drei Jünglinge, nach der Muſik, welche der Geſang von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln machte, einen wenig betretenen Fußſteig, der ſie über grünende Wieſen und über Blumen führte, die bei der aufſteigenden Sonne alle ihre Kelche zu eröffnen begannen, gegen Weſten; und noch waren ſie ſchwatzend, neckend und lachend nicht zweitauſend Schritte gegangen, noch hatte die Sonne kaum eine Stunde lang geſchienen, als die Königin ſie ſchon zu einem ſchönen und reichen Palaſt geführt hatte, der ein wenig über die Ebene

erhaben auf einem kleinen Hügel ſtand. Als die Geſellſchaft in ihn eingetreten war und überall in den ſauberen und geſchmückten Zimmern ſich umgethan hatte, die mit Jedwedem, was zur Wohnlichkeit dient, reichlich verſehen waren, lobten ihn Alle höchlich und erachteten ſeinen Beſitzer für begütert und prachtliebend. Als ſie dann niedergeſtiegen waren und den ausgedehnten und freundlichen Hof geſehen, die Keller voll trefflicher Weine und das Waſſer, das in Ueberfluß hervorſprudelte, eiskalt gefunden hatten, ſtieg ihre Bewunderung noch um Vieles.

Hierauf erſtiegen ſie, der Ruhe gleichſam bedürftig, eine Terraſſe, die den ganzen Hof beherrſchte und mit Laubwerk und Blumen, wie die Jahreszeit ſie bot, reichlich geſchmückt war; und kaum hatten ſie ſich niedergelaſſen, ſo erſchien der ſorgſame Seneſchall und erquickte ſie mit dem feinſten Backwerk und trefflichem Weine. Dann ließen ſie ſich einen Garten eröffnen, traten in ihn, der rings mit einer Mauer umgeben war, ein, und da er ihnen gleich bei den erſten Schritten von wunderbarer Schönheit dünkte, fingen ſie an, aufmerkſamer ſeine Theile zu betrachten. Rings umher und auch mitten hindurch führten viele geräumige und ſchnurgerade Wege, die mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dies Jahr Trauben in Menge zu bieten verſprachen; denn unzählige Reben verbreiteten ſo ſtarken Wohlgeruch durch den Garten hin, daß er im Verein mit viel anmuthigen Düften unſere Geſellſchaft glauben machte, ſie befinde ſich in mitten aller Spezereien, die je im Orient wuchſen. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Roſenbüſchen und von Jasmin faſt ganz umſchloſſen, ſo daß man, nicht am Morgen nur, ſondern auch, wenn die Sonne am höchſten ſtand, ohne von ihren Strahlen getroffen zu werden, dort unter wohlriechendem und gefälligem Schatten luſtwandeln konnte. Allzulanger Erzählung bedürfte es, um zu berichten, was für Pflanzen, in wel-

cher Menge und wie vertheilt ſie in dieſem Garten ſich vorfanden; gewiß aber gebührt keiner, die unſer Klima verträgt, einiges Lob, die dort nicht im Ueberfluſſe zu finden geweſen wäre.

Gewiß nicht geringern, ſondern noch viel höhern Beifall, als alles Uebrige verdiente es, daß ſich in der Mitte dieſes Gartens eine Wieſe von ganz kurzem und ſo dunkelgrünem Graſe befand, daß es beinahe ſchwarz zu ſein ſchien. Tauſenderlei bunte Blumen ſchoſſen aus ihm hervor und rings umher ſtanden grünende, kräftige Orangen- und Limonienbäume, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Blüthen, nicht dem Auge nur wohlthätigen Schatten boten, ſondern auch durch ihren würzigen Duft den Geruchsſinn erfreuten. In der Mitte dieſes Raſenplatzes war ein Waſſerbecken vom weißeſten, wunderbar mit Bildhauer-Arbeiten gezierten Marmor. Aus ihm erhob ſich auf einer Säule eine Geſtalt, welche, ich weiß nicht ob einen natürlichen oder künſtlichen Waſſerſtrahl, von ſolcher Mächtigkeit, daß ein geringerer eine Mühle zu treiben vermocht hätte, hoch gegen den Himmel empor ſandte, worauf er dann nicht ohne ergötzliches Plätſchern in den klaren Behälter zurückfiel. Dies Waſſer, ſo viel nämlich, als überfließend in dem Becken nicht mehr Raum fand, floß in verborgenen Rinnen unter dem Raſen hin und zog ſich außen wieder hervorrieſelnd, in gar ſchönen und künſtlich angelegten Gräben, rings um die Wieſe her, worauf es dann faſt nach jeder Richtung in ähnlichen Bächen den Garten durchfloß und endlich an einer Stelle wieder vereint, dieſe ſchönen Räume verließ, um ſich kryſtallhell ins Thal zu ergießen, vorher aber, zu nicht geringem Vortheil des Beſitzers, noch zwei Mühlen in Bewegung zu ſetzen.

Der Anblick dieſes Gartens, ſeine ſchönen Anlagen, die Pflanzen und der Springbrunnen, mit den Bächen, die aus ihm abfloſſen, behagten jeder der Damen und den drei Jünglingen ſo ſehr, daß Alle verſicherten, wäre

es möglich, auf Erden das Paradies darzuſtellen, ſo wüßten ſie nicht, wie man ihm eine andere, als die Geſtalt dieſes Gartens geben, und was für eine Schönheit man irgend den hier verwirklichten hinzufügen könnte.

Wie ſie nun voller Freuden hier luſtwandelten und beim Geſang der Vögel, der wol in zwanzigerlei Weiſen, gleich einem Wettſtreit der Einen mit den Andern, erſcholl, aus verſchiedenem Laubwerk ſich die zierlichſten Kränze flochten, wurden ſie einen ergötzlichen Vorzug dieſes Gartens gewahr, den ſie bisher, von den übrigen befangen, unbemerkt gelaſſen hatten. Sie fanden nämlich, es enthalte der Garten wol hundert verſchiedene Thierarten, und wie erſt Einer den Andern aufmerkſam gemacht hatte, ſahen ſie hier Kaninchen hervorkommen, dort Haſen laufen, hier Rehe liegen und dort weidende junge Hirſche. Außerdem nahmen ſie noch gar viele argloſe Thiere wahr, die, wie zahm, ſich umherlaufend erfreuten; und ſo fanden ſie denn hieran zu dem ſchon bekannten noch ein neues und größeres Vergnügen. Aber als ſie, bald das Eine und bald das Andere beſchauend, zur Genüge geluſtwandelt waren, ließen ſie, dem ſchönen Waſſerbecken nahe, die Tafel decken und gingen, nachdem ſie ſechs Lieder geſungen und ein wenig getanzt hatten, wie es der Königin gefiel, zu Tiſche. Hier wurden ſie mit großen, ſchönen und gemächlichen Zurüſtungen bedient, wobei denn die guten und auserleſenen Gerichte ſie nur noch mehr erheiterten, ſodaß ſie nach aufgehobener Tafel von Neuem mit Spiel, Geſang und Tanz ſo lange ſich ergötzten, bis die Königin, wegen der wachſenden Hitze, erachtete, es ſei Zeit, daß, wem es gefiele, zu ruhen gehe. Die Einen gingen; die Andern, hingeriſſen von der Schönheit des Ortes, zogen es vor, zu verweilen; wo dann Einige mit Romaneleſen, Andere mit Schach- oder Bretſpiel, die Zeit, während welcher Jene ſchliefen, ſich vertrieben. Als aber in der vierten Nachmittagsſtunde aufgeſtanden ward und die Schläfer ſich das Geſicht mit kaltem Waſſer erfriſcht

hatten, versammelten sich, nach dem Befehl der Königin, Alle bei dem Springbrunnen, und, nachdem sie hier in der gewohnten Weise sich niedergelassen hatten, erwarteten sie, wie es einen Jeden treffen würde, über den von der Königin aufgegebenen Gegenstand Geschichten zu erzählen. Der Erste, dem solcher Auftrag ertheilt ward, war Philostratus, und er begann folgendermaßen:

Erste Geschichte.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

„Schöne Damen, gar viele Leute gibt es, Männer, wie Weiber, die thöricht genug sind, sich fest überzeugt zu halten, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier übergehangen und die schwarze Kutte angezogen habe, höre sie nicht minder auf, ein Weib zu sein, als wäre sie im Augenblick, wo sie Nonne ward, in einen Stein verwandelt worden. Hören sie alsdann gegen diesen ihren Wahn irgend eine Widerrede, so erzürnen sie sich, als habe man eine ungeheure und gottvergessene Sünde gegen die Natur begangen; wollen aber weder sich selbst betrachten, die sie auch in voller Freiheit, ihrem Gefallen nachzuleben, dennoch ihre Begierde nicht zu sättigen im Stande sind, noch die große Gewalt der Muße und der Einsamkeit erwägen. Ebenso sind auch wieder Viele, die mit nicht minderer Gewißheit dafür halten, Hacke und Spaten, grobe Speisen und Mühseligkeiten befreien die Bauersleute ganz von fleischlichen Lüsten und geben ihnen einen plumpen Verstand und geringe Einsichten. Wie sehr diese Alle sich be-

trügen, denke ich, da die Königin mir alſo befohlen hat, ohne von unſerer Aufgabe mich zu entfernen, in einem kleinen Geſchichtchen Euch zu beweiſen.

Hier in unſerer Gegend ſtand einmal und ſteht noch heute ein Nonnenkloſter, das ich Euch, um ſeinem Anſehen in keinerlei Weiſe Abbruch zu thun, nicht nennen will, in großem Rufe der Heiligkeit. Vor Kurzem, als außer der Aebtiſſin nur acht Nonnen, die ſämmtlich noch jung waren, darin verweilten, wollte der gute Mann, der ihren ſchönen Garten pflegte, mit ſeinem Lohn ſich nicht mehr begnügen, und kehrte deshalb, nachdem er mit dem Kloſtermeier abgerechnet hatte, in ſeine Heimat Lamporecchio zurück. Unter den Andern, die ihn bewillkommten, fragte hier ein junger, ſtarker und kräftiger Bauer, für einen Dörfler von hübſchem Ausſehen, Namens Maſetto, wo er ſo lange geweſen ſei. Der gute Menſch, der Nuto hieß, gab ihm die gewünſchte Auskunft. Maſetto erkundigte ſich, was er für das Kloſter zu thun gehabt habe. Nuto antwortete: „Ich mußte ihren ſchönen großen Garten in Ordnung halten, ging zu Zeiten in den Wald, Holz holen, trug Waſſer und hatte noch mehrere ſolche kleine Verrichtungen. Aber die Nonnen gaben mir ſo ſchlechten Lohn, daß kaum herauskam, was ich an Schuhen zerriß. Dazu ſind ſie Alle miteinander jung und ſtellen ſich an, als hätten ſie den Teufel im Leibe; denn nichts in der Welt kann man ihnen recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam Die und ſagte: „Mach das ſo," und dann kam Jene und ſagte: „Mach das anders." Dann nahm mir wieder Eine die Hacke aus der Hand und ſagte: „So taugt's nicht." Auf die Art plagten ſie mich, bis ich, der Arbeit überdrüſſig, zum Garten 'raus ging, und am Ende war's Eine wie's Andere dran Schuld, daß ich's nicht mehr aushielt und nun wieder hier bin. Wie ich fortging, da bat mich ihr Meier auch noch, wenn mir Einer unter die Hände käme, der ſich dazu ſchickte, ſollte ich ihn hinweiſen. Hab's ihm auch verſprochen;

paßt er aber auf Einen, den ich ihm ſchicke oder ſchaffe, ſo kann er lange warten."

Als Maſetto Nuto's Erzählung hörte, kriegte er ſolche Luſt zu den Nonnen zu kommen, daß er's gar nicht abwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Worten wohl merken, daß es ihm dort nach Wunſche gehen könnte. Weil er aber meinte, Alles könne ihm verdorben werden, wenn er ſich gegen Nuto verriethe, ſo antwortete er ihm: „Da haſt Du einmal recht daran gethan. Wie ſoll ein Mann mit den Weibsbildern durchkommen? Da möchte ich ja lieber bei ſo viel Teufeln dienen. Wiſſen ſie ja doch unter ſieben Malen nicht ein Mal, was ſie ſelber wollen."

Kaum waren ſie auseinander gegangen, ſo fing Maſetto an, nachzudenken, was er machen ſolle, um bei ihnen anzukommen. Was die Arbeiten betraf, ſo war ihm freilich nicht bange; denn auf die Dienſte, die Nuto ihm genannt hatte, verſtand er ſich ſo gut, wie Einer; aber er fürchtete, man möchte ihn ſeiner Jugend und ſeines hübſchen Ausſehens wegen nicht nehmen wollen. Und ſo dachte er denn, nachdem ihm Mancherlei durch den Kopf gegangen war: „Das Kloſter iſt weit von hier, und dort kennt mich kein Menſch; wenn ich mich ſtumm zu ſtellen weiß, ſo nehmen ſie mich gewiß." Dieſen Entſchluß hielt er feſt und ging, die Axt auf der Schulter, ohne Jemandem ein Wort zu ſagen, in ärmlicher Kleidung, zum Kloſter. Gleich beim Eintreten fand er den Meier auf dem Hofe und gab ihm durch Zeichen und Geberden, nach der Art der Taubſtummen, zu verſtehen, er möge ihm aus Barmherzigkeit zu eſſen geben, und er wolle ihm dafür Holz hacken. Der Meier gab ihm gern zu eſſen und dann einige Klötze zu ſpalten, die Nuto nicht hatte bezwingen können, die aber der kräftige Maſetto bald klein gemacht hatte. Auch in den Wald, wo der Meier nun zu thun hatte, nahm er den Maſetto mit, ließ ihn Holz ſchlagen, ſtellte den Eſel vor ihn hin und deutete ihm durch

Zeichen an, er ſolle das Holz nach Hauſe beſorgen. Wie er ſich auch dazu ſehr gut anſtellte, behielt ihn der Meier zu mancherlei vorkommenden Arbeiten mehrere Tage bei ſich.

So kam es, daß die Aebtiſſin ihn eines Tages ſah und den Meier fragte, wer es ſei. „Madonna," antwortete der Meier, „es iſt ein armer Taubſtummer, der vor ein paar Tagen um ein Almoſen kam; das habe ich ihm gegeben und habe ihn dann Mancherlei thun laſſen, was gerade geſchehen mußte. Wenn er ſich auf Gärtnerei verſtände und wollte ſonſt bleiben, ſo glaub' ich, würden wir gut bedient werden; denn es thut uns Einer Noth, und der iſt ſtark; auch könnte man ihn brauchen, wozu man wollte, und hätte nicht zu fürchten, daß er ſich mit Euern Mädchen aufs Spaßen einließe." „Wahrhaftig," ſagte die Aebtiſſin, „Du haſt Recht. Sieh zu, ob er gärtnern kann, und dann mache, daß er da bleibt. Gib ihm etwa ein Paar Schuhe und einen alten Mantel, geh' ihm um den Bart und gib ihm gut zu eſſen." Der Meier verſprach, ſo zu thun. Maſetto war nicht weit; während er ſich aber ſtellte, als fegte er unbekümmert den Hof, hörte er jede Sylbe und ſagte im Stillen: „Wenn Ihr mich nur gewähren laßt, ſo will ich Euch Euern Garten bearbeiten, wo er bis heute brache gelegen hat."

Wie nun der Meier ſich überzeugt hatte, daß er ſich auf die Arbeit gut verſtand, fragte er ihn durch Zeichen, ob er da bleiben wollte. Maſetto antwortete auf dieſelbe Weiſe, er ſei bereit zu thun, was man verlange, und ſo führte ihn Jener in den Garten und zeigte ihm, wo er graben ſolle; dann beſorgte er andere Kloſterangelegenheiten und ließ ihn allein. Wie er nun Tag für Tag arbeitete, fingen die Nonnen ihn zu plagen und mancherlei Unfug mit ihm zu treiben an; dann ſagten ſie ihm, wie's die Leute manchmal mit den Taubſtummen machen, die ſchamloſeſten Worte ins Geſicht, weil ſie meinten, er könne kein Wort hören. Die Aebtiſſin ſchien zu glauben, ihm ſeien andere Glieder ſo gut als die Zunge gelähmt,

und bekümmerte ſich um dieſe Neckereien wenig oder gar nicht. Einmal traf ſich's aber, daß zwei junge Nonnen bei Maſetto, der nach vieler Arbeit ſich zum Ausruhen ein wenig niedergelegt hatte, während ſie im Garten luſtwandelten, vorüberkamen. Sie betrachteten ihn eine Weile, er aber ſtellte ſich, als ſchliefe er. „Höre," ſagte die Eine, die etwas verwegen war, „wüßte ich, daß man Dir trauen könnte, ſo möchte ich Dir was ſagen, was mir ſchon hundert Mal eingefallen iſt, und was Dir vielleicht auch zu Gute kommen könnte." „Sage nur getroſt," antwortete Jene, „gewiß ich werd' es Niemandem verrathen."

Darauf begann die Dreiſte: „Ich weiß nicht, ob Du wol ſchon darüber nachgedacht haſt, wie wir ſo ſtreng gehalten werden, und wie ſich kein Mann hierher trauen darf, außer unſerm alten Meier und dieſem Stummen. Und doch hab' ich wol öfter von Weibern, die zu uns gekommen ſind, gehört, daß alles Vergnügen auf der Welt eine Lumperei iſt gegen die Wolluſt, wenn Einen ein Mann beſchläft. Und ſo hab' ich mir ſchon oft gedacht, da ich doch keinen Andern dazu kriegen kann, wollte ich mit dem Stummen da probiren, ob das wahr iſt. Er ſchickt ſich auch am beſten auf der Welt dazu; denn, wenn er auch wollte, könnte er es doch Niemandem wiedererzählen. Du ſiehſt, es iſt ein dummer Tölpel, der über den Verſtand hinausgewachſen; und nun ſprich, was meinſt Du?"

„Schäme Dich," antwortete die zweite, „was führſt Du da für Reden! Weißt Du nicht, daß wir unſere Jungfrauſchaft dem lieben Herrgott verſprochen haben?" „Ei, was," verſetzte Jene, „man verſpricht alle Tage wol Mancherlei, und kein Menſch denkt daran, es zu halten. Haben wir ſie ihm verſprochen, ſo wird ſich wol die Eine oder die Andere finden, von der er ſie ſtatt unſer kriegt." „Mein Himmel," ſagte die Gefährtin, „wenn wir nun aber ſchwanger würden, was ſollte dann werden?" Die erſte erwiderte: „Nun denkſt Du gar ans Unglück, noch

eh' es da iſt. Wenn's erſt ſo gekommen iſt, dann iſt immer noch Zeit, ſich auf guten Rath zu beſinnen. Es werden ſich auch noch Mittel genug finden, daß kein Menſch was davon erfährt, wenn wir's ihm nicht ſelber ſagen."

Während dieſer Rede verlangte die Hörerin ſchon mehr noch als die andere danach, zu probiren, was für ein Thier ein Mann ſei. „Gut," ſagte ſie; „wie wollen wir's aber anfangen?" „Du ſiehſt," antwortete die Erſte, „ſchon iſt es drei Uhr; die Schweſtern, denk' ich, werden, bis auf uns, alle ſchlafen ſein. Wir wollen uns noch umſehen, ob Niemand im Garten iſt; und finden wir Niemand, nun, dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu nehmen und in die Hütte zu führen, die für den Regen gebaut iſt. Dann bleibt die Eine mit ihm drinnen, und die Andere ſteht Schildwache. Er iſt ja ſo dumm, daß er mit uns vornimmt, was wir nur wollen."

Maſetto hörte dieſe ganze Unterredung und erwartete, willig zu gehorchen, nur, daß Eine ihn bei der Hand nehmen ſollte. Die Nonnen ſahen ſich inzwiſchen überall ſorgfältig um, und als ſie ſich überzeugt hatten, daß ſie von keiner Seite bemerkt werden könnten, näherte ſich ihm Die, welche zuerſt geſprochen hatte, und weckte ihn. Maſetto ſtand ſogleich auf; die Schweſter nahm ihn bei der Hand und führte ihn unter vielen Liebkoſungen von ihrer und unter albernem Gelächter von ſeiner Seite in die Hütte, wo er ſich nicht lange bitten ließ, zu thun, was von ihm begehrt wurde.

Die Nonne war ehrlich genug, als ſie ans Ziel ihrer Wünſche gekommen war, ihrer Freundin Platz zu machen, und Maſetto, der noch immer blödſinnig that, fand ſich zu Allem bereitwillig. So wollten denn Beide, eh' ſie heimkehrten, mehr denn ein Mal unterſuchen, wie der Stumme ſich auf die Reitkunſt verſtehe, und auch nachher ſagten ſie oft zueinander, die Sache gewähre gewiß ſo viel Vergnügen und mehr, als ihnen davon erzählt worden war.

Daher wußten sie denn auch fernerhin ihre Zeit wahrzunehmen und erfreuten sich gar oft mit ihrem Stummen.

Eines Tages aber begab es sich, daß eine Klosterschwester aus dem Fenster ihrer Zelle dem ganzen Hergang der Sache zusah und noch zwei Andere dazu rief. Zuerst war davon die Rede, die Schuldigen bei der Aebtissin verklagen zu wollen; dann aber änderten sie ihren Entschluß, wurden mit Jenen einig und zugleich mit ihnen der Reichthümer des Masetto theilhaftig. Durch mancherlei Zufälle kamen allmälig auch die Uebrigen drei dahin, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Zuletzt fand die Aebtissin, die von diesen Geschichten noch immer nichts bemerkt hatte, eines Tages, als sie bei großer Hitze allein im Garten umherging, den Masetto, den die Gartenarbeiten bei Tage und die Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft hatten, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt schlafen. Der Wind hatte ihm die Kleider vorne ganz zurückgeweht, sodaß er blos dalag und die Frau Aebtissin Dinge sehen ließ, die in ihr die nämliche Lust, als in ihren Klosterjungfrauen, erregten. Da sie sich allein sah, weckte sie den Masetto, führte ihn auf ihr Zimmer und behielt ihn dort mehrere Tage lang, während die Nonnen sich bitter beschwerten, daß der Gärtner ihren Garten so lange unbestellt lasse. Die Frau Aebtissin aber kostete inzwischen zu vielen Malen jene Freuden, die sie bisher an Andern immer verdammt hatte. Endlich schickte sie ihn in seine Wohnung zurück; wie sie ihn aber oft wieder begehrte und mehr als ihren Antheil von ihm forderte, der so Viele zugleich nicht zu befriedigen vermochte, däuchte es dem Masetto, sein erdichtetes Stummsein könne ihm, wenn er noch länger dabei bleibe, zu großem Unheil gereichen. Deshalb löste er in einer Nacht, die er bei der Aebtissin zubrachte, das Band seiner Zunge und sprach: „Madonna, wol habe ich gehört, daß ein Hahn auf zehn Hühner vollkommen genug ist; man hat mir aber auch gesagt, daß zehn Männer kaum oder

gar nicht im Stande ſind, ein Weib zu ſättigen, wo ich doch ihrer neune bedienen muß. Das halte ich für kein Geld in der Welt mehr aus; und ich bin durch meine bisherigen Dienſte ſchon ſo weit heruntergekommen, daß ich weder viel noch wenig mehr leiſten kann. Drum laßt mich entweder in Frieden weiter gehen, oder helft der Sache auf eine andere Weiſe ab." Als die gute Frau den vermeintlich Stummen reden hörte, erſchrak ſie nicht wenig und ſagte: „Was Geier," ich dachte, „Du wäreſt ſtumm." „Madonna," antwortete Maſetto, „ich war es, aber nicht von Geburt. Eine Krankheit benahm mir die Sprache, und erſt dieſe Nacht fühle ich ſie mir wiedergegeben und lobe Gott dafür von ganzem Herzen." Sie glaubte ihm und fragte, was er mit den Neunen ſagen wolle, die er zu bedienen habe. Maſetto erzählte die ganze Geſchichte. Die Aebtiſſin lernte durch ſie, daß ſie keine Nonne habe, die nicht viel ſchlauer ſei, als ſie, und ſo entſchloß ſie ſich (denn verſtändig war ſie), mit ihren Mädchen übereinzukommen, ohne den Maſetto fortzulaſſen und dadurch den Ruf des Kloſters zu gefährden. Da nun der Meier in jenen Tagen geſtorben war, eröffneten ſie ſämmtlich einander, was bisher unter ihnen allen geſchehen war, und verabredeten dann gemeinſchaftlich, die umwohnenden Leute glauben zu machen, Maſetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloſter geweiht war, nach langem Stummſein den Gebrauch ſeiner Zunge wiedererlangt. Dann machten ſie ihn zu ihrem Meier und vertheilten ſeine Anſtrengungen ſolchergeſtalt, daß er ſie auszuhalten vermochte. Auch betrieben die Nonnen dieſe Angelegenheit ſo vorſichtig, daß, obgleich ſie von ihm erzeugte Mönchlein in Menge zur Welt brachten, dennoch Niemand deswegen Verdacht faßte. Erſt nach dem Tode der Aebtiſſin bekam Maſetto, der einſtweilen nach gerade alt geworden war, Luſt, mit dem erworbenen Reichthum nach Hauſe zu ziehen, was ihm denn auch leicht gewährt ward. So kehrte Maſetto be-

jahrt, reich und, ohne die Beſchwerde und die Koſten, den Kindern Brot ſchaffen zu müſſen, zum Vater geworden, nachdem er ſchlauer Weiſe ſeine Jugend gut zu benutzen gewußt hatte, in eben die Heimat zurück, von der er, die Axt auf der Schulter, ausgegangen war, und pflegte zu ſagen, ſo verfahre Gott mit Denen, die ihm Hörner aufſetzen.

Zweite Geſchichte.

Ein Stallknecht ſchläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Der König bemerkt es im Stillen, findet ihn und ſchneidet ihm die Haare ab. Der Geſchorene thut ſeinen Cameraden ein Gleiches und entgeht dadurch ſeinem Unſtern.

Als die Geſchichte des Philoſtratus, über welche die Damen zuweilen erröthet waren, Andere aber auch gelacht hatten, zu Ende war, gefiel es der Königin, daß Pampinea zu erzählen fortfahre. Sie begann mit Lächeln folgendermaßen: „Einige ſind unverſtändig genug, zeigen zu wollen, daß ſie merken und kennen, was ihnen nicht zu wiſſen dient, und oftmals vermehren ſie alsdann ihre Schande um Vieles, wenn ſie unbemerkte Sünde an Andern rügen, während ſie eben dadurch jene zu mildern dachten. Wie wahr dies ſei, möge Euch der entgegengeſetzte Weg, den ein großer König einzuſchlagen ſo verſtändig war, in folgender Geſchichte beweiſen, in der Ihr zugleich von der Schlauheit eines Menſchen erfahren werdet, den Ihr vielleicht geringer haltet, als Maſetto.

Agilulf, König der Lombarden, verweilte, wie ſeine Vorgänger gethan, mit ſeinem Hofe in der lombardiſchen Stadt Pavia. Er war mit Theodelinden, der Witwe des

Königs Autherik, einer sehr schönen, sittsamen und verständigen Frau, vermählt, die nur mit einem Liebhaber einmal übel ankam. Als nämlich Agilulf's Tapferkeit und Verstand die Angelegenheiten der Lombarden um Vieles gefördert und die Ruhe hergestellt hatten, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von der niedrigsten Abkunft, der übrigens für sein gemeines Handwerk viel zu hohen Sinn hatte und schön und groß von Gestalt wie der König selber war, sich außer Maßen in die Königin verliebte. Da sein niedriger Stand ihm nicht die Einsicht benommen hatte, diese seine Liebe streite gegen alle Sitte, war er verständig genug, sie gegen Niemand zu offenbaren; ja, er wagte nicht einmal, gegen die Königin durch Blicke sich zu verrathen. Obgleich er nun ohne einige Hoffnung, ihr je zu gefallen, lebte, war er doch stolz darauf, seinen Gedanken ein so hohes Ziel gesetzt zu haben, und, ganz vom Feuer der Liebe entzündet, that er, weit mehr als einer seiner Cameraden, mit dem größten Fleiß Alles, wovon er glaubte, daß es der Dame lieb sein könnte.

So geschah es, daß die Königin, wenn sie auszureiten hatte, lieber als irgend ein anderes das von ihm besorgte Pferd bestieg. So oft sich dies zutrug, meinte er, es sei ihm die höchste Gnade widerfahren; er wußte nicht vom Steigbügel zu lassen, und er däuchte sich glücklich, wenn er nur ihre Kleider berührt hatte. Wie es aber nur zu oft geschieht, daß die Liebe um so mehr zunimmt, je geringer die Hoffnung wird, so vermochte auch dieser arme Stallknecht sein immer wachsendes Verlangen nicht mehr im Verborgenen zu ertragen und beschloß, da keine Hoffnung ihm Hülfe versprach, und da er von dieser Liebe sich loszumachen nicht im Stande war, vielmals bei sich selber, sich den Tod zu geben. Bei weiterem Nachdenken, wie er seinen Entschluß ausführen wolle, setzte er sich vor, auf eine Weise zu sterben, welche geeignet wäre, seinen Tod als Folge der großen Liebe darzustellen, die ihn für die Königin durchdrungen hatte und noch durchdrang.

Dieſe Weiſe glaubte er nun am paßlichſten in einem Verſuche zu finden, ganz oder zum Theile an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen.

Zu dieſem Endzweck unternahm er es nun nicht etwa, zur Königin von ſeiner Liebe zu reden, oder ſich ſchriftlich ihr zu entdecken; denn er wußte, daß Reden wie Schreiben vergeblich ſein würden; vielmehr wollte er verſuchen, ob er nicht durch Liſt im Stande ſein werde, eine Nacht bei der Königin zuzubringen. Mittel und Wege zu dieſem Unternehmen waren indeß nicht anders zu finden, als wenn es ihm gelang, unter der Verkleidung des Königs, von dem er wußte, daß er nicht jede Nacht bei ihr ſchlief, in ihr Zimmer und bis zu ihr ſelbſt zu dringen. Deshalb verbarg er ſich, um zu erfahren, auf welche Weiſe und in welchem Anzuge der König ſeine Frau beſuche, zu mehreren Malen Nachts in dem großen Saale des Palaſtes, der die Gemächer des Königs und der Königin voneinander trennte. In einer dieſer Nächte ſah er endlich den König, in einen großen Mantel gehüllt, eine brennende Kerze in der einen, in der andern Hand eine Gerte, aus ſeinem Zimmer treten, auf das der Königin zugehen und, ohne ein Wort zu reden, ein oder ein paar Mal mit der Gerte an die Thür ſchlagen. Dann öffnete ſich alsbald die Thür, und dem Könige wurde die Kerze aus der Hand genommen.

Als unſer Stallknecht ihn ſo hatte eintreten und auf ähnliche Weiſe zurückkehren geſehen, dachte er ihm genau nachzuahmen und wußte ſich in dieſer Abſicht einen Mantel, der dem des Königs glich, eine Kerze und eine Ruthe zu verſchaffen, und wuſch ſich dann im Bade, ſo ſorgfältig er nur konnte, damit der Stallgeruch die Königin nicht beſchwere, oder ſie den Betrug gewahr werden laſſe. Hierauf verbarg er ſich nach gewohnter Weiſe im großen Saale, und, als er ſich überzeugte, Alles ſchlafe bereits, und es ſei nun die Zeit gekommen, entweder ſeine Wünſche zu verwirklichen, oder auf würdige Weiſe dem erſehnten

Tode entgegenzugehen, schlug er mit Stahl und Stein, die er bei sich führte, ein wenig Feuer, zündete seine Kerze an und ging, nachdem er den Mantel zusammengeschlagen und sich ganz darin eingehüllt hatte, auf die Kammerthür zu, und klopfte zwei Mal mit seiner Ruthe an. Eine Kammerfrau machte ihm noch ganz verschlafen die Thür auf, nahm ihm die Kerze aus der Hand und that sie bei Seite, worauf er dann sogleich den Vorhang zurückschlug, den Mantel ablegte und in das Bette stieg, in welchem die Königin ruhte. Er umschlang sie verlangend mit seinen Armen, stellte sich aber verdrießlich; denn der König hatte es an der Art, wenn er verdrießlich war, nichts mit sich reden zu lassen, und erkannte so, ohne daß er oder sie ein Wort geredet hätten, zu wiederholten Malen die Königin. Wie schwer es ihm auch ward, zu scheiden, so erhob er sich doch endlich aus Furcht, zu langes Verweilen möchte es nach sich ziehen, daß genossene Lust in Leiden sich verwandele, nahm Mantel und Kerze, ging, ohne den Mund zu öffnen, und kehrte, so schnell er konnte, in sein Bette zurück.

Kaum mochte er indeß dort angelangt sein, so stand der König auf und ging in das Schlafzimmer der Königin, die über diesen zweiten Besuch nicht wenig sich verwunderte. Als er zu ihr ins Bette gestiegen war und sie freundlich begrüßt hatte, faßte sie um dieser Freundlichkeit willen Muth und sagte: „Mein Herr und Gemahl, was ist das heute Nacht für eine Neuigkeit? Kaum seid Ihr von mir gegangen und kehrt nun, nachdem Ihr über Eure gewohnte Weise Euch mit mir ergötzt habt, so schnell zu mir zurück? Habt Acht, was Ihr thut."

Als der König diese Worte hörte, vermuthete er sogleich, die Königin sei durch ähnliche Gestalt und Kleidung betrogen. Dann beschloß er in seiner Weisheit, da weder die Königin, noch sonst Jemand es gewahr worden war, auch ihr nichts davon merken zu lassen. Viele wären thöricht genug gewesen, das nicht zu thun, sondern

zu ſagen: „Ich bin hier nicht geweſen; wer war da? Wie iſt es zugegangen? Was iſt daraus geworden?" wodurch ſie ſich denn vielerlei Unheil zugezogen hätten. Denn die Frau wäre dadurch unverſchuldet beſchimpft, und ihr überdies Veranlaſſung geboten worden, aufs neue zu begehren, was ſie ſchon einmal genoſſen hatte, und der König ſelbſt, der durch Schweigen der Schande völlig entging, hätte durch Reden ſeine eigne Schmach herbeigeführt. Deshalb antwortete er ihr denn, mehr innerlich, als dem Ausſehen oder den Worten nach, erzürnt: „Frau, denkſt Du denn, ich ſei nicht Mann's genug, um wiederkommen zu können, wenn ich auch erſt bei Dir war?" Hierauf erwiderte die Königin: „Wohl, mein Herr, demohngeachtet bitte ich Euch aber, auf Eure Geſundheit Acht zu haben." „Gut," entgegnete der König, „ſo will ich Deinen Rath befolgen und dies Mal umkehren, ohne Dich weiter zu plagen."

Und ſo nahm er voller Unmuth und Zorn über den nur zu wohl erkannten Schimpf, der ihm widerfahren war, ſeinen Mantel und verließ das Zimmer mit der Abſicht, im Stillen den Thäter zu erforſchen, von dem er ſich überzeugt hielt, er müſſe zum Hauſe gehören und habe, wer er auch immer ſein möge, noch nicht entſchlüpfen können. Zu dieſem Ende eilte er, eine Laterne mit einem kleinen Lichtchen in der Hand, nach einem langen Saale ſeines Palaſtes, in dem, oberhalb der Pferdeſtälle, faſt ſeine ganze Dienerſchaft in einer Menge Betten ſchlief. Er war überzeugt, wer das gethan hätte, wovon die Königin erzählt hatte, dem könne ſich Puls und Herzklopfen von der erlittenen Anſtrengung noch nicht gelegt haben, und fühlte deshalb von einem Ende an der Reihe nach einem Jeden mit der Hand auf die Bruſt, um das Schlagen des Herzens zu erproben. Ob nun gleich alle Uebrigen feſt ſchliefen, ſo wachte doch Der, welcher bei der Königin geweſen war, noch immer, und eine heftige Furcht befiel ihn, da er den König kommen ſah und wohl errieth,

was er ſuche. Deshalb vermehrte ſich ſein Herzklopfen, das die körperliche Aufregung veranlaßt hatte, vor Furcht noch um Vieles, und er zweifelte nicht, der König werde ihn auf der Stelle tödten, ſobald er es nur gewahr würde. Gingen ihm nun auch allerhand Pläne durch den Kopf, ſo entſchloß er ſich doch zuletzt, als er den König ohne Waffen ſah, ſich ſchlafend zu ſtellen und abzuwarten, was Jener thun werde. Der König fand unter den Vielen, die er unterſuchte, Keinen, den er für den Thäter gehalten hätte, bis er endlich zu dieſem kam, und als er deſſen Herz ſo heftig ſchlagen fühlte, ſagte er bei ſich ſelbſt: Der iſt es. Da er aber von Dem, was er thun wollte, Niemand Anderes etwas wiſſen zu laſſen beabſichtigte, that er ihm nichts, als daß er mit einer Scheere, die er bei ſich führte, ihm auf der einen Seite von den Haaren, die man damals ſehr lang zu tragen pflegte, einen Theil abſchnitt, um an dieſem Zeichen ihn am andern Morgen erkennen zu können, und kehrte dann ſogleich in ſeine Zimmer zurück.

Unſer Knecht hatte wohl gefühlt, was der König mit ihm vorgenommen, und war verſchlagen genug, einzuſehen, zu welchem Ende er ſo gezeichnet worden ſei. Drum zögerte er keinen Augenblick aufzuſtehen und ſchnitt mit einer Scheere, deren zufällig zur Bedienung der Pferde mehrere zur Hand waren, leiſe unter ſeinen Schlafgeſellen von Einem zum Andern gehend, Allen auf gleiche Weiſe an einem Ohre die Haare ab; worauf er ſich, ohne daß Jemand ihn gehört hätte, wieder ſchlafen legte.

Als der König am Morgen aufgeſtanden war, hieß er, bevor noch die Thore des Palaſtes geöffnet wurden, ſeine ganze Dienerſchaft vor ihm erſcheinen. Als dieſem Befehl Genüge geleiſtet war, und nun Alle entblößten Hauptes vor ihm ſtanden, blickte er, um Den zu erkennen, den er ſelbſt geſchoren hatte, unter ihnen umher. Wie er aber die Mehrzahl unter ihnen mit gleichmäßig verſchnittenen Haaren ſah, da verwunderte er ſich und ſagte bei ſich

ſelbſt: „Der, welchen ich ſuche, bewährt, ſeinem niedrigen Stande zum Trotz, wahrlich hohen Verſtand.“ Dann entſchloß er ſich, überzeugt, nicht ohne großes Aufſehen zu ſeinem Ziele gelangen zu können, und gewillt, nicht kleiner Rache wegen große Schmach zu erwerben, ihn nur mit einem Worte zu erinnern und ihm zu zeigen, er wiſſe, was geſchehen ſei, und ſagte zu Allen gewandt: „Wer es gethan hat, thue es nicht wieder, und ſo geht mit Gott.“ Ein Anderer hätte ſie alleſammt köpfen, foltern, fragen und examiniren laſſen und dadurch bekannt gemacht, was Jeder bemüht ſein muß, zu verhüllen. Hätte er dann auch den Thäter entdeckt und vollſtändige Rache an ihm genommen, ſo würde ſeine Schmach dadurch nicht vermindert, ſondern um Vieles vermehrt, die Ehre ſeiner Gemahlin aber für immer befleckt worden ſein.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, wunderten ſich und unterſuchten lange miteinander, was er damit habe ſagen wollen, Keiner aber wußte ſie zu verſtehen, den Einzigen ausgenommen, den ſie wirklich angingen. Der war aber klug genug, bei Lebzeiten des Königs Niemandem etwas davon zu entdecken und ſein Leben nicht wieder an ein ſolches Wagſtück zu ſetzen.“

Dritte Geſchichte.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt iſt, bringt unter dem Vorwande der Beichte und großer Gewiſſenhaftigkeit einen geſtrengen Mönch dahin, daß er, ohne zu wiſſen, was er thut, ſie ſelbſt an das endliche Ziel ihrer Wünſche führt.

Schon hatte Pampinea geendigt, und war die Kühnheit und Vorſicht des Stallknechts, wie auch die Weisheit des Kö-

nigs, von den Meiſten bewundert worden, als die Königin, zu Philomela gewandt, ihr fortzufahren befahl. Philomela gehorchte und begann mit Anmuth alſo zu reden: „Ich denke Euch einen Streich zu erzählen, den eine ſchöne Frau einem geſtrengen Mönche wirklich geſpielt hat, und der einen Laien um ſo mehr ergötzen muß, weil dieſe Pfaffen, die meiſtens herzlich albern und von ungeſchliffenen Sitten und Betragen ſind, Alles beſſer verſtehen und machen wollen, als andere Leute, während ſie doch viel geringer zu halten ſind, als Jene, da ſie aus Niedrigkeit ihrer Geſinnung ſich nicht getrauen, wie andere Menſchen ſich ſelbſt durchs Leben zu helfen, ſondern, den Schweinen gleich, dahin flüchten, wo ſie ohne Arbeit zu eſſen bekommen. Ich erzähle Euch, freundliche Mädchen, dieſe Geſchichte, nicht nur, weil die Reihe mich eben trifft, ſondern auch um Euch zu zeigen, wie ſelbſt die Pfaffen, zu denen wir in übermäßiger Leichtgläubigkeit allzugroßes Vertrauen haben, von unſer einer, geſchweige denn von Männern, mit einiger Schlauheit gehörig angeführt werden können und werden.

Vor wenig Jahren lebte in unſerer Stadt, die an Betrügereien reicher iſt, als an Güte und Redlichkeit, eine Edeldame, welche die Natur nicht minder als irgend eine andere mit Schönheit geſchmückt und mit hohem Sinn und feinem Verſtande begabt hatte. Ich verſchweige ihren mir wohlbekannten Namen, wie auch die Uebrigen, die in dieſe Geſchichte verflochten ſind; denn noch ſind Mehrere am Leben, die ſich vor Zorn darüber nicht würden zu laſſen wiſſen, während der Vorfall doch nur belacht zu werden verdient. Dieſe Dame nämlich, die ihrer vornehmen Abkunft ohnerachtet an einen Wolleweber verheirathet war, konnte nie verwinden, wie kränkend es ihr ſei, einen Handwerker zum Manne zu haben; denn wer zum Bürgerſtande gehörte, dünkte ihr immer, wenn er auch noch ſo reich war, einer adlichen Frau unwürdig. Die gemeinen Beſchäftigungen ihres Mannes, der, mit

allem ſeinem Reichthum, es nie weiter brachte, als ſich aufs Sortiren, auf Einſchlag und Aufzug zu verſtehen, oder mit den Spinnerinnen ſich um die Gebinde zu zanken, beſtärkten ſie in ihrem Vorſatze, ſeinen Umarmungen, ſo weit es ſich thun ließe, aus dem Wege zu gehen, wofür ſie dann bei Jemandem, der ihr würdiger als der Wolleweber ſchiene, ſich Entſchädigung zu ſuchen dachte.

Wirklich verliebte ſie ſich dergeſtalt in einen ganz wackeren Edelmann von mittleren Jahren, daß ſie Nachts nicht ſchlafen konnte, wenn ſie ihn den Tag über nicht geſehen hatte. Der gute Mann aber, der keine Ahnung davon hatte, bekümmerte ſich nicht um ſie, und ſie war zu vorſichtig, um durch weibliche Botſchafter oder Briefe, die ihre Geſinnungen enthalten hätten, möglichen Gefahren ſich ausſetzen zu wollen. Dagegen hatte ſie bemerkt, daß er häufig mit einem Pfaffen umging, der, ſo einfältig und ungebildet er war, wegen ſeines ſtrengen Lebens doch bei den Meiſten für einen ganz beſonderen Pater galt.

Die Dame hielt dafür, dieſer Geiſtliche könne zwiſchen ihr und ihrem Geliebten am beſten den Mittelsmann abgeben, und ging deshalb, nachdem ſie mit ſich über die Art ihres Benehmens einig geworden war, in die Kirche, zu welcher er gehörte, ließ ihn rufen und ſagte, ſie wünſche, wenn es ihm gefällig ſei, bei ihm zu beichten. Der Pfaffe zeigte ſich ſogleich bereitwillig; denn er ſah ihr an, ſie müſſe eine Frau von Stande ſein. Nach der Beichte ſagte die Dame: „Ehrwürdiger Herr, noch muß ich Euch um Rath und Hülfe in einer Angelegenheit bitten, von der ich Euch unterrichten will. Ihr kennt aus meiner eignen Beichte meine Familie und meinen Mann. Er liebt mich mehr als ſein Leben, und kaum äußere ich irgend einen Wunſch, ſo erfüllt er ihn, wie er das vermöge ſeines Reichthums wol vermag, auf der Stelle. Dafür liebe ich ihn denn auch mehr als mich ſelbſt, und wenn ich nur eines Gedankens, geſchweige denn einer Handlung fähig wäre, die ſeiner Ehre oder

seinem Gefallen zuwiderliefe, so verdiente gewiß keine arge Hexe den Scheiterhaufen so sehr, als ich. Nun werde ich aber von einem jungen Manne, dessen Namen mir in der That nicht bekannt ist, der aber von Stande zu sein scheint, hübsch und groß von Gestalt ist, gewöhnlich feines braunes Tuch trägt und, wenn ich mich nicht irre, viel mit Euch umgeht, vielleicht weil er mich anderen Sinnes glaubt, als ich bin, förmlich belagert. Ich kann vor keine Thür und an kein Fenster treten, oder gar aus dem Hause gehen, ohne daß er gleich bei der Hand wäre; mich wundert's nur, daß er nicht schon hier ist. Mir ist aber die ganze Sache äußerst unlieb; denn solch ein Benehmen kann auch die anständigste Frau in üblen Ruf bringen. Ich hatte mir schon vorgenommen, es ihm durch meine Brüder sagen zu lassen; dann habe ich aber wieder bedacht, wie Männer solche Bestellungen so auszurichten pflegen, daß die Antwort übel ausfällt. Es gibt einen Wortwechsel, und von den Worten kommt es am Ende zu Thätlichkeiten. Darum habe ich still geschwiegen, um Unglück und Aergerniß zu vermeiden, und habe mich entschlossen, mit Euch zu reden, theils weil Ihr sein Freund zu sein scheint, theils weil es sich für Euch schickt, über dergleichen Dinge auch fremde Leute, wie vielmehr denn Euren Freund, zu ermahnen. Und so bitte ich Euch denn um Gottes willen, ihm über sein Benehmen einen Verweis zu geben und ihn zu bitten, daß er sich dessen in Zukunft enthalte. Es gibt andere Weiber genug, die wol an solchen Geschichten Gefallen finden. Die werden sich freuen, wenn er ihnen nachgafft und ihnen den Hof macht. Mir aber, die ich zu solchen Thorheiten keineswegs aufgelegt bin, ist dergleichen im höchsten Grade zur Last."

Als sie dies gesagt hatte, senkte sie den Kopf, als träten ihr die Thränen in die Augen. Unser Heiliger errieth alsbald, sie rede von Dem, den sie wirklich meinte, lobte sie wegen ihres heilsamen Entschlusses und versprach

ihr, von der Wahrheit ihrer Erzählungen vollkommen überzeugt, es ſchon dahin zu bringen, daß dieſer Menſch ihr nicht mehr läſtig fallen ſolle. Da er wußte, ſie ſei reich, empfahl er ihr ferner noch Almoſen und gute Werke und trug ihr ſeine eignen Bedürfniſſe vor. Die Dame erwiderte: „Ich bitte Euch um Gottes willen, thut, wie Ihr geſagt habt, und ſollte er etwa leugnen wollen, ſo ſagt ihm nur, ich ſelbſt hätte Euch Alles geſagt und mich gegen Euch beſchwert.“

Wie nun die Beichte vorbei war und der Mönch ihre Bußen beſtimmt hatte, da gedachte ſie an die Ermahnungen zu guten Werken, die er ihr ertheilt hatte, drückte ihm ein reichliches Geſchenk in die Hand und bat ihn, für ihre verſtorbenen Angehörigen ein paar Seelenmeſſen zu leſen. Darauf erhob ſie ſich vom Beichtſtuhl und ging nach Hauſe.

Nicht lange darauf kam der Edelmann nach ſeiner Gewohnheit zu unſerem ehrwürdigen Herrn, der ihn, nachdem ſie einige Augenblicke über dies und jenes geſprochen hatten, bei Seite nahm und ganz höflich wegen der Aufmerkſamkeit und der verliebten Blicke zur Rede ſtellte, mit denen er, nach ihrer eignen Erzählung, jene Dame von ihm verfolgt glaubte. Der Edelmann, der ihr niemals nachgeſehen hatte und ſehr ſelten vor ihrem Hauſe vorübergegangen war, wunderte ſich nicht wenig und fing an, ſich zu vertheidigen. Der Pater aber ließ ihn nicht zu Worte kommen und ſagte: „Stell Dich nur nicht ſo verwundert und verliere Deine Worte nicht, um zu leugnen, was Du doch nicht leugnen kannſt; ich rede keinem Nachbargeklatſche nach; denn ſie hat, mit vielen Klagen über Dich, mir Alles ſelber erzählt. Und obgleich ſich ſolche Laſſereien überall nicht für Dich ſchicken, ſo will ich Dir nur ſo viel ſagen, daß, wenn Einer dieſe Albernheiten zuwider ſind, ſo ſind ſie's ihr. Drum rath' ich Dir zu Deiner eignen Ehre und ihr zu Gefallen, bleib davon und laß ſie in Frieden.“

Der Edelmann, der etwas ſchärfer ſah, als der gute Pater, errieth bald genug die Schlauheit der Dame, that alſo etwas beſchämt und verſprach, ſich nicht weiter auf die Sache einzulaſſen. Dann verließ er den Mönch und eilte zum Hauſe der Dame, die noch immer an einem kleinen Fenſter aufmerkſam verweilte, um ihn zu ſehen, wenn er etwa vorüberginge. Als ſie ihn nun erblickte, bezeigte ſie ſich gegen ihn ſo freundlich und gefällig, daß er wohl einſehen konnte, er habe die Worte des Mönchs richtig verſtanden. Und ſo ging er denn von dieſem Tage an zu ſeinem eignen Vergnügen und zu großer Freude und Beruhigung der Dame, vorſichtig, als ob andere Geſchäfte ihn dorthin führten, täglich jene Straße entlang.

Die Dame indeß hatte ſich bald überzeugt, daß ſie ihm eben ſo wohl, als er ihr gefalle, und, voller Verlangen, ihn noch mehr zu entflammen und ihm ein ſicheres Zeichen ihrer Liebe zu ihm zu geben, nahm ſie die Gelegenheit wahr, zum ehrwürdigen Kloſterbruder zurückzukehren, und kaum hatte ſie ihm zu Füßen ſich niedergelaſſen, ſo fing ſie bitterlich zu weinen an. Als der Geiſtliche ſie in Thränen ſah, fragte er voller Theilnahme, was ſie Neues bringe. Die Dame antwortete: „Hochwürdiger, ich habe keine andern Neuigkeiten, als von Eurem verwünſchten Freunde, über den ich ſchon neulich mich beſchwerte. Wahrlich ich glaube, er iſt geboren, um mich zu plagen und mich zu Dingen zu verlocken, um derentwillen ich mir ewig Vorwürfe machen und nie wieder wagen würde, vor Euch zu erſcheinen." „Wie," ſagte der Pater, „hat er denn nicht aufgehört, Dich zu beläſtigen?" „Gewiß nicht," erwiderte die Dame, „vielmehr kommt er, ſeit ich gegen Euch mich beſchwerte, gleichſam mir zum Trotz, und weil er mir übel genommen, daß ich über ihn Klage geführt habe, für ein Mal, das er ſonſt vor meinem Hauſe vorüberging, jetzt wenigſtens ſieben Mal vorbei. Und, wollte Gott, er wäre beim Vorübergehen und Heraufgucken ſtehen geblieben; aber ſo verwe-

gen, ſo unverſchämt iſt er geweſen, daß er mir erſt geſtern ein Frauenzimmer mit Botſchaften von ihm und mit verliebtem Geſchwätze ins Haus geſchickt und mir einen Gürtel und eine Taſche geſchenkt hat, als ob ich nicht ſelber Gürtel und Taſchen genug hätte. Das hab' ich ihm aber ſo übel genommen und nehm' es ihm auch noch ſo übel, daß ich ihm den Teufel über den Hals geſchickt haben würde, hätte ich mich nicht der Sünde gefürchtet und Euch zu Liebe an mich gehalten. So hab' ich mir denn am Ende noch Gewalt angethan und nichts thun und nichts ſagen wollen, ohne Euch zuvor davon zu benachrichtigen. Dem Frauenzimmer übrigens hatte ich Gürtel und Taſche, die ſie mir gebracht hatte, ſchon zurückgegeben, daß ſie ihm Beides wiederbringen ſollte, ihr auch ſonſt böſen Beſcheid ertheilt, als mir einfiel, ſie könnte vielleicht gar die Geſchenke für ſich behalten und ihm erzählen, ich hätte ſie angenommen; denn ſolche Weiber ſollen dergleichen wol thun. Darum rief ich ſie denn noch zurück und nahm ihr die Sachen voller Verdruß wieder aus der Hand und habe ſie nun zu Euch mitgebracht, auf daß Ihr ſie ihm wiedergebt und ihm ſagt, ich brauche ſeine Geſchenke nicht; denn, Gott und meinem Manne ſei es gedankt, Gürtel und Taſchen habe ich noch ſo viel, daß ich ihn darunter erſticken könnte. Dann aber bitte ich Euch, denn ich ehre Euch wie einen Vater, um Verzeihung, wenn ich, ſobald er mir nun keine Ruhe mehr läßt, es meinem Mann und meinen Brüdern ſage, mag daraus werden, was da will. Ergeht es ihm dann übel, nun ſo ſoll mirs immer noch viel lieber ſein, als wenn ich durch ihn in ſchlechte Nachrede komme, und damit gut!"

Wie ſie das geſagt hatte, zog ſie, ohne ihre Thränen zu unterbrechen, eine äußerſt ſchöne und reichgeſtickte Taſche nebſt einem zierlichen koſtbaren Gürtel unter dem Mantel hervor und warf ſie dem Mönche in den Schoß. Dieſer glaubte noch immer an die Wahrheit ihrer Erzäh-

lungen, nahm die Geschenke voller Zorn und sagte: „Mein Kind, ich wundre mich nicht, wenn diese Vorfälle Dich betrüben, und kann Dich deswegen nicht tadeln; vielmehr lobe ich an Dir, daß Du dabei meinen Rathschlägen Folge geleistet hast. Ich habe ihn neulich zur Rede gesetzt; er hat aber schlecht gehalten, was er mir damals versprach, und so denke ich ihm denn um dessentwillen, wie auch wegen seiner neuen Vergehen, dermaßen den Kopf zu waschen daß es ihm vergehen soll, Dich ferner zu beunruhigen. So lieb Dir aber Gottes Segen ist, so laß Dich vom Zorne nicht überwältigen, Einen der Deinigen von dieser Angelegenheit zu unterrichten; es könnte zu viel Unglück daraus werden. Uebrigens sei wegen Deines Rufes unbesorgt, denn ich werde Deine Unschuld immerdar, vor Gott wie vor den Menschen, unwandelbar bezeugen."

Die Dame schien sich etwas zu beruhigen, und, von dem Geize dieses wie der andern Mönche wohl unterrichtet, lenkte sie das Gespräch von jenem Gegenstande ab und sagte: „Ehrwürdiger Herr, diese letzten Nächte sind mir mehrere meiner Verwandten erschienen, die wol große Qualen erdulden müssen und nichts verlangen als Almosen; vor allen aber meine selige Mutter, die so betrübt und elend aussieht, daß es ein wahrer Jammer ist. Ich glaube gewiß, daß es ihr bitter weh thut, mich von diesem bösen Feinde so versucht zu sehn, und darum wünschte ich, Ihr läset mir für ihre Seelen die vierzig Gregoriusmessen und sagtet dazu Eure Gebete, damit Gott sie aus den Feuerqualen befreie." Und mit diesen Worten drückte sie ihm einen Goldgulden in die Hand. Der ehrwürdige Pater nahm ihn voller Freuden, bekräftigte mit guten Worten und mit vielen Beispielen ihre Frömmigkeit und entließ sie dann mit seinem Segen.

Als die Dame fortgegangen war, schickte er, immer noch ohne zu ahnen, daß man ihn zum Besten habe, nach seinem Freunde, der, als er bei seinem Eintritt den Mönch zornig sah, schnell errieth, er werde Neuigkeiten

von ſeiner Dame hören, und abwartete, was jener ihm ſagen werde. Der Mönch wiederholte, was er ihm ſchon früher geſagt hatte, und ſchalt ihn beſonders mit vielen zornigen und harten Worten wegen Deſſen, was er, den Reden der Dame zufolge, gethan haben ſollte. Der Edelmann, der noch nicht durchſchauen konnte, wo der Mönch eigentlich hinwolle, leugnete ziemlich lau, Gürtel und Taſche geſchickt zu haben, damit er Jenem, wenn die Dame ihm etwa die Geſchenke gegeben hätte, nicht den Glauben daran benähme. Aber der Pater ſagte ganz aufgebracht: „Du ſchlechter Menſch, wie kannſt Du das leugnen? Da ſieh her; mit vielen Thränen hat ſie ſelber ſie mir gebracht, und nun ſage, ob Du ſie erkennſt.“ Der Edelmann that gar ſehr beſchämt und ſagte: „Freilich kenne ich dieſe Geſchenke und bekenne, daß ich Unrecht gethan habe; ſchwöre aber auch, weil ich ſie alſo geſinnt ſehe, daß Ihr von dieſer Sache nie wieder ein Wort hören ſollt.“ Nun wurde noch viel hin und hergeredet. Endlich aber gab Bruder Einfalt Gürtel und Taſche an den Freund heraus und entließ ihn dann nach langen Strafpredigten und Bitten, ſolcher Dinge in Zukunft ſich zu enthalten.

Der Edelmann ging, hocherfreut über die Gewißheit, die er in Betreff der Liebe ſeiner Dame erlangt zu haben glaubte, wie über das ſchöne Geſchenk, ſobald er den Mönch verlaſſen hatte, mit Vorſicht an einen Ort, wo er der Dame bemerklich machen konnte, er habe das Eine wie das Andere erhalten. Der Dame war dies um ſo lieber, als ſie nun an dem glücklichen Fortgange ihres Planes nicht mehr zweifelte.

Während ſie nun, um ans Ziel ihrer Wünſche zu gelangen, nichts als eine gelegentliche Abweſenheit ihres Mannes erwartete, traf es ſich, daß wenig ſpäter, gewiſſer Geſchäfte willen, ihr Mann genöthigt war, nach Genua zu reiſen. Kaum war er des Morgens zu Pferde geſtiegen und fortgeritten, ſo ging unſere Dame auch ſchon

zum geſtrengen Pater und ſagte unter Schluchzen und Thränen: „Würdiger Vater, nun erkläre ich Euch, ich kann's nicht länger aushalten. Aber, weil ich Euch neulich verſprochen habe, nichts zu unternehmen, ohne Euch zuvor davon zu ſagen, ſo komme ich, um mich zu rechtfertigen. Damit Ihr indeß einſeht, wie viel Recht ich habe, zu weinen und mich zu beklagen, ſo will ich Euch nur erzählen, was Euer guter Freund oder vielmehr der Teufel aus der Hölle, mir heute Morgen kurz vor der Frühmeſſe gemacht hat. Ich weiß nicht was für ein böſer Geiſt ihm geſagt hat, daß mein Mann geſtern früh nach Genua gereiſt iſt; genug, heute morgen, um die Zeit, die ich Euch geſagt habe, kommt er in meinen Garten und klettert auf einem Baume bis an das Fenſter meiner Schlafſtube, die nach dem Garten hinausgeht. Schon hatte er das Fenſter aufgemacht und wollte in die Kammer hereinſteigen, als ich noch aufwache und ſogleich aus dem Bette ſpringe. Eben fing ich an zu ſchreien und gewiß, ich hätte geſchrien, wenn er nicht, unter Nennung ſeines Namens, mich noch von außen um Gottes und um Euretwillen um Gnade gebeten hätte. Euch zu Liebe ſchwieg ich ſtill, lief aber nakt, wie ich auf die Welt gekommen bin, ans Fenſter und ſchlug es ihm ins Geſicht zu. Ich glaube, er iſt zum Teufel gegangen, denn ich habe ihn dann nicht weiter gehört. Nun ſagt mir ſelbſt, ob das ein anſtändiges Benehmen iſt und ob man das wol leiden darf; ich meines Theils denke es nicht mehr ſo zu ertragen, denn ich habe Euch zu Liebe nur zu viel mit angeſehn."

Als der Mönch dies hörte, wurde er über die Maßen zornig und wußte nichts zu erwidern, als daß er ſie mehrere Male fragte, ob ſie denn auch gewiß geſehen habe, daß es jener Edelmann und kein Anderer geweſen ſei. „Nun Gottlob," antwortete die Dame, den kann ich wol noch von einem Andern unterſcheiden. Ich ſage Euch, er war's; und ſollte er's leugnen, ſo glaubt ihm nur nicht." „Meine

Tochter," ſagte darauf der Mönch, „dazu kann ich nichts ſagen, als daß es eine übermäßige Frechheit und eine abſcheuliche Miſſethat iſt. Du thateſt Deine Pflicht, daß Du ihn fortſchickteſt. Aber nun will ich Dich noch gebeten haben, daß Du, weil Gott Dich vor Schande bewahrte, wie Du ſchon zwei Mal meinen Rath befolgt haſt, es noch dies Mal thun, und, ohne gegen Deine Angehörigen Dich zu beklagen, mir überlaſſen mögeſt, zu verſuchen, ob ich dieſen Teufel, der aus der Hölle entſprungen ſcheint, und den ich für einen Heiligen gehalten hätte, denn nicht zu bändigen im Stande bin. Gelingt es mir, ihn von ſeinem viehiſchen Betragen abzubringen, dann iſt es gut; wo nicht, ſo gebe ich Dir jetzt mit meinem Segen das Verſprechen, daß ich Dich nicht weiter hindern will, zu thun, was Dir in Deinem Sinne gut dünkt." „Nun wohl" ſagte die Dame, „ich will Euch für dies Mal weder erzürnen, noch Euch ungehorſam ſein; aber nun ſorgt dafür, daß er ſich hüte, mich ferner zu plagen; denn, wahrlich, zu Euch komme ich in dieſer Angelegenheit nun nicht wieder."

Und damit ging ſie ohne weiter etwas zu ſagen, als wäre ſie aufgebracht, von dannen. Kaum hatte ſie die Kirche verlaſſen, ſo kam auch der Edelmann des Weges. Der Mönch rief ihn an, nahm ihn bei Seite, ſagte ihm die größten Grobheiten, die man jemals einem Andern zu hören gegeben hat, und nannte ihn einen Schelmen, einen Meineidigen und einen Verräther über den andern. Dieſer aber hatte ſchon zwei Mal erfahren, was das Schelten des Paters zu bedeuten habe, und ſuchte deswegen durch halbe Antworten ihn zum Reden zu bringen. „Würdiger Herr," ſprach er, „was ſoll dieſer Zorn? Habe ich denn Chriſtum gekreuzigt?" „Ueber den Unverſchämten!" antwortete der Geiſtliche, „nun höre mir Einer, wie er thut; redet er doch wahrhaftig nicht anders, als wäre es ein oder paar Jahre her und als könnte er ſich der langen Zeit wegen auf ſeine Schändlichkeiten und ſchlechten

Streiche nicht mehr beſinnen. Iſt es Dir von heute morgen bis jetzt ſchon entfallen, wen Du beleidigt haſt? Nun, wo warſt Du heute kurz vor Tage?" „Was weiß ich, wo ich geweſen bin," erwiderte der Edelmann; „Ihr müßt aber ſchnelle Boten haben." „Freilich" ſagte der Mönch, „iſt die Botſchaft mir ſchon zugekommen; aber ich merke ſchon, Du dachteſt, weil der Mann nicht zu Hauſe iſt, würde die gute Frau Dich nur ſo mit offenen Armen empfangen. Hoho, der ehr- und tugendſame Herr iſt ein Nachtwandler, ein Gartenſchleicher, ein Baumklettrer geworden. Denkſt Du denn durch Deine Unverſchämtheit die Heiligkeit dieſer Dame zu beſiegen, daß Du ihr in der Nacht auf den Bäumen ins Fenſter kletterſt? Nichts auf der Welt iſt ihr ſo durchaus zuwider, als Du es biſt, und doch probirſt Du's immer aufs Neue. Ich will gar nicht davon reden, daß ſie Dir's vielfach an den Tag gelegt hat; aber wahrhaftig, meine Ermahnungen haſt Du Dir beſonders zu Gemüthe gezogen. Das will ich Dir indeß hiermit geſagt haben, bis jetzt hat ſie, nicht etwa aus Liebe zu Dir, ſondern meinem Fürwort zu Gefallen, von Deinem Benehmen geſchwiegen; nun wird ſie aber nicht mehr ſchweigen. Ich habe es ihr ganz frei geſtellt, wenn Du noch irgend etwas thuſt, das ihr misfällig iſt, ganz nach ihrem Belieben zu verfahren; und, was willſt Du machen, wenn ſie's ihren Brüdern ſagt?"

Der Edelmann hatte nun Alles, was er brauchte, zur Genüge erfahren; er beſänftigte daher den Pater nach beſtem Wiſſen und Vermögen mit reichlichen Verſprechungen und ſagte ihm dann Lebewohl. Als aber in nächſter Nacht die Zeit der Frühmeſſe herangekommen war, ſchlich er ſich in den Garten, erkletterte den Baum und eilte durch das offene Fenſter in die Arme ſeiner ſchönen Dame, die ihn nach ſehnſüchtigem Erwarten freudigſt mit den Worten empfing: „Großen Dank dem Herrn Pater, der Dir den Weg zu mir ſo ſchön gezeigt hat." Nun genoſſen ſie einander und konnten unter Späßen und vielem

Gelächter über die Einfalt des Bruder Rindvieh und unter Spott über Spuhlräder, Kämme und Wollkratzer ihrem Ergötzen kein Ziel ſetzen. Dann aber wußten ſie es ſo einzurichten, daß ſie, ohne der Hülfe des geſtrengen Pfaffen ferner zu bedürfen, in gleicher Freude noch viele Nächte verbringen konnten, zu welchem Glücke ich Gott bitte, daß er auch mir und allen andern Chriſtenſeelen, die Verlangen danach tragen, in ſeiner heiligen Barmherzigkeit bald verhelfe."

Vierte Geschichte.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine Bußübung ſelig werden kann. Bruder Puccio übernimmt ſie und Don Felice vertreibt ſich inzwiſchen mit deſſen Frau die Zeit.

Als Philomela am Ende ihrer Geſchichte war und ſchwieg, lobte Dioneus den Verſtand der Dame nachdrücklich und mit ſchönen Worten, nicht minder aber auch das Schlußgebet der Philomela, worauf die Königin lächelnd ſich zum Pamphilus wandte und ſprach: „Wohlan denn, Pamphilus, fahre fort, durch ein luſtiges Späßchen uns zu ergötzen." Pamphilus erwiderte ſogleich, er ſei gern bereit, und begann: „Madonna, viele Leute gibt es, die, während ſie ſelbſt ſich bemühen, das Paradies zu erreichen, Andern unbewußt dazu verhelfen. Daß es einer unſerer Nachbarinnen vor nicht gar langer Zeit ſo ergangen iſt, werdet Ihr vernehmen können.

Wie man mir erzählt hat, wohnte nicht weit von San Pancrazio ein guter und wohlhabender Mann Namens Puccio di Rinieri, der, als er ſpäter ſich ganz den

geiſtlichen Dingen ergab, zur Brüderſchaft des heiligen Franciscus trat und Bruder Puccio genannt ward. Sein Hausweſen beſchränkte ſich auf ſeine Frau und eine Magd, und, da er deshalb nicht nöthig hatte, irgend ein Geſchäft zu treiben, war er viel in der Kirche. Er war ein unwiſſender Menſch von grobem Teige und ſo betete er denn ſeine Paternoſter ab, ging in die Predigten, hörte Meſſen und blieb gewiß nie zu Hauſe, wenn die Laienbrüder Laudes zu ſingen hatten. Außerdem faſtete er und geißelte ſich, denn man wollte allgemein wiſſen, daß er zu den Flagellanten gehöre. Seine Frau, die Donna Iſabetta hieß und erſt 28 bis 30 Jahr alt, dabei munter, hübſch und roth wie ein Wachsapfel war, mußte wegen der Frömmelei und vielleicht auch wegen des Alters ihres Mannes gar ſehr oft länger Diät halten, als ſie gewünſcht hätte. Und wenn ſie ſchlafen oder ſich mit ihm ergötzen wollte, erzählte er ihr das Leiden Chriſti, die Predigten des Bruder Anaſtaſius, die Reue der Magdalena, oder andere ähnliche Geſchichten.

Um dieſe Zeit kam ein Mönch, Namens Don Felice, der in San Pancrazio Ordensgeiſtlicher war, ein ziemlich junger und ſchön geſtalteter Mann von großem Scharfſinn und tiefen Kenntniſſen, aus Paris zurück und wurde bald mit Bruder Puccio genauer bekannt. Weil dieſem nun der Mönch alle ſeine Zweifel auf das beſte zu löſen wußte und außerdem, ſobald er die Geſinnung Puccio's kennen gelernt hatte, äußerſt gottesfürchtig ſich bewies, begann Bruder Puccio, ihn zuweilen mit nach Hauſe zu nehmen und ihm, wenn ſich's traf, mitunter ein Mittagbrod, oder Abendeſſen vorzuſetzen. Auch war Puccio's Frau, ihm zu Liebe, gegen den Mönch freundlich und that ihm gerne eine Ehre an. Wie dieſer nun längere Zeit in Bruder Puccio's Hauſe aus und ein ging und das runde und friſche Ausſehen der Frau beobachtete, errieth er wohl, was für ein Ding es ſein möchte, an dem ſie am meiſten Mangel litte, und beſchloß, um Bruder

Puccio die Mühe abzunehmen, ihr, wenn er könnte, damit beizuſpringen. Er wußte ſie einige Male gar pfiffig anzuſehn und brachte es endlich dahin, daß ſich in ihrem Herzen das gleiche Verlangen entzündete. Wie er dies gewahr wurde, ſagte er ihr bei der erſten Gelegenheit ſein Begehren.

So ſehr er ſie aber auch zur Ausführung aufgelegt fand, ſo ſchwer war es doch, Mittel und Wege dazu zu finden, denn nirgends in der Welt getraute ſie ſich mit dem Mönche zuſammenzukommen, als nur in ihrem Hauſe. In ihrem Hauſe ging es aber wieder nicht, weil Bruder Puccio niemals verreiſte, worüber denn der Mönch ſich ſehr betrübte. Nach langer Zeit erdachte er aber doch ein Mittel, ſich, ohne Verdacht zu erregen, in dem eigenen Hauſe der Frau und ſogar in Bruder Puccio's Anweſenheit, mit ihr zu ergötzen. Als nämlich Bruder Puccio ihn eines Tages beſuchen gekommen war, ſagte er zu ihm folgendermaßen: „Ich habe ſchon oft wahrgenommen, Bruder Puccio, daß Dein ganzes Verlangen dahin gerichtet iſt, ſelig zu werden. Mir kommt es aber vor, als ob Du zu dieſem Ziele auf einem weiten Wege geheſt, während es doch einen ganz kurzen gibt, den der Papſt und ſeine oberſten Prälaten recht wohl kennen, ſich ſeiner auch bedienen. Sie wollen aber nicht, daß man ihn den Leuten weiſe; denn auf der Stelle wäre der geiſtliche Stand, der doch großentheils von Almoſen lebt, zu Grunde gerichtet, und die Laien würden ihm weder Geſchenke noch ſonſt etwas mehr zuwenden. Weil Du aber mein Freund biſt und mir viel Ehre angethan haſt, ſo lehrte ich Dich wol jenen Weg, wenn ich nur wüßte, daß Du ihn befolgteſt und keinem Menſchen auf der Welt etwas davon ſagteſt."

Bruder Puccio, der höchſt begierig nach dieſer Sache geworden war, fing zuerſt an, ihn mit großem Nachdruck zu bitten, daß er ſie ihn lehren möchte; dann ſchwor er, daß er niemals Jemandem mehr davon entdecken würde,

als was jener ihm selbst zuvor erlaubt hätte, und versicherte, wenn er irgend im Stande dazu sei, wolle er gewiß diesen Weg einschlagen.

„Nun," sagte der Mönch, „wenn Du mir das versprichst, so will ich Dich's lehren. Du mußt wissen, die heiligen Kirchenväter halten dafür, daß, wer selig werden will, folgende Buße thun muß. Aber verstehe mich recht; ich sage nicht, daß Du nach der Buße nicht eben so wohl, wie jetzt, ein Sünder sein werdest; sondern es wird geschehn, daß die Sünden, die Du bis zur Zeit der Buße schon begangen hast, alle abgewaschen und Dir wegen dieser vergeben werden; die Sünden aber, die Du nachher begehst, werden Dir nicht zur Verdammung angerechnet, sondern mit dem Weihwasser abgewaschen werden, wie das jetzt bei den erläßlichen Sünden der Fall ist. Vor allen Dingen also mußt Du mit größter Gewissenhaftigkeit Deine Sünden beichten und damit nimmt diese Buße ihren Anfang. Dann mußt Du strenge zu fasten und große Enthaltsamkeit zu üben beginnen und das vierzig Tage lang, und in der Zeit nicht ein Mal Deine eigene Frau, geschweige denn ein fremdes Weib anrühren. Außerdem mußt Du Dir in Deinem Hause einen Ort suchen, wo Du Nachts den Himmel sehn kannst: da mußt Du denn um die Zeit des Abendgebetes hingehn und dort ein großes Brett in Bereitschaft halten, das so eingerichtet ist, daß Du aufrecht stehend Dich mit dem Rücken daran anlehnen kannst. Dann stellst Du Dich mit den Füßen auf den Boden, streckst die Arme wie ein Gekreuzigter nach beiden Seiten aus, wobei Du Dich, wenn Du sonst willst, an ein paar Pflöckchen anhalten kannst, und verharrst in dieser Stellung bis zur Frühmesse. Verständest Du lateinisch, so müßtest Du inzwischen eine Anzahl Gebete hersagen, die ich Dir auch gerne geben würde; da Du dies nun aber nicht kannst, so mußt Du dreihundert Paternoster und dreihundert Avemaria zu Ehren der Dreieinigkeit hersagen, dabei den Himmel ansehen und immer

in Gedanken haben, daß Gott Himmel und Erde geſchaffen hat, und während Du in derſelben Stellung verweilſt, wie Chriſtus am Kreuze, Dich immer an ſein Leiden erinnern. Sobald es dann zur Frühmeſſe läutet, kannſt Du, wenn Du Luſt haſt, angezogen wie Du biſt, Dich aufs Bett werfen und ein wenig ſchlafen, vor Tiſche aber mußt Du noch in die Kirche gehn und wenigſtens drei Meſſen hören, funfzig Paternoſter und eben ſo viel Avemaria ſagen. Dann kannſt Du, wenn dergleichen vorkommen, mit gehöriger Ehrbarkeit Deine Geſchäfte verrichten und zu Mittag eſſen; zur Vesper aber mußt Du wieder in der Kirche ſein und gewiſſe Gebete, die ich Dir aufſchreiben werde, herſagen, denn ohne die geht es nun ein Mal nicht, und mit der Nacht kehrſt Du wieder an Deinen Platz zurück. Thuſt Du dies Alles, wie ich es denn ſchon gethan habe, und thuſt Du's mit gehöriger Andacht, ſo hoffe ich, Du wirſt, noch bevor Du ans Ende dieſer Buße gelangſt, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verſpüren." Bruder Puccio ſagte darauf: „Nun das iſt gar ſo ſchwer nicht und dauert auch gar nicht ſo lange; das muß ſich recht gut thun laſſen, und ſo will ich denn in Gottes Namen nächſten Sonntag anfangen."

Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hauſe und ſagte, wie jener ihm erlaubt hatte, der Frau ſein ganzes Vorhaben. Dieſe errieth aus dem unbeweglichen Stillеſtehen bis an den Morgen, auf das beſte, was der Mönch eigentlich beabſichtige, und erwiderte deshalb, dieſer Weg ſcheine ihr beſonders gut zu ſein, auch ſei ſie hiermit, ſo wie mit allem Andern, was er zum Heil ſeiner Seele thäte, völlig zufrieden und wolle, damit Gott ſeine Buße ihm gedeihen laſſe, zur Geſellſchaft mitfaſten, die andern Uebungen aber nicht mit übernehmen. Wie ſie nun hierüber ſich geeinigt hatten und der Sonntag herangekommen war, fing Bruder Puccio ſeine Buße an; der Herr Pater aber beſuchte die Frau zu Stunden, wo man

ihn nicht ſehen konnte und aß meiſtens mit ihr zu Abend von den guten Speiſen und Getränken, die er jedesmal mitbrachte. Dann ging er mit ihr zu Bette und ſtand erſt um die Zeit der Frühmeſſe auf, wenn Bruder Puccio ſich ſchlafen legte.

Der Ort, den Bruder Puccio zu ſeinen Bußübungen erwählt hatte, war neben der Kammer, in der die Frau ſchlief, und von dieſer durch nichts als eine dünne Wand getrennt. Als daher der Pater ein Mal mit der Frau und ſie mit ihm gar zu unbändig ſchäkerte, kam es dem Bruder Puccio ſo vor, als höre er die Dielen einigermaßen knacken, weshalb er nach dem erſten Hundert ſeiner Paternoſter innehielt und, ohne ſich zu bewegen, die Frau fragte, was ſie denn treibe. Die Frau, die zu Späßen ſehr aufgelegt war und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedict oder Johann Gualbertus reiten mochte, antwortete: „Mann, ich ſage Euch, ich rühre mich aus Leibeskräften.“ Bruder Puccio ſagte darauf: „Wie rührſt Du Dich denn? Wozu ſoll denn das Rühren?“ Die Frau erwiderte lachend und vergnügt, denn ſie war ein verwegenes Weib und mochte auch eben Grund zum Lachen haben: „Nun, wißt Ihr denn nicht, was das ſagen will? Hab ich doch tauſend Mal von Euch gehört: Wer faſtet und wen Hunger plagt, rührt ſich im Bett die ganze Nacht.“ Bruder Puccio glaubte nun, das Faſten ſei Schuld, daß ſeine Frau nicht ſchlafe und ſich deshalb im Bette herumwälze, und ſagte zu ihr ganz treuherzig: „Frau, ich habe Dir's gleich geſagt, Du ſollteſt nicht faſten, aber weil Du's nun ein Mal ſo gewollt haſt, ſo denke nicht weiter dran und ſieh, daß Du ſchläfſt. Du wirthſchafteſt ja in dem Bette, daß die ganze Stube ſchüttert.“ Darauf ſagte die Frau: „Kümmert Euch doch darum nicht; ich weiß allein, wie ich mich zu benehmen habe. Thut Ihr nur Eure Schuldigkeit, ich werde mich ſchon angreifen und mein Möglichſtes thun.“ Und ſo war denn Bruder Puccio ſtille und nahm ſeine Paternoſter

wieder zur Hand; die Frau aber und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einer andern Gegend des Hauses ein Bett machen und schliefen darin, so lange Bruder Puccio's Bußzeit dauerte, mit großem gegenseitigen Ergötzen bis zum Morgen, wo dann der Mönch nach Hause ging, die Frau sich aber in ihr Bett legte, um dort Bruder Puccio, wenn er von seiner Buße käme, zu erwarten.

Während dieser nun auf solche Weise seine Bußübungen, die Frau aber und der Mönch ihr Vergnügen fortsetzten, sagte sie wohl öfter im Scherze zu dem Letzten: „Du läßt Bruder Puccio Buße thun und dadurch sind wir ins Paradies gekommen." Uebrigens gab ihr der Mönch alle Ursache zur Zufriedenheit, sodaß sie sich an sein Futter gewöhnte und, weil der Mann so lange sie hatte fasten lassen, auch als seine Buße zu Ende ging, sich die Gelegenheit suchte, anderwärts mit dem Mönche sich satt zu essen, und lange Zeit vorsichtig mit ihm sich zu ergötzen wußte.

So geschah es denn, damit die letzten Worte der Geschichte sich von den ersten nicht entfernen, daß Bruder Puccio, während er durch seine Buße sich ins Paradies zu bringen meinte, zwei Andre hineinbrachte: den Mönch, der ihm den nächsten Weg dahin gezeigt hatte, und die Frau, die großen Mangel an Dem litt, womit der Herr Pater sie nun aus christlicher Liebe reichlich versorgte."

Fünfte Geſchichte.

Zima ſchenkt Herrn Francesco Vergelleſi ein ſchönes Pferd und erhält dafür die Erlaubniß, mit ſeiner Frau reden zu dürfen; als dieſe ſchweigt, antwortet er ſelbſt in ihrem Namen und dann erfolgt auch Alles ſeinen Antworten gemäß.

Pamphilus hatte nicht ohne Lächeln der Damen die Geſchichte des Bruder Puccio vollendet, als die Königin gebieteriſch Eliſen fortzufahren hieß. Sie begann in der ſpöttiſchen Weiſe, die nicht ſowol in ihrem eigenen Weſen, als in alter Gewohnheit lag, folgendermaßen: „Viele, die viel wiſſen, denken, andere Leute ſeien ganz unwiſſend, und ſehen ſich dann manchmal, während ſie Andre anzuführen denken, dem Erfolge nach ſelber angeführt. Darum halte ich es denn für eine große Thorheit, wenn man ohne Noth ſich darauf einläßt, die Stärke des fremden Verſtandes auf die Probe zu ſtellen. Weil aber vielleicht nicht ein Jeder meiner Meinung ſein dürfte, ſo will ich, die für unſere Geſchichten feſtgeſetzte Ordnung befolgend, Euch erzählen, was einem Piſtojeſer Edelmann begegnet iſt.

Zu Piſtoja war in der Familie der Vergelleſi ein Edelmann, Namens Francesco, der bei großem Reichthum, bei vieler Erfahrung und hellem Verſtande über die Maßen geizig war. Als dieſer nun in Mailand zum Podeſtà erwählt war, hatte er ſich mit Allem, was er dazu bedurfte, anſtändig verſehen; nur fehlte es ihm noch an einem Pferde, das gut genug für ihn geweſen wäre, und als er immer keines finden konnte, war er darüber in einiger

Verlegenheit. Nun lebte damals in Piſtoja ein Jüngling, Namens Ricciardo, der zwar von geringer Familie, aber äußerſt reich war und ſo geſchmückt und ſorgfältig gekleidet ging, daß man ihn allgemein nur den Stutzer (Zima) nannte. Dieſer hatte ſeit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, die von großer Schönheit und Tugend war, geliebt und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Zima aber hatte eines der ſchönſten Pferde in Toscana, das er auch ſeiner Schönheit wegen ſehr werth hielt, und da es offenkundig war, daß er ſich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, rieth irgend ein guter Freund dem letzten, er möge den Zima um ſein Pferd anſprechen und gewiß werde dieſer es ihm aus Liebe zur Frau ſchenken.

Herr Francesco ließ ſich vom Geize verleiten, den Zima zu ſich rufen zu laſſen, und bat ihn alsdann, das Pferd ihm zu verkaufen, in der Hoffnung, Zima werde es ihm zum Geſchenke anbieten. Als Zima den Antrag hörte, freute er ſich und ſagte zu dem Edelmann: „Herr, ſchenktet Ihr mir Euer ganzes Vermögen, ſo wäre mir mein Pferd darum nicht verkäuflich. Wenn Ihr's aber zum Geſchenke von mir annehmen wollt, ſo könnt Ihr's haben; doch unter der Bedingung, daß ich, ehe Ihr das Pferd erhaltet, mit Eurer Erlaubniß und in Eurer Gegenwart mit Eurer Frau (ſo weit jedoch von Jedermann entfernt, daß Niemand außer Ihr ſelbſt mich hören kann) einige Worte reden darf." Der Edelmann antwortete, vom Geize beſtochen und in der Hoffnung, jenen anzuführen, er ſei es zufrieden und Zima möge reden, ſo viel er wolle.

Und ſo ließ er ihn im großen Saale ſeines Palaſtes, und ſuchte ſeine Frau in ihrem Zimmer auf. Hier erzählte er ihr, wie wohlfeil er zu Zima's Pferde gelangen könne, hieß ſie mit ihm kommen, um Zima anzuhören, befahl ihr aber auch, ſich wohl zu hüten, auf was immer Zima ſagen möchte, wenig oder viel zu antworten. Die Frau misbilligte dieſen Handel ſehr; da ſie aber einmal

den Wünschen ihres Mannes folgen mußte, fand sie sich endlich bereit und folgte ihm in den Saal, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hätte.

Als dieser den Vertrag mit dem Edelmann noch ein Mal richtig gemacht hatte, setzte er sich mit der Dame, fern von den Leuten, an das eine Ende des Saales und sagte: „Verehrte Dame, unzweifelhaft scheint es mir, daß Ihr in Eurer Einsicht schon seit langer Zeit im Stande gewesen seid, zur Genüge zu bemerken, wie so große Liebe für Euch Eure Schönheit, die unfehlbar jede andere, die ich in meinem Leben gesehen habe, um Vieles übertrifft, in mir entzündet hat. Dabei erwähne ich noch nicht einmal Eure untadlichen Sitten und so viele besondere Vorzüge, die Ihr in solchem Maße besitzt, daß der hochgesinnteste Mann nicht im Stande wäre, ihnen zu widerstehen. Und so ist es denn unnöthig, daß ich Euch mit Worten erkläre, wie diese meine Liebe die größeste und glühendste ist, die je ein Mann für seine Dame empfunden hat. Auf gleiche Weise werde ich aber auch gewiß so lange fortfahren, Euch zu lieben, als mein armes Leben diese Glieder noch aufrecht erhalten wird; ja, wenn man auch jenseits so wie hier liebt, so werde ich auch in der Ewigkeit Euch ebenso lieben. Darum könnt Ihr Euch denn überzeugt halten, daß Ihr nichts besitzt, sei es Euch theuer, oder von Euch gering geschätzt, das Ihr so Euer eigen nennen und auf das Ihr unter allen Umständen so zählen könntet, als auf mich (wie gering auch mein Werth sein möge) und auf Alles, was mir gehört. Um Euch einen klaren Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in Etwas, das ich zu thun im Stande wäre, und das Euch gefiele, Eure Befehle ertheilen wolltet, als wenn die ganze Welt meinen Geboten unweigerlich gehorchte. Bin ich nun so sehr Euer eigen, wie Ihr es hört, so darf ich nicht ohne Ursache meine Bitten zu Eurer Hoheit erheben, da Ihr allein und nichts außer Euch, im

Stande ſeid, meinen Frieden, mein Glück und mein Heil mir zu verleihen. Und ſo bitte ich denn, als Euer demüthigſter Diener, Euch, mein theures Kleinod, einzige Hoffnung meiner Seele, (die im Feuer der Liebe nur durch Hoffen ſich noch erhält) daß Ihr mir gewogen ſein und die Härte, die Ihr bisher mir bewieſen habt, erweichen möget, (denn ich gehöre ja nur Euch zu) auf daß ich, von Eurem Mitleiden erquickt, ſagen könne, Eure Schönheit habe mich zwar in Liebe entzündet, dann aber auch das Leben mir wiedergegeben; ein Leben, das ohnfehlbar verlöſchen wird, wenn Euer ſtolzer Sinn meinen Bitten nicht nachgibt, und als deſſen Mörderin Ihr dann nach meinem Tode erſcheinen werdet. Gereichte mein Tod aber auch nicht, wie er es thut, Euch zu geringer Ehre, ſo glaube ich doch, Euer Gewiſſen würde Euch zu Zeiten Vorwürfe machen; Ihr würdet bedauern, ſo hart geweſen zu ſein und wol ein Mal in freundlicherer Geſinnung ſagen: wie übel that ich doch, mit meinem Zima kein Mitleid gehabt zu haben. Dann aber würde Eure Reue zu nichts führen und Euch nur um ſo mehr betrüben. So laßt denn, damit Eure Reue nicht zu ſpät komme, ſie im Voraus Euch zum Erbarmen bewegen, während Ihr mir noch Hülfe gewähren könnt; denn bei Euch allein ſteht es, mich zum fröhlichſten und zum betrübteſten Menſchen auf der Welt zu machen. Ich hoffe, Eure Huld wird groß genug ſein, um es nicht zuzulaſſen, daß ich als Lohn für ſo heiße und ſo lange Liebe den Tod empfange; vielmehr werdet Ihr mit freundlicher und liebevoller Antwort meine Lebensgeiſter beruhigen, die ganz erſchrocken ſind und bei Eurem Anblicke zittern."

Hierauf ſchwieg Zima und während er auf eine Antwort der edlen Dame wartete, folg en ſeinen tiefen Seufzern einige Thränen, die von den Augen niederfloſſen. So wenig ſie nun ſeine langen Bemühungen, ſeine Waffenſpiele, die Ständchen und die vielen andern Dinge, die Zima ihr zu Liebe unternommen, zu bewegen vermocht

hatten, so ergriffen sie doch diese liebevollen Worte, die der leidenschaftliche Liebhaber zu ihr sprach, und sie begann zu fühlen, was sie nie zuvor gefühlt hatte, was nämlich die Liebe sei. Ob sie nun gleich, um den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, schwieg, konnten nichts desto weniger ihre verstohlenen Seufzer nicht verbergen, was sie gern in Worten dem Zima offenbart haben würde. Als Zima der Antwort einige Zeit gewartet hatte und immer noch keine erfolgte, wunderte er sich; dann aber begann er die List zu errathen, deren sich der Edelmann gegen ihn bedient hatte. Wie er nun ferner seiner Dame ins Gesicht schaute und ihre Augen mehr als einmal bei seinem Anblick liebevoll erglänzen sah, auch der Seufzer achtete, die sie nur mit gedämpfter Kraft aus ihrer Brust emporsteigen ließ, faßte er wieder einige Hoffnung und entschloß sich mit deren Hülfe zu einem andern Versuche. Er fing nämlich Namens der Dame und während sie selbst ihm zuhörte, sich in folgenden Worten zu antworten an:

„Mein Zima, wahrlich schon seit langer Zeit bin ich inne geworden, Deine Liebe zu mir sei sehr feurig und edler Art; nun erkenne ich es in Deinen Worten in noch höherem Maße und freue mich dessen, wie es Recht ist. Bin ich Dir übrigens bisher hart und grausam erschienen, so wünsche ich nicht, daß Du glaubest, ich sei im Herzen eben so gesinnt gewesen, als ich im Gesichte mich bezeigt habe. Ich habe Dich vielmehr immer vor allen andern Männern geliebt und werthgehalten, mußte mich aber aus Furcht vor jemand Anderm und aus Besorgniß für meinen Ruf benehmen, wie ich es that. Jetzt aber kommt die Zeit, wo ich Dir deutlich werde zeigen können, ob ich Dich liebe, und wie ich für die Liebe, die Du zu mir gefühlt hast und noch fühlest, Dich zu belohnen im Stande bin. So freue Dich denn und sei guter Hoffnung; denn Herr Francesco ist, wie Du weißt, im Begriff, in wenig Tagen als Podestà nach Mailand zu gehn, wozu Du ihm ja selber mir zu Liebe Dein schönes Pferd geschenkt

haſt. Sobald er abgereiſt ſein wird, verſpreche ich Dir unfehlbar bei meiner Ehre und bei der warmen Liebe, die ich für Dich empfinde, daß Du in wenig Tagen mit mir allein ſein ſollſt und daß wir alsdann unſere Liebe zu völligem und ergötzlichem Ziele führen wollen. Und damit ich nicht nöthig habe, noch ein anderes Mal dieſer Sache wegen Dich zu beſchicken, ſo ſage ich Dir jetzt, ſobald Du eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenſter meiner Schlafſtube, die nach dem Garten hinausgeht, hängen ſiehſt, ſo komm den Abend, wenn es dunkel iſt, mit großer Vorſicht, ja von Niemand geſehen zu werden, durch die Gartenthür zu mir herauf. Dann ſollſt Du mich finden; ich werde Deiner ſchon warten und wir werden Beide die ganze Nacht über Freude und Vergnügen an einander haben, wie wir es nur wünſchen."

Als Zima im Namen der Dame alſo geſprochen hatte, fing er wieder an, für ſich zu reden und antwortete: „Vielgeliebte Dame, das unendliche Entzücken über Eure gute Antwort hat alle meine Kräfte ſo befangen, daß ich kaum vermag, zum ſchuldigen Dank, den ich Euch ſagen möchte, die Worte zu finden. Könnte ich aber reden, wie ich es wünſchte, ſo iſt keine Friſt weit genug, um den vollen Ausdruck des Dankes, meinem Gefühl und meiner Pflicht entſprechend, in ſich zu faſſen. So muß ich es nun Eurem verſtändigen Ermeſſen überlaſſen, Das zu erkennen, was ich trotz meiner Wünſche in Worten nicht zu ſagen vermag. Nur das erwidre ich Euch: wie Ihr mir anbefohlen habt, ſo denke ich unfehlbar zu thun, und wenn ich dann vielleicht mehr beruhigt bin, werde ich mir Mühe geben, für das unausſprechliche Geſchenk, das Ihr mir gewährt habt, Euch nach Kräften ſo ſehr zu danken, als ich nur immer weiß. Nun habe ich für jetzt nichts weiter zu ſagen und darum, meine geliebteſte Dame, gebe Gott Euch die ſchönſte Freude und das beſte Glück, die Ihr Euch nur wünſcht, und lebet wohl."

Zu alle Dem ſagte die Dame kein Wort; weshalb

Zima nun aufstand und zu dem Edelmanne zurückkehrte. Als dieser die Sitzung aufgehoben sah, ging er ihm entgegen und sagte lachend: „Nun was meinst Du, hab' ich mein Versprechen gut gehalten?" „Nein, Herr," antwortete Zima, „Ihr verspracht mir, mich mit Eurer Frau reden zu lassen und ich habe zu einer Marmor-Statue sprechen müssen." Diese Rede war dem Edelmann äußerst willkommen; denn, wie gut auch seine Meinung von der Frau gewesen war, so wurde sie doch hierdurch noch vermehrt. „Genug," sagte er, „das Pferd gehört nun mir, das bisher Dein war," worauf Zima antwortete: „Freilich, Herr; hätte ich aber gedacht, daß die Gunst, die Ihr mir gestattet habt, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan hat, so hätte ich, ohne sie mir erst zu erbitten, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Wollte nun Gott, ich hätte so gehandelt; denn jetzt habt Ihr den Gaul gekauft, ich habe ihn aber nicht verkauft." Der Edelmann lachte darüber und reiste nun, da er ein Pferd hatte, wenige Tage später ab und ging nach Mailand, Podestà zu werden.

Als die Dame nun im Hause ihre eigene Herrin war, sagte sie wol, wenn sie an die Worte des Zima, an seine große Liebe zu ihr und an das Pferd dachte, das er um ihretwillen weggeschenkt hatte, und wenn sie ihn dann wieder so oft vor ihrem Hause vorübergehen sah, bei sich selber: „Was thue ich? Warum verliere ich meine Jugendzeit? Der ist nach Mailand gegangen und kommt die nächsten sechs Monate nicht wieder. Wann wird er sie mir je ersetzen? Etwa wenn ich alt bin? Und überdies, werde ich wol irgend einen Verehrer, wie Zima, finden? Ich bin allein und brauche mich vor Niemand zu fürchten. Ich weiß nicht, warum ich die guten Tage, die ich mir machen kann, mir soll entgehen lassen. Ich werde nicht immer die Freiheit haben, die ich jetzt habe. Niemand wird etwas davon erfahren, und käme es am Ende

doch heraus, so ist es immer besser, Genossenes zu bereuen, als zu bereuen, daß man nichts genossen hat."

Als sie nun mit sich selber sich berathen hatte, hängte sie eines Tages, wie Zima es gesagt hatte, zwei Handtücher zum Gartenfester hinaus. Zima, hocherfreut, als er sie sah, ging, sobald die Nacht angebrochen war, heimlich und allein zur Thür des Gartens seiner Dame. Er fand sie offen und als er schnell hindurchgegangen war, erwartete die Edeldame ihn schon an der Hausthüre. Wie sie ihn kommen sah, ging sie ihm entgegen und empfing ihn mit dem Ausdruck der größten Freude; er aber folgte ihr unter hunderttausend Umarmungen und Küssen die Treppe hinauf. Hier gingen sie, ohne ferner zu zögern, zu Bette und eilten das letzte Ziel der Liebe zu erreichen. Dies Mal war aber nicht, wie es das erste gewesen war, das letzte; denn so lange der Edelmann in Mailand war und auch nach seiner Rückkehr, besuchte Zima zu großem Vergnügen beider Theile seine Dame noch vielmals."

Sechste Geschichte.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Er erfährt, daß sie eifersüchtig sei, und bringt es dahin, daß sie, weil er ihr vorspiegelt, Filippello werde am andern Tage mit seiner Frau in einem Bade zusammenkommen, dorthin geht, und während sie der Meinung ist, mit ihrem Manne zusammenzusein, findet sich es, daß sie dem Ricciardo sich hingegeben hat.

Elise hatte nichts mehr zu sagen, als die Königin, nachdem sie die Schlauheit des Zima gelobt hatte, der Fiammetta mit einer andern Geschichte fortzufahren gebot. Mit

freundlichem Lächeln erwiderte dieſe: „Gern, Madonna,“ und begann: „Wir wollen uns ein wenig von unſerer Stadt entfernen, die, wie an allen andern Dingen, ſo auch an Beiſpielen jeder Art reich iſt, und, wie ſchon Eliſe es gethan hat, mit den Geſchichten, die in der übrigen Welt ſich zugetragen haben, uns etwas beſchäftigen. So will ich mich denn nach Neapel verſetzen und Euch erzählen, wie eine von den Betſchweſtern, die ſo ſpröde gegen die Liebe thun, durch die Schlauheit ihres Liebhabers dahin gebracht ward, eher die Früchte der Liebe zu koſten, als ſie ihre Blüthen erkannt hatte. Dieſe Geſchichte wird Euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle vorſichtig machen und in Betreff der vergangenen Euch ergötzen.

In der uralten Stadt Neapel, die wol eben ſo anmuthig oder anmuthiger als irgend eine andere in Italien iſt, lebte einſt ein junger Mann, dem ſeine edle Abkunft Anſehen und ſeine großen Reichthümer Glanz gewährten, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieſer nun ſelbſt eine ſehr ſchöne und liebenswürdige junge Frau hatte, verliebte er ſich doch in eine Andere, die nach allgemeinem Dafürhalten an Schönheit alle Neapolitanerinnen um Vieles übertraf. Sie hieß Catella, war äußerſt ſittſam und mit einem jungen Manne vermählt, der Filippello Fighinolfi hieß, ebenfalls von Adel war und ſie über Alles liebte und werth hielt. Ricciardo Minutolo, der in ſeiner Liebe zur Catella alles Mögliche that, wodurch man im Stande zu ſein pflegt, die Neigung einer Dame zu erwerben, und doch Nichts erlangen konnte, das ſeinen Wünſchen entſprochen hätte, war der Verzweiflung nahe und wußte, da ihm Geſchick oder Kraft, von dieſer Liebe ſich loszumachen, fehlten, weder zu ſterben, noch freute es ihn zu leben.

Während er nun in dieſer Stimmung ſich befand, geſchah es, daß einige Frauen, die mit ihm verwandt waren, ihn nachdrücklich ermahnten, er möge dieſe Liebe aufgeben; ſeine Mühe ſei doch umſonſt, denn nichts auf der

Welt ſei der Catella außer dem Filippello werth, den ſie ſo eiferſüchtig liebe, daß ſie von dem Vogel in der Luft fürchte, er möge ihn ihr entreißen.

Kaum hatte Ricciardo von Catella's Eiferſucht gehört, ſo faßte er in Betreff ſeiner Wünſche ſogleich einen neuen Entſchluß. Er begann ſich nämlich zu ſtellen, als gebe er die Liebe zur Catella nun auf und als habe er ſein Herz ſtatt deſſen einer andern Edeldame geſchenkt, der zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles Andre, was er ſonſt zu Ehren der Catella gethan hatte, anſtellte. Er hatte auch nicht lange dergleichen gethan, als bereits ganz Neapel, und Catella ebenfalls, der Meinung war, daß er nicht mehr dieſe, ſondern jene andere Dame auf das feurigſte liebte. In dieſem Benehmen verharrte er ſo lange, bis dieſe Meinung von Allen für unfehlbar gehalten wurde, und Andrer zu geſchweigen, ließ Catella ſelbſt von einer gewiſſen Sprödigkeit, die ſie wegen der Liebe, die er ihr zu bezeigen pflegte, angenommen hatte, nach und grüßte ihn als ihren Nachbarn, wie ſie Andere grüßte, freundlich, wenn ſie ging oder kam.

Nun geſchah es, daß während der großen Hitze viele Geſellſchaften von Rittern und von Damen nach neapolitaniſcher Sitte an dem Meeresufer ſpazierten, um ſich dort zu ergötzen und Mittag oder Abendbrot zu genießen. Sobald Ricciardo wußte, Catella ſei mit ihrer Geſellſchaft dorthin gegangen, ging er mit einigen ſeiner Bekannten an denſelben Ort. Hier wurde er nun zur weiblichen Geſellſchaft der Catella eingeladen; doch nahm er die Aufforderung erſt an, nachdem er ſich lange hatte bitten laſſen, wie wenn er keine beſondere Luſt hätte, dortzubleiben. Bald fingen die Damen und unter ihnen namentlich auch Catella, an, wegen ſeiner neuen Liebe ihn aufzuziehn; er aber ſtellte ſich gar ſehr entflammt und gab ihnen dadurch nur neuen Anlaß zu ſpaßen. Als man indeſſen weiter ſpazierte, verlor ſich, wie es an jenem Ufer

zu geſchehen pflegt, die eine Dame dahin und die andre dorthin. Wie zuletzt Ricciardo ſich bis auf wenige Andre mit Catella allein ſah, ließ er gegen ſie ein Wort von einer gewiſſen Liebſchaft ihres Mannes Filippello fallen, das ſogleich ihre Eiferſucht erweckte und ſie vor Begierde, zu hören, was Ricciardo ihr zu ſagen hätte, innerlich ganz entbrennen ließ. Eine Zeitlang ſuchte ſie ſich zu halten, endlich aber vermochte ſie es nicht mehr, und beſchwor den Ricciardo bei ſeiner Liebe zu der Dame, die ihm am theuerſten ſei, ſie über Das, was er vom Filippello geſagt habe, gefällig aufzuklären.

Jener antwortete: „Ihr habt mich bei etwas ſo Werthem beſchworen, daß ich Euch nicht zu verweigern weiß, was Ihr von mir fordert. Und ſo bin ich denn bereit, Euch Auskunft zu geben, wenn Ihr mir anders zuvor verſprechet, daß Ihr weder gegen Euren Mann, noch gegen ſonſt Jemand ein Wort darüber ſagen wollt, bevor Ihr Euch nicht durch die That überzeugt haben werdet, was ich Euch erzählen werde, ſei wahr; und begehrt Ihr es, ſo will ich Euch zum Letzten Gelegenheit geben.“ Der Dame gefiel die Forderung des Ricciardo, um derentwillen ſie ſeine Reden für deſto wahrer hielt, und ſie ſchwor ihm, niemals davon zu reden.

Nachdem ſie nun, um von Andern nicht gehört zu werden, auf die Seite gegangen waren, begann Ricciardo alſo zu ſprechen: „Madonna, liebte ich Euch noch, ſo wie ich einſt Euch geliebt habe, ſo hätte ich nicht den Muth, Euch Etwas zu ſagen, wovon ich glaubte, es werde Euch zum Verdruſſe gereichen. Nun aber, da jene meine Liebe vorüber iſt, werde ich weniger ängſtlich ſein, Euch in Allem die Wahrheit zu eröffnen. Ich weiß nicht, ob den Filippello jemals die Liebe, die ich für Euch empfand, verdroſſen haben mag, oder ob er ſich eingebildet hat, ich ſei irgend einmal von Euch geliebt worden; wie dem auch ſein mag, gegen mich ſelbſt hat er ſich nie etwas der Art merken laſſen. Jetzt aber vielleicht, nachdem er ſo

lange gewartet hat, bis er glauben mochte, ich werde am erſten unbeſorgt ſein, läßt er deutlich die Abſicht blicken, mir Das anzuthun, was, wie ich kaum zweifle, er vorausſetzt, ich habe es ihm gethan, meine Frau nämlich zu ſeinem Willen zu haben. Meinen Nachrichten zufolge hat er ſeit nicht gar langer Zeit ſie ganz insgeheim häufig mit Anträgen beſchickt. Ich habe ſie alle ſogleich erfahren, und ſie hat ihm Alles geantwortet, was ich ſelbſt ihr aufgetragen hatte. Dieſen Morgen erſt, ehe ich hierherkam, fand ich zu Hauſe ein Weib heimlich mit meiner Frau reden und dachte mir gleich, ſie müſſe ſein, was ſie hernach wirklich war. Darum rief ich denn meine Frau und fragte ſie, was jene haben wolle. „Es iſt wieder das Geplage von dem Filippello, den Du mir mit Deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf den Hals geladen haſt, und nun ſagt er, er will durchaus wiſſen, was ich zu thun denke; wenn ich wolle, könne er es einrichten, daß ich heimlich mit ihm in einem hieſigen Bade zuſammenkomme, und darum bittet er mich nun gar ſehr. Hätteſt Du mich aber nicht, Gott weiß warum, gezwungen, auf dieſen Handel mich einzulaſſen, ſo hätte ich ihn mir ſchon auf eine Weiſe vom Halſe geſchafft, daß er nie wieder nach mir hätte hinſehen ſollen." Das ſchien mir denn doch etwas zu weit zu gehn und ſich nicht mehr dulden zu laſſen, weshalb ich auch beſchloß, es Euch zu ſagen, damit Ihr erführet, wie Eure aufrichtige Treue, um derentwillen ich einſt dem Tode nahe war, belohnt wird. Damit Ihr aber nicht etwa glauben möchtet, das ſeien nur Worte und Fabeln, ſondern im Stande wäret, im Falle Ihr dazu Luſt bekämet, die Wahrheit offenbar zu ſehen und mit Händen zu greifen, hieß ich meine Frau, der Botin, die auf ſie wartete, zur Antwort ertheilen, ſie wäre bereit, morgen Nachmittag, wenn die Leute ſchliefen, in das Bad zu kommen, worauf denn dieſe in größter Zufriedenheit zurückkehrte. Nun denke ich, Ihr werdet wol nicht glauben, ich werde ſie hinſchicken; wäre ich aber an

Eurer Stelle, so würde ich's so einrichten, daß er mich an der Stelle Derjenigen fände, die er dort zu finden glaubt, und wäre ich dann eine Zeitlang mit ihm zusammen gewesen, so würde ich ihm zeigen, wen er umarmt habe, und ihm die Artigkeiten sagen, die ihm gebühren. Thätet Ihr das, dann glaube ich, würde er so sehr sich schämen müssen, daß der Schimpf, den er Euch, und den er mir anthun will, zu gleicher Zeit gerächt sein würden."

Als Catella das hörte, glaubte sie auf der Stelle den Worten Ricciardo's, nach Art der Eifersüchtigen unbekümmert um Denjenigen, der es ihr erzählte, und den Betrug, der von ihm zu erwarten war, und war sogleich geschäftig, gewisse kleine Ereignisse, die früher vorgefallen waren, hiermit zusammenzureimen. So antwortete sie denn, von plötzlichem Zorne entflammt, daß sie gewiß so thun werde, daß es ihr gar nicht so viel Ueberwindung koste, so zu thun, und daß, wenn er hinkomme, sie ihn sicher auf eine Weise beschämen wolle, daß es ihm sein Lebelang, so oft er ein Frauenzimmer zu sehen bekäme, wieder einfallen solle. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und, überzeugt, sein Plan sei gut und finde den besten Fortgang, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben und vermehrte dadurch ihren Glauben noch ferner. Zugleich aber bat er sie, niemals zu sagen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm denn auch bei ihrer Ehre versprach.

Den folgenden Morgen ging Ricciardo zu dem dienstfertigen Weibe, das die Bäder, die er der Catella genannt hatte, hielt, sagte ihr seine Absicht und bat sie, in dieser Sache ihm so hülfreich als möglich zu sein. Diese Frau, die ihm vielen Dank schuldig war, versicherte es gerne thun zu wollen und verabredete nun mit ihm, was zu thun und zu sagen sei. Nun hatte sie in ihrem Badehause ein sehr dunkles Zimmer, dem es an einem Fenster oder andern Lichtloch gänzlich fehlte. Dieses machte die gute Frau nach der Anweisung des Ricciardo zurecht

und ſtellte ein Bette, ſo gut ſie es auftreiben konnte, hinein, in welches Ricciardo, nachdem er gegeſſen hatte, um die Dame zu erwarten, ſich legte.

Dieſe aber war, als ſie die Worte Ricciardo's gehört und ihnen mehr Glauben, als ſie verdienten, beigemeſſen hatte, voller Zorn nach Hauſe zurückgekehrt. Zufällig kam Filippello, gerade an dem Abend gleichfalls mit andern Gedanken beſchäftigt, nach Hauſe und that deshalb vielleicht nicht ganz ſo freundlich mit ihr, als er ſonſt zu thun gewohnt war. Wie ſie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch um Vieles ſtärker, als er es ſchon zuvor geweſen war, und ſie ſagte bei ſich ſelbſt: „Wahrhaftig, Der hat nur das Weib in Gedanken, mit dem er morgen ſich Luſt und Vergnügen verſpricht; daraus ſoll aber gewiß nichts werden.“ Mit ſolchen Gedanken und mit Ueberlegungen, was ſie ihm ſagen wolle, nachdem ſie ſich von ihm habe umarmen laſſen, beſchäftigte ſie ſich beinahe die ganze Nacht.

Um es kurz zu machen, als es drei Uhr war, rief Catella ihre Dienerin und ging, ohne ihren Vorſatz irgend zu ändern, nach dem Bade, das Ricciardo ihr bezeichnet hatte. Hier fand ſie jene gute Frau und fragte, ob Filippello an dem Tage ſchon da geweſen ſei. Die Frau, die von Ricciardo unterrichtet worden war, antwortete: „Seid Ihr die Dame, die herkommen ſoll, um mit ihm zu reden?“ Catella erwiderte: „Ja, die bin ich.“ „Nun,“ ſagte die gute Frau, „ſo geht nur zu ihm hinein.“ Catella, die ſuchte, was ſie lieber nicht gefunden hätte, ließ ſich zu der Stube, in der Ricciardo ſich befand, führen, trat mit verſchleiertem Haupte ein und ſchloß die Thür hinter ſich zu. Als Ricciardo ſie kommen ſah, ſtand er freudig auf, nahm ſie in ſeine Arme und ſagte leiſe: „Willkommen, mein liebes Herz.“ Catella, die ſich noch für eine andere, als ſie wirklich war, gehalten wiſſen wollte, umarmte und küßte ihn und erwies ihm die größten Zärtlichkeiten, jedoch ohne ein Wort zu reden; denn ſie fürchtete,

wenn ſie ſpräche, von ihm erkannt zu werden. Das Zimmer war äußerſt dunkel, womit denn beide Theile ſehr zufrieden waren, und ſelbſt durch längeren Aufenthalt gewannen die Augen darin nicht größere Kraft. Ricciardo führte ſie zum Bette, und, ohne die Stimme zum Verräther werden zu laſſen, verweilten ſie hier zu größerer Luſt und Vergnügen des Einen als wie der Andern, eine geraume Zeit.

Als es aber endlich der Catella Zeit zu ſein ſchien, ihren gefaßten Groll loszulaſſen, fing ſie, von glühendem Zorne entbrannt, alſo zu reden an: „Ach, wie elend iſt doch das Geſchick der Frauen, und mit welchem Unrecht wenden Viele ihre Liebe ihren Männern zu. Ich Unglückliche, acht Jahre ſind es nun, ſeit ich Dich mehr als mein Leben liebe, und Du Böſewicht, Du ſchändlicher Menſch, Du glüheſt und verzehreſt Dich nun, wie ich eben erfahren habe, in der Liebe zu einem fremden Frauenzimmer. Wen denkſt Du denn umarmt zu haben? Die haſt Du umarmt, die Du ſchon ſeit lange mit falſchen Schmeichelreden und erheuchelter Liebe betrogen haſt, während Du eine Andere liebteſt. Ich bin Catella, Du ruchloſer Verräther, und nicht Ricciardo's Frau. Ich bin es ganz gewiß, und Du wirſt mich an der Stimme wohl erkennen. Ich kann es aber nicht abwarten, daß wir im Hellen ſind, um Dich geilen, räudigen Hund zu beſchämen, wie Du es verdienſt. Ach, ich unglückliches Weib, wem habe ich nun ſo viele Jahre lang ſo treue Liebe bewahrt? Dieſem ruchloſen Hunde, der mir jetzt, da er ein fremdes Frauenzimmer zu umarmen dachte, in den wenigen Augenblicken, die ich mit ihm zuſammen war, mehr Liebkoſungen und Schmeicheleien angethan hat, als während der ganzen Zeit, daß ich ſeine Frau bin. Ja, Du abtrünniger Hund, heute haſt Du Dich angreifen können, und zu Hauſe biſt Du gewohnt, Dich ſo ſchwächlich, ſo matt und unbrauchbar zu ſtellen. Aber Gottlob, Du haſt nicht fremden Acker, wie Du dachteſt, ſondern

Deinen eignen gepflügt. Nun wundere ich mich nicht, daß Du mich diese Nacht nicht anrührtest; Du dachtest Deine Ladung anderwärts abzusetzen und wolltest gern als ein wackerer Ritter ins Feld rücken. Aber, Gott und meiner Klugheit sei es Dank, diesmal ist der Fluß noch in seinem rechten Bette geblieben. Nun, was antwortest Du nicht, Du schändlicher Mensch? Warum bringst Du keine Sylbe vor? Bist Du stumm geworden bei meinen Worten? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was mich abhält, Dir mit den Nägeln ins Gesicht zu fahren und Dir die Augen auszureißen. Du dachtest mir diesen Streich gar heimlich zu spielen, aber, bei Gott, was Einer weiß, erfährt der Andere, und so ist Dir's nicht gelungen. Ich hatte bessere Hunde auf Deiner Fährte, als Du Dir denken mochtest."

Ricciardo freute sich innerlich über diese Worte und küßte und umarmte sie immerfort, ohne ein Wort zu sagen, und that mit ihr nur noch viel schöner als zuvor. Deshalb fuhr sie in ihrer Rede fort und sagte: „Du denkst wol, mit Deinen erlogenen Liebkosungen mich zu bestechen, Du widerwärtiger Hund; Du denkst mich wol zu beruhigen und wieder gut zu machen? Da irrst Du Dich aber. Nicht eher werde ich Dich mit dieser Geschichte zufrieden lassen, als bis ich öffentlich in Gegenwart aller unsrer Verwandten, Nachbaren und Freunde Dich ausgeschimpft habe. Und bin ich denn etwa nicht eben so schön, als Ricciardo Minutolo's Frau? Bin ich nicht von eben so guter Familie? Warum antwortest Du nicht, Du garstiger Hund? Was hat sie denn vor mir voraus? Weg mit Dir, und unterstehe Dich nicht mehr, mich anzurühren; Du hast Dich heute schon zu sehr angestrengt. Ich weiß nun doch ja nur zu genau, daß Du Dir Gewalt anthun müßtest, wenn Du mit mir was anfangen wolltest, seit Du mich erkannst hast. Aber, so wahr mir Gott helfen soll, ich werde Dich noch nach mir hungern lassen. Ich weiß auch nicht, was mich abhält, mir den

Ricciardo holen zu laſſen, der mich mehr als ſich ſelbſt geliebt hat und ſich nicht hat rühmen können, daß ich ihn ein Mal angeſehen hätte. Wahrlich, Niemand würde mich drum tadeln können. Du aber haſt gedacht, ſeine Frau hier zu genießen, und was Dich und Deinen Willen betrifft, ſo iſt es ſo gut, als ob es geſchehen wäre. Du hätteſt alſo gewiß kein Recht, mir was vorzuwerfen, wenn ich mich mit ihm einließe."

Auf ſolche Weiſe redete die Dame lange und beſchwerte ſich ſehr; endlich aber bedachte Ricciardo, wie großes Uebel daraus entſtehen könnte, wenn er ſie in dieſer Meinung gehen ließe, und ſo entſchloß er ſich, ihr ſich zu entdecken und ſie aus dem Irrthume, in dem ſie ſich befand, zu reißen. Nachdem er ſie alſo wieder in den Arm genommen hatte und ſo feſt umſchlungen hielt, daß ſie ſich nicht losmachen konnte, ſagte er: „Zürnt nicht, mein liebes Leben; was ich durch Liebe allein von Euch nicht erlangen konnte, hat Liebe mit Liſt gepaart mich gewinnen laſſen; ich bin Euer Ricciardo."

Als Catella das hörte und an der Stimme ihn erkannte, wollte ſie ſogleich aus dem Bette ſpringen, konnte ſich aber nicht losmachen. Dann wollte ſie ſchreien, aber Ricciardo verſchloß ihr mit der einen Hand den Mund und ſagte: „Madonna, es iſt nun einmal unmöglich, Das, was geſchehen iſt, ungeſchehen zu machen, wenn Ihr auch Euer ganzes Leben lang ſchriet. Wollt Ihr aber doch ſchreien, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe irgend Jemand mittheilen, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, ſo wird das zwei Folgen haben. Die erſte, und ſie kann Euch unmöglich gleichgültig ſein, iſt, daß Eure Ehre und Euer guter Ruf zu Grunde gehen. Denn, wenn Ihr auch immerhin ſagt, ich habe Euch durch Liſt hierher gelockt, ſo behaupte ich, es ſei nicht wahr, Ihr ſeied um Geld und um Geſchenke, die ich Euch verſprochen habe, hierher gekommen, und Ihr habet dieſen Lärm und dieſen Zank nur deshalb erhoben, weil Ihr zornig geworden ſeied, daß

ich Euch jene Geſchenke nicht in dem Maße gegeben, in dem Ihr ſie Euch gedacht habet. Und da Ihr wißt, daß die Leute immer bereiter ſind, das Böſe als das Gute zu glauben, wird man vielmehr meinen, als Euren Worten vertrauen. Außerdem wird aber zwiſchen Eurem Mann und mir eine tödtliche Feindſchaft daraus entſtehen, und es könnte ſich leicht treffen, daß ich eben ſo bald ihn umbrächte, als er mich, was Euch dann wieder weder Freude noch Vortheil gewähren dürfte. Und ſo bitte ich denn Euch, mein liebes Herz, nicht zugleich Euch ſelbſt zu beſchimpfen und Euren Mann und mich in Gefahr und Streit zu bringen. Ihr ſeid nicht die Erſte und werdet auch nicht die Letzte ſein, die betrogen wird. Auch habe ich Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu nehmen, ſondern aus übermäßiger Liebe, die ich zu Euch trage und immer als Euer demüthiger Diener zu tragen wünſche. Denn obgleich ſchon ſeit gar langer Zeit ich und Alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Eurem Dienſte gewidmet iſt, ſo denke ich doch, dies Alles ſoll von nun an noch vielmehr als je zuvor der Fall ſein. Ihr ſeid in andern Dingen ſo verſtändig; gewiß, Ihr werdet es auch hier ſein."

Catella weinte, während Ricciardo dieſe Worte ſprach, heftig; ſo erzürnt ſie aber war, und ſo ſehr die Sache ſie verdroß, ſo war ſie doch vernünftig genug, den wahren Worten des Ricciardo Raum zu geben und einzuſehen, es könne gar leicht ſich ſo zutragen, wie er ihr voraus ſagte. Deshalb erwiderte ſie denn: „Ricciardo, ich weiß bei Gott nicht, wie ich es anfangen ſoll, den Schimpf und den Betrug zu ertragen, die Du mir angethan haſt. Hier, wo mich meine Einfalt und übermäßige Eiferſucht hergeführt haben, will ich nun nicht weiter Lärm machen; aber davon halte Dich überzeugt, daß ich nicht eher wieder froh werde, als bis ich auf die eine oder andere Weiſe mich für den Streich, den Du mir geſpielt haſt, gerächt ſehe. Darum laß mich nun endlich los und halte mich

nicht mehr. Du hast Deinen Zweck erreicht und mich übel genug zugerichtet. Nun ist es Zeit, daß Du mich läßt, und ich bitte Dich, laß mich los."

Ricciardo sah sie in diesen Worten noch sehr gegen sich aufgebracht; er aber hatte sich vorgesetzt, sie nicht eher loszulassen, als bis sie sich zu Gute gegeben hätte. Deshalb fing er wieder mit den besten Worten ihr zuzureden an und sprach und bat so lange und beschwor sie so sehr, daß sie endlich nachgeben und mit ihm Frieden machen mußte. Darauf blieben sie noch, jetzt mit beiderseitigem Willen und großem Vergnügen, eine gute Weile beisammen. Wie nun die Dame bei dieser Gelegenheit sich überzeugte, wie viel wohlschmeckender die Küsse des Geliebten, als die des Gemahls seien, verwandelte sie ihre Härte gegen den Ricciardo in süße Liebe, wandte ihm von diesem Tage an ihr ganzes Herz zu und wußte es mit vieler Vorsicht so einzurichten, daß sie noch viele Male ihrer Liebe sich erfreuen konnten. Gott gewähre uns die Freuden der unsrigen."

Siebente Geschichte.

Tedaldo verläßt Florenz im Unfrieden mit seiner Geliebten. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger gekleidet zurück, spricht mit der Dame, bringt sie zur Erkenntniß ihres Unrechts, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tedaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern und erfreut sich vorsichtig mit seiner Geliebten.

Schon schwieg Fiammetta, und ihre Geschichte ward von Allen gelobt, als die Königin, um keine Zeit zu verlieren, schnell Emilien das Erzählen übertrug, worauf diese also

begann: „Mir beliebt es in unſere Stadt, von der meine beiden Vorgängerinnen ſich zu entfernen für gut fanden, wieder zurückzukehren und Euch zu berichten, wie einer unſerer Mitbürger ſeine verlorene Geliebte wieder gewonnen hat.

Es lebte nämlich in Florenz ein junger Mann von Adel, Namens Tedaldo degli Eliſei, der in eine Dame, die Monna Ermellina hieß und einen gewiſſen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte, über die Maßen verliebt war und durch ſein muſterhaftes Betragen auch wirklich, wie er es verdient hatte, an das Ziel ſeiner Wünſche gelangte. Dieſen Freuden widerſetzte ſich indeß das den Glücklichen feindliche Schickſal. Was auch immer der Grund davon ſein mochte, die Dame, die zuvor mit ihrer Gunſt gegen Tedaldo freigebig geweſen war, weigerte ſich durchaus, ihm ferner zu Willen zu ſein, und wollte ſogar keinerlei Botſchaft ferner von ihm anhören oder annehmen. Er verfiel darüber in tiefen und mislaunigen Trübſinn; ſo ſehr aber war ſeine Liebe verborgen geblieben, daß Niemand die wahre Urſache ſeiner Traurigkeit errieth. Als er ſich nun nach Kräften vielfach bemüht hatte, die Liebe wieder zu gewinnen, die er ohne ſeine Schuld verloren zu haben glaubte, und alle ſeine Anſtrengungen ohne Erfolg bleiben ſah, beſchloß er die Welt zu fliehen, um Derjenigen, welche die Schuld ſeines Unglücks trug, nicht die Freude zu gewähren, ihn allmälig ſich verzehren zu ſehen. Zu dem Ende raffte er an Gelde zuſammen, was er konnte, und verließ Florenz insgeheim, ohne irgend einem Freunde oder Verwandten, einen Vertrauten ausgenommen, dem er Alles mittheilte, von ſeinem Vorhaben ein Wort zu ſagen.

So gelangte er unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio nach Ancona, wo er ſich mit einem reichen Kaufmann einigte, ſich als Diener bei ihm verdung und auf ſeinem Schiffe mit ihm nach Cypern fuhr. Sein gutes Betragen und ſeine einnehmenden Sit-

ten gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht nur einen bedeutenden Lohn aussetzte, sondern ihn zu seinem Handlungsgenossen machte und ihm überdies einen großen Theil seiner Geschäfte ganz übergab. Dieser Angelegenheiten nahm sich Tedaldo wieder mit solchem Eifer und so vielem Glücke an, daß er nach wenig Jahren ein geschickter, reicher und berühmter Kaufmann ward. Ob er nun gleich bei seinen neuen Geschäften oftmals an seine grausame Dame zurückdachte und sich noch immer schwer von der Liebe verwundet fühlte, auch sehnsüchtig sie wiederzusehen begehrte, so war er doch standhaft genug, sieben Jahre lang siegreich diesen Kampf zu bestehen. Als es aber eines Tages sich zutrug, daß er in Cypern ein Lied singen hörte, das er früher gedichtet hatte, und in dem die Liebe zu seiner Dame und ihre zu ihm und die Freuden, die sie miteinander genossen, geschildert wurden; da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entbrannte in solchem Verlangen, sie wieder zu sehen, daß er es nicht länger ertragen konnte und sich entschloß, nach Florenz zurückzukehren. Und so reiste er denn, nachdem er alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, mit einem einzigen Diener nach Ancona, von wo aus er seine Sachen sämmtlich nach Florenz an einen Freund seines anconitaner Handelsgenossen sendete, selbst aber heimlich in der Tracht eines vom heiligen Grabe kehrenden Pilgers mit seinem Diener desselben Weges zog.

Wie sie in Florenz angelangt waren, kehrte er in einem kleinen Gasthofe ein, der zwei Brüdern gehörte und ganz nahe an dem Hause seiner Dame war. Nicht eher aber wollte er irgend sonst wohin gehen, bis er nicht vor ihrem Hause gewesen und sie zu sehen versucht hatte. Er fand indeß Thüren und Fenster und Alles verschlossen und besorgte, sie möchte ausgezogen, oder gar gestorben sein. Nachdenklich hierüber wandte er sich nach der Wohnung seiner Brüder und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thür sitzen. Da ihn dies sehr verwun-

derte, und da ihm bekannt war, ſeine Geſtalt und ſeine Tracht ſeien gegen die, welche man vor ſeiner Abreiſe an ihm gewohnt war, ſo ſehr verändert, daß er nicht leicht wieder erkannt werden könne, ging er dreiſt an einen Schuhmacher heran und fragte ihn, weshalb Jene ſchwarz gingen. Der Schuſter antwortete ihm: „Die gehen ſchwarz, weil es noch nicht vierzehn Tage her iſt, daß einer ihrer Brüder, der lange fortgeweſen war und Tedaldo hieß, ermordet worden iſt. Und wenn mir Recht iſt, ſo habe ich gehört, ſie hätten vor Gericht bewieſen, daß Einer, Namens Aldobrandino Palermini, der auch gefangen ſitzt, ihn umgebracht habe, weil jener ſeiner Frau gut war, und, um bei ihr ſein zu können, unerkannt zurückgekommen war." Tedaldo wunderte ſich ausnehmend, daß Jemand ſo ſehr ihm gleichen ſolle, daß er für ihn gehalten worden ſei, und bedauerte das Unglück des Aldobrandino.

Wie er nun noch erfahren hatte, ſeine Dame ſei am Leben und geſund, kehrte er, als es ſchon Nacht geworden war, den Kopf voll mancherlei Gedanken in das Wirthshaus zurück, und, nachdem er mit ſeinem Diener zu Abend gegeſſen hatte, wurde ihm im oberſten Stocke des Hauſes ſeine Schlafſtelle angewieſen. Theils aber, weil viele Gedanken ihn beunruhigten, theils wegen des ſchlechten Bettes, vielleicht auch, weil das Abendeſſen ſehr ſpärlich geweſen war, konnte er, als ſchon die Hälfte der Nacht vorüber war, immer noch nicht einſchlafen. Wie er nun ſo wachte, glaubte er vom Dache her Leute in das Haus einſteigen zu hören, und gleich darauf ſah er durch die Ritzen der Kammerthür ein Licht die Treppe heraufkommen. Er ſtand leiſe auf und legte das Auge an eine Spalte, um zu ſehen, was das ſagen wolle. Da erblickte er, wie ein recht ſchönes junges Mädchen das Licht in Händen hielt, und wie drei Männer, die vom Dache heruntergeſtiegen waren, auf ſie zukamen. Nach gegenſeitiger freundlicher Bewillkommnung ſagte der Eine zu dem Mädchen: „Gottlob, nun können wir ruhig ſein; denn wir wiſſen mit

Gewißheit, daß der Mord des Tedaldo Elisei von dessen Brüdern dem Aldobrandino Palermini bewiesen und von diesem eingestanden, das Urtheil auch schon ausgefertigt ist. Das hindert aber nicht, daß wir noch ferner schweigen müssen; denn erführe man jemals, wir seien es gewesen, so hätten wir Dasselbe zu fürchten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht." Nach diesen Worten, über die das Mädchen die größte Freude bezeigte, stiegen sie die Treppe herunter und gingen schlafen. Tedaldo aber wurde bei Dem, was er gehört hatte, aufmerksam darauf, wie vielfach und wie groß die Irrthümer seien, denen der menschliche Verstand ausgesetzt ist. Zuerst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und begraben, dann wie sie des irrigen Verdachtes wegen einen Unschuldigen angeklagt und durch falsche Zeugen dessen bevorstehenden Tod herbeigeführt hätten. Ferner aber dachte er der blinden Strenge der Gesetze und der Richter nach, welche oft im Eifer, die Wahrheit zu erforschen, so erstarren, daß sie das Falsche sich beweisen lassen und, während sie sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, in der That der Unbilligkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber richtete er seine Gedanken darauf, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende thun wolle.

Wie er am andern Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener zurück und ging, sobald es ihm Zeit schien, allein zum Hause seiner Dame. Zufällig fand er die Thür offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal zu ebener Erde die Dame auf dem Boden in tausend Thränen und großer Traurigkeit sitzen. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr und sagte: „Madonna, härmt Euch nicht, der Trost ist nahe." Als die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht und sagte weinend: „Guter Freund, Du scheinst mir ein fremder Pilger; was weißt Du von Trost und von meiner Betrübniß?" „Madonna," erwiderte darauf der Pilger, „ich

bin eben aus Conſtantinopel angelangt, von Gott hierher geſandt, Eure Thränen in Lachen zu verkehren und Euren Mann vom Tode zu befreien." „Wie?" ſagte die Dame, „biſt Du aus Conſtantinopel und trafeſt erſt eben hier ein, wie kannſt Du wiſſen, wer ich bin und wer mein Mann iſt?" Der Pilger begann nun die ganze Geſchichte von Aldobrandino's Unfällen von Anfang an zu erzählen und ſagte ihr auch ihren eignen Namen, wie lange ſie verheirathet ſei und eine Menge anderer ihm gar wohlbekannter Umſtände, die ſie betrafen.

Die Dame verwunderte ſich ſehr darüber, hielt ihn für einen Propheten, warf ſich vor ihm auf die Knie und bat ihn um Gottes willen, wenn er zu Aldobrandino's Rettung gekommen ſei, möge er ſie beſchleunigen; denn die Zeit ſei kurz. Der Pilger, der ſich als ein beſonders frommer Mann geberdete, ſagte: „Madonna, ſtehet auf und weinet nicht. Merkt vielmehr auf Das, was ich Euch ſagen werde. Hütet Euch aber wohl, Jemandem etwas davon wiederzuſagen. So viel Gott mir offenbart hat, iſt das Trübſal, das Ihr erduldet, Euch um einer Sünde willen auferlegt worden, für die Gott Euch zum Theil durch dieſe Eure Unfälle hat beſtrafen wollen, und die Ihr im Uebrigen vollſtändig abbüßen müßt, wollt Ihr nicht in noch größeres Unglück verfallen."

Darauf ſagte die Dame: „Lieber Herr, ich habe der Sünden viele begangen und weiß nicht, welche es iſt, von der Gott vorzugsweiſe verlangt, daß ich ſie abbüßen ſoll. Darum ſagt mir's, wenn Ihr es wißt, und ich will thun, was ich vermag, um die Buße zu vollenden." „Madonna," erwiderte der Pilger, „ich weiß gar wohl, was für eine Sünde es iſt, und frage Euch nicht, um es von Euch beſſer zu erfahren, ſondern nur um Eure Gewiſſensbiſſe durch Euer Bekenntniß zu vermehren. Doch ich will zur Sache kommen. Sagt mir, erinnert Ihr Euch, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben?"

Als die Dame dies hörte, ſeufzte ſie tief auf und ver-

wunderte sich sehr; denn sie glaubte nicht, daß Jemand etwas von dieser Liebe erfahren hätte, obwol dergleichen Reden in den Tagen, wo der vermeintliche Tedaldo ermordet war, sich wegen einiger unvorsichtiger Worte, die der Vertraute Tedaldo's, der um das Geheimniß wußte, hatte fallen lassen, in der Stadt verbreitet hatten. Sie erwiderte: „Wahrlich, ich sehe, daß Gott Euch die Geheimnisse der Menschen offenbart, und so bin ich denn auch nicht gesinnt, die meinigen Euch vorzuenthalten. Es ist wahr, ich habe in meiner Jugend den Unglücklichen, dessen Tod meinem Manne zur Last gelegt wird, auf das zärtlichste geliebt und habe auch jetzt meinem Schmerze über diesen seinen Tod ganz freien Lauf gelassen. Denn so streng und unfreundlich ich vor seiner Abreise mich auch gegen ihn bewies, so haben doch weder die Trennung noch seine lange Abwesenheit, noch selbst sein unglücklicher Tod, in meinem Herzen sein Bild vertilgen können."

Der Pilger entgegnete hierauf: „Nicht den unglücklichen Jüngling, der jüngst getödtet ward, habt Ihr je geliebt, sondern Tedaldo Elisei; sagt mir aber, was war der Grund, um dessentwillen Ihr Euch gegen ihn erzürntet? Beleidigte er Euch denn jemals?" „Nein," sagte die Dame, „beleidigt hat er mich wahrlich nie. Meine Entfremdung wurde aber durch die Worte eines verdammten Pfaffen veranlaßt, bei dem ich einmal zur Beichte ging. Denn als ich ihm von meiner Liebe zum Tedaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er mir einen Lärm und ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht sein ließe, würde ich in den Abgrund der Hölle und in die Feuerqualen, dem Teufel in den Rachen fahren. Darüber erschrak ich nun so sehr, daß ich mich fest entschloß, die Vertraulichkeit Tedaldo's nicht mehr zu leiden, und um der Versuchung zu entgehen, wollte ich auch keine Botschaft und keinen Brief mehr von ihm annehmen, obgleich ich vermuthe, daß, wenn er ausgehalten hätte, statt,

wie ich glauben muß, verzweifelt davon zu gehen, und wenn ich ihn dann wie den Schnee an der Sonne ſich hätte verzehren ſehen, ich meinen harten Entſchluß aufgegeben haben würde, weil ich doch zu nichts in der Welt ſo großes Verlangen trug, als zu ihm.„

Der Pilger ſagte darauf: „Madonna, dies iſt die einzige Sünde, um derentwillen Ihr Trübſal erleidet. Ich weiß gewiß, daß Euch Tedaldo auf keine Weiſe zur Liebe gezwungen hat. Als Ihr ihn lieb gewannet, thatet Ihr es von freien Stücken, weil er Euch wohl gefiel. Dann kam er, Eurem eignen Willen gemäß, zu Euch und wurde mit Euch vertraut, und Ihr erzeigtet ihm in Eurem fernern Umgange in Worten und Thaten ſo viel Freundlichkeit, daß, wenn er Euch ſchon früher lieb hatte, ſeine Liebe ſich nun wol tauſendfach vermehrte. Verhielt es ſich nun ſo, und ich weiß, daß es ſich ſo verhalten hat, was für ein Grund durfte im Stande ſein, Euch dahin zu bewegen, daß Ihr Euch ſo feindlich ihm entzoget? Ueber dieſe Dinge hättet Ihr im Voraus nachdenken und, glaubtet Ihr, ſie als ein Verbrechen bereuen zu müſſen, ſie ganz unterlaſſen ſollen. Ihr wurdet die Seinige, wie er der Eurige wurde. Ihr konntet, wie mit allem Andern, das Euch gehört, es allerdings nach Eurem Belieben dahin bringen, daß er nicht mehr der Eurige war, aber Euch ihm, dem Ihr gehörtet, entreißen zu wollen, das war ein Raub und ein unziemliches Benehmen, wenn er nicht ſeinen Willen dazu gegeben hatte."

„Nun müßt Ihr wiſſen, ich bin ſelbſt ein Geiſtlicher und kann daher, Euch zum Frommen, etwas ausführlicher über die Sitten der Geiſtlichen mich auslaſſen; für mich iſt es nicht, wie es für einen Andern ſein würde, unſchicklich, und ich ſage gern etwas darüber, damit Ihr für die Zukunft eine richtigere Meinung von ihnen haben möget, als Ihr ſie bisher gehabt habt."

„Einſt waren allerdings Mönche und Geiſtliche gar heilige und wackere Leute; aber, die man heute ſo nennt,

und die dafür gelten wollen, die haben nichts vom Mönche als die Kutte. Aber selbst die ist keine rechte Mönchskutte; denn, während diese von den Stiftern der Orden eng und ärmlich und von schlechtem Zeuche bestimmt wurde, um einer Seele zu entsprechen, welche die weltlichen Dinge geringschätzte, als der Körper sich in so niedriges Gewand hüllte, — machen die jetzigen Mönche ihre Kutten weit und reichlich von feinem glänzenden Zeuche, geben ihnen dabei eine erlesene und hoheprieſterliche Form und entblöden sich dann nicht, in Kirchen und auf den Straßen und Plätzen darin, wie die Weltleute in ihren Kleidern, herum zu stolziren. Und wie der Fischer sich bestrebt, im Flusse so viel Fische als möglich mit seinem Netze zu fassen, so sind auch sie bedacht, in die Franjen ihrer weiten Gewänder recht viele Betschwestern, Witwen und andere thörichte Weiber und Männer zu verwickeln, und kennen außer diesem keine anderen Sorgen, keinen andern Beruf. Darum haben denn diese Leute in der That nicht mehr Mönchskutten, sondern nur noch die Farben der Kutten. Während ehemals die Geistlichen danach strebten, die Menschen zur Seligkeit anzuleiten, streben die jetzigen nur nach Weibern und Reichthümern und verwenden ihre ganze Sorgfalt schon seit lange nur darauf, durch Lärmen und durch Schreckbilder die Gemüther der Thoren zu entsetzen und ihnen vorzureden, daß die Sünden durch Almosen und Messeleſen gebüßt werden, damit ihnen (die sie nicht aus Frömmigkeit, sondern allein aus niedriger Gesinnung ihre Zuflucht vor Arbeit und Mühe darin gesucht haben, Pfaffen zu werden), der Eine Brot, der Andere Wein bringe, und der Dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun ist es freilich vollkommen wahr, daß Almosen und Gebete uns helfen, die Sünden abzubüßen; sähen oder wüßten aber Diejenigen, die sich ihrer befleißigen, wem sie zu Gute kommen, so würden sie viel lieber ihre Geschenke behalten, oder sie eben so viel Säuen vorwerfen."

„Weil dieſe Mönche aber ferner recht wohl wiſſen, daß je geringer die Anzahl der Beſitzer eines großen Vermögens iſt, deſto reichlicherer Antheil einem Jeden zufällt, ſo geben ſie ſich alle Mühe, durch ihr Geſchrei und durch ihre Drohungen die Andern von Dem entfernt zu halten, was ſie mit Niemandem zu theilen wünſchen. Sie ſchelten vor den Leuten die Wolluſt, damit dieſe ihr entſagen, und die Weiber ihnen allein bleiben mögen. Sie verdammen Wucher und ſchlechten Erwerb, damit man ihnen auftragen möge, das übel Gewonnene wiederzuerſtatten, auf daß ſie ſich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem ſie verſicherten, daß es ſeine Beſitzer nothwendig ins Verderben ſtürze."

„Wirft man ihnen nun dies und was ſie ſonſt noch Unrecht thun, vor, ſo bilden ſie ſich ein, durch die Antwort, „handelt nach unſern Worten und nicht nach unſern Thaten" ſich vollkommen ihrer großen Schuld zu entladen, als ob es den Schafen leichter fiele, Stand zu halten und den Feind zu ſchlagen, als wie dem Hirten. Auch wiſſen die Meiſten unter ihnen recht gut, wie Viele von denen, die ſie mit einer ſolchen Antwort abfertigen wollen, dieſelbe ganz anders verſtehen, als ſie gemeint war. Die Pfaffen von heut zu Tage wollen nämlich, nach der Meinung dieſer letzten, daß man nach ihren Reden thue, das heißt, man ſoll ihnen die Beutel mit Geld anfüllen, ihnen ſeine Geheimniſſe anvertrauen, Keuſchheit bewahren, geduldig ſein, Beleidigungen vergeben und des üblen Leumundes ſich enthalten: lauter gute, ſchöne und fromme Sachen; aber warum ſoll man ſo handeln? Darum, daß ſie thun können, was ihnen nicht gewährt werden würde, wenn die Laien ebenſo thäten. Wem iſt unbekannt, daß die Faullenzerei ohne Geld nicht beſtehen kann? Gibſt Du nun ſelbſt das Geld zu Deinem Vergnügen aus, ſo wird der Pfaffe in ſeinem Kloſter nicht faullenzen können. Biſt Du nicht geduldig und vergibſt

Du nicht Beleidigungen, so wird sich der Mönch nicht in Dein Haus wagen, um die Ehre Deiner Familie anzutasten. Wozu soll ich erst Alles ausführen? Gewiß, so oft sie diese Entschuldigung vorbringen, klagen sie im Auge der Verständigen sich dadurch an. Warum bleiben sie nicht zu Hause und in der Welt, wenn sie sich für unfähig halten, heilig und enthaltsam zu leben? Wollen sie aber einmal dem geistlichen Stande sich widmen, warum befolgen sie dann nicht das heilige Wort des Evangeliums: „Jesus fing an Beides, zu thun und zu lehren?" Mögen sie denn erst thun und dann Andere belehren. Ich habe in meinem Leben gewiß Tausend gesehen, die den Hof machen, sich verlieben, und nicht nur weltliche, sondern auch Klosterfrauen besuchen, und dabei auf der Kanzel gerade den ärgsten Lärm machen. Solchen Menschen sollten wir nachleben? Nun, wer Lust hat, der mag's thun; Gott weiß aber, ob er wohl daran thut."

„Aber, auch angenommen, der Mönch, der Euch schalt, habe Recht gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu brechen sei eine sehr große Sünde, so frage ich, ob Jemand zu bestehlen nicht eine viel größere ist? Ob es nicht eine viel größere Sünde ist, ihn zu tödten, oder ihn voller Jammer in die Welt hinauszustoßen? Das wird gewiß ein Jeder zugeben. Der vertrauliche Umgang eines Mannes und einer Frau ist eine naturgemäße Sünde; aber rauben, tödten und verjagen, das entspringt aus der Bösartigkeit des Gemüthes. Daß Ihr den Tedaldo beraubtet, wenn Ihr Euch, die Ihr freiwillig sein geworden waret, ihm wieder entzoget, ist Euch schon oben einleuchtend gemacht worden. Dann sage ich aber, daß Ihr ihn mordetet; denn an Euch, die Ihr Euch immer grausamer gegen ihn bezeigtet, hat es nicht gelegen, wenn er sich nicht mit eigenen Händen umgebracht hat; die Gesetze aber bestimmen, daß, wer an einem geschehenen Uebel Schuld ist, Demjenigen gleichsteht, der es durch seine eigne That vollbracht hat. Daß Ihr ferner an seinem Exil und

an ſeinem ſiebenjährigen unglücklichen Umherirren Schuld ſeid, das läßt ſich gar nicht leugnen. Und ſo habt Ihr denn in einem jeden dieſer drei Dinge eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euren Umgang gewährtet."

„Noch aber fragt ſich, ob Tedaldo nicht vielleicht eine ſolche Behandlung verdiente. Gewiß that er es nicht. Ihr ſelbſt habt das ſchon geſtanden, und ich weiß auch außerdem, daß er Euch mehr als ſich ſelbſt liebte. Niemals iſt ein Gegenſtand ſo geehrt, ſo erhoben und ſo gefeiert worden, wie er es vorzugsweiſe vor allen andern Damen mit Euch that, wenn der Ort es ihm erlaubte, frei und ohne Verdacht zu erwecken, von Euch zu reden. Sein ganzes Glück, ſeine Ehre, ſeine Freiheit waren allein in Eure Hände von ihm niedergelegt worden. War er nicht ein adlicher Jüngling? War er nicht ſchön vor den Andern Seinesgleichen? War er nicht wacker in Allem, was für junge Leute ſich ziemt? War er nicht geliebt, hielt man ihn nicht werth, ſah ihn nicht Jedermann gerne? Auch hierauf werdet Ihr mir nicht Nein antworten. Wie konntet Ihr alſo um des Geſchwätzes eines dummen, gemeinen und neidiſchen Pfäffleins willen gegen ihn einen grauſamen Entſchluß faſſen?"

„Ich weiß nicht, in was für einem ſeltſamen Irrthum die Weiber ſich befinden, wenn ſie die Männer verſchmähen und geringſchätzen, während ſie doch, wollten ſie nur bedenken, was ſie ſind, und wie großer und hoher Adel vor allen andern Geſchöpfen von Gott dem Manne gegeben iſt, ſich glücklich preiſen ſollten, wenn ſie von Einem geliebt werden. Ueber Alles ſollten ſie ihn werth halten, und mit aller ihrer Sorgfalt ſollten ſie ſich beſtreben, ihm gefällig zu ſein, damit er ſie zu lieben nie aufhöre. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch ſo ein Topfgucker und Paſtetenfreſſer war, das wißt Ihr ſelbſt. Vielleicht hatte er Luſt,

den Platz einzunehmen, von dem er sich so viel Mühe gab, einen Andern zu verdrängen."

„Dies also ist die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage allen Handlungen ihre Folgen zutheilt, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so ist denn auch Euer Mann um Tedaldo's willen ebenso ohne seine Schuld in Gefahr und Ihr in Angst, wie Ihr dem Tedaldo ohne dessen Schuld Euch zu entziehen bemühtet. Wollt Ihr nun aus dieser Noth befreit sein, so müßt Ihr mir Folgendes versprechen, noch vielmehr aber dereinst danach thun: Geschieht es ja, daß Tedaldo von seiner langen Verbannung wieder zurückkehrt, so müßt Ihr ihm Eure Gunst, Eure Liebe, Euer Wohlwollen und Euren vertraulichen Umgang wieder gewähren und ihn ganz wieder an den Platz setzen, den er einnahm, bevor Ihr dem albernen Mönche, thöricht genug, Glauben beimaßet."

Der Pilger hatte seine Rede beendigt, und die Dame seine Worte auf das sorgsamste in sich aufgenommen; sie hielt die Gründe, die er vorgebracht hatte, für vollkommen wahr, und, während sie ihn reden hörte, glaubte sie mit Bestimmtheit, sie erdulde ihre Trübsale um dieser Sünde willen, und sagte nun: „Freund Gottes, ich erkenne wohl, was Ihr zu mir gesagt habt, sei die Wahrheit, und die Geistlichen, die ich bisher für Heilige gehalten habe, seien so, wie Eure Worte sie mir schildern. Auch sehe ich deutlich ein, daß ich in meinem Benehmen gegen Tedaldo sehr gefehlt habe, und, würde es mir jemals möglich, so wollte ich diesen Fehler gern auf die Weise, die Ihr mir angegeben habt, wieder gut machen. Wie soll das aber geschehen? Tedaldo kann nie mehr wiederkommen; denn er ist todt. Und so sehe ich nicht ein, warum ich Euch versprechen soll, was doch unmöglich bleiben muß."

Hierauf antwortete der Pilger: „Madonna, Tedaldo ist, wie Gott mir offenbart, durchaus nicht todt, vielmehr

lebt er, und wenn er Eure Gunſt wieder erlangt, ſo geht es ihm wohl." Die Dame erwiderte: „Habt Acht, was Ihr ſagt, ich habe ihn vor meiner Thür mit Meſſerſtichen ermordet geſehen; in dieſen meinen Armen habe ich ihn gehalten und ihm das todte Angeſicht mit vielen Thränen benetzt, die vielleicht Schuld an Dem geweſen ſind, was man mir ſeit der Zeit deswegen Uebles nachgeſagt hat." Darauf ſagte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch ſagen mögt, ich verſichere Euch, daß Tedaldo am Leben iſt, und wollt Ihr verſprechen und halten, was ich Euch geſagt habe, ſo hoffe ich, Ihr ſollt ihn bald ſehen." „Gerne," entgegnete die Dame, „will ich es thun und thue es hiermit; denn nichts könnte mir begegnen, das mir zu gleicher Freude gereichte, als meinen Mann unverletzt wieder frei und den Tedaldo lebend zu ſehen."

Nun ſchien es dem Tedaldo Zeit, ſich zu offenbaren und die Dame durch ſicherere Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna," ſagte er deshalb, „um Euch wegen Eures Mannes zu tröſten, muß ich Euch ein Geheimniß mittheilen, das Ihr Euer Lebelang bewahren und Niemandem verrathen werdet."

Die Dame hatte ſchon vorher das höchſte Vertrauen zu der Heiligkeit, die ſie dem Pilger beilegte, gefaßt, und daher hatte ſie ihn bereits in ein entferntes und einſames Zimmer geführt; und ſo zog denn nun Tedaldo einen Ring hervor, den er mit der äußerſten Sorgfalt bewahrt hatte, und den die Dame in der letzten Nacht, die er mit ihr zugebracht, ihm geſchenkt hatte. Er zeigte ihr ihn und ſagte: „Kennt Ihr dies, Madonna?" „Ja wohl, Herr," erwiderte die Dame, als ſie den Ring ſah und ſogleich erkannte; „den ſchenkte ich einſt dem Tedaldo." Darauf richtete der Pilger ſich auf, warf Pilgermantel und Hut ſchnell von ſich und ſagte in florentiniſcher Ausſprache: „Und kennt Ihr mich denn nun?" Als die Dame ihn ſah, und erkannte, es ſei Tedaldo, erſchrak ſie heftig und fürchtete ſich ſo ſehr vor ihm, wie man ſich

vor den Leichnamen fürchtet, wenn man sie nach Art der Lebendigen herumgehen sieht. Daher eilte sie auch nicht, ihn wie den von Cypern zurückgekehrten Tedaldo zu bewillkommnen, sondern vor ihm wie vor dem aus dem Grabe Erstandenen zu fliehen. Tedaldo hielt sie aber zurück, indem er sagte: „Madonna, zweifelt nicht, ich bin Euer Tedaldo, lebendig und gesund, starb nicht und war noch niemals todt, was Ihr und meine Brüder auch glauben möget." Die Dame faßte ein wenig mehr Muth, und als sie seine Stimme erkannte, ihn etwas länger betrachtete und sich selber überzeugte, er sei es wirklich, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mein süßer Tedaldo, Gottlob, daß Du wieder da bist." Als Tedaldo Kuß und Umarmung erwidert hatte, sagte er: „Madonna, zu einem herzlicheren Empfange ist jetzt nicht Zeit. Ich will nun gehen und dafür sorgen, daß Euch Euer Aldobrandino wiedergegeben werde. Ich hoffe, Ihr sollt vor Morgen Abend erwünschte Neuigkeiten darüber hören. Habe ich indessen, wie ich wol denke, gute Nachrichten wegen seiner Rettung, so sollt Ihr mich diese Nacht zu Euch kommen lassen, damit ich sie Euch mit größerer Bequemlichkeit erzähle, als ich es jetzt thun könnte."

Damit bekleidete er sich wieder mit Pilgermantel und Hut, küßte die Dame noch ein Mal und ging, nachdem er sie mit guten Hoffnungen getröstet hatte, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß und mehr der Furcht des bevorstehenden Todes als der Hoffnung der Rettung nachdachte. Tedaldo trat als ein geistlicher Tröster mit Zustimmung der Gefangenwärter ein, setzte sich neben ihn und sagte: „Aldobrandino, ich bin Dein Freund; von Gott, dessen Mitleid Deine Unschuld erweckt hat, gesandt, um Dich zu retten, und so sollst Du denn, wenn Du anders aus Ehrfurcht vor ihm ein kleines Geschenk, das ich von Dir fordern werde, mir gewähren willst, vor Morgen Abend, wo Du Dein Todesurtheil erwartest, Deine Lossprechung hören." „Wackrer Mann," erwiderte

Jener, „weil Du zu meiner Rettung Dich beeiferſt, ſo mußt Du, ob ich Dich gleich nicht erkenne und mich nicht erinnere, Dich je geſehen zu haben, mein Freund ſein, wie Du ſagſt. In der That, die Sünde, um welcher willen, wie die Leute ſagen, ich zum Tode verurtheilt werden ſoll, habe ich nie begangen; wol aber andere genug, die mir vielleicht meinen jetzigen Zuſtand von Gott zugezogen haben. Aber ich ſage Dir, hat Gott jetzt ein Erbarmen mit mir, ſo will ich gern aus Ehrfurcht vor ihm das Größte, wie viel mehr ein Geringes, übernehmen, geſchweige denn verſprechen; darum fordere nur, was Dir beliebt, und unfehlbar werde ich mein Wort halten, wenn ich glücklich davon komme." Der Pilger erwiderte darauf: „Ich verlange nichts weiter, als daß Du den vier Brüdern des Tedaldo vergeben ſollſt, daß ſie Dich in dem Glauben, Du ſeieſt an dem Tode ihres Bruders ſchuld, in eine ſolche Lage gebracht haben, und daß Du ſie, wenn ſie Dich um Verzeihung bitten, als Deine Freunde und Brüder behandeln ſollſt." Aldobrandino antwortete ihm: „Niemand weiß, wie ſüß die Rache iſt, und wie ſehnlich man nach ihr verlangt, als wer ſelbſt beleidigt worden iſt; demohngeachtet aber will ich, damit Gott meine Rettung bewirke, ihnen gerne vergeben und vergebe ihnen hiermit. Auch will ich, wenn ich erſt lebendig aus dieſem Gefängniß heraus bin und aller Gefahr entgehe, in dieſer Angelegenheit mich ſo benehmen, wie es Dir belieben wird." Dieſe Antwort war dem Pilger genügend, und, ohne ihm weitere Auskunft zu ertheilen, bat er den Aldobrandino nachdrücklich, guten Muthes zu ſein; denn gewiß ſolle er, noch ehe der nächſte Tag zu Ende gehe, die beſtimmteſten Nachrichten über ſeine Befreiung erhalten.

Darauf verließ er ihn, um auf die Signorie zu gehen, wo er insgeheim dem Edelmann, in deſſen Händen ſie ſich an dem Tage befand, Folgendes ſagte: „Gnädiger Herr, ein Jeder ſoll mit Freuden dazu wirken, daß der wahre Hergang der Sache erkannt werde, vor Allen aber

sollen es Diejenigen, die den Platz einnehmen, auf den Ihr gestellt seid, damit die Strafe nicht die Unschuldigen, sondern die Schuldigen treffe. Damit dies also zu Eurer Ehre und zum Unheil Derer, die es verdient haben, geschehe, bin ich hieher gekommen. Ihr wißt, wie hart man gegen Aldobrandino Palermini verfahren ist, und Ihr glaubt nun, in Wahrheit gefunden zu haben, er sei es gewesen, der den Tedaldo Elisei umgebracht hat, und seid im Begriffe ihn zu verurtheilen. Gewiß aber ist Eure Meinung falsch, wie ich Euch noch vor Mitternacht vollständig zu beweisen und die wahren Mörder Euch in die Hände zu liefern denke." Der treffliche Mann, der mit Aldobrandino großes Mitleid hatte, lieh den Worten des Pilgers ein williges Ohr und ließ, nachdem er sich mit ihm genauer darüber besprochen hatte, auch von ihm in jenes Haus eingeführt worden war, im ersten Schlafe die beiden Brüder, die Gastwirthe waren, und ihren Diener ohne Widerstand gefangen setzen. Er wollte, um den wahren Hergang der Sache zu erfahren, sie foltern lassen, aber sie ließen es nicht dazu kommen, sondern bekannten Alle einzeln, und ebenso nachher gemeinschaftlich, unverholen, sie seien es gewesen, die Tedaldo Elisei, ohne ihn zu kennen, getödtet hätten. Als sie um die Ursache gefragt wurden, antworteten sie, weil er die Frau des Einen von ihnen, während sie nicht zu Hause gewesen seien, sehr geplagt und mit Gewalt habe nöthigen wollen, ihm zu Willen zu sein.

Als der Pilger dies erfahren hatte, entfernte er sich, nicht ohne bei dem Herrn von der Signorie sich zu beurlauben, und schlich sich heimlich in das Haus der Madonna Ermellina. Hier waren alle Andere, bis auf die Dame, bereits schlafen gegangen; sie aber erwartete ihn mit gleichem Verlangen, gute Nachrichten in Betreff ihres Mannes zu hören, als mit ihrem Tedaldo nun völlig sich wieder zu versöhnen. Gleich beim Eintreten sagte er zu ihr: „Freue Dich, mein liebstes Herz, denn gewiß

ſollſt Du morgen Deinen Aldobrandino heil und geſund wieder hier haben," und um ſie vollſtändiger davon zu überzeugen, erzählte er ihr nun ausführlich, was er gethan habe. Die Dame fühlte ſich über zwei ſo unerwartete Ereigniſſe, als es waren, ihren Tedaldo lebendig wieder zu beſitzen, den ſie als unzweifelhaft todt beweint zu haben glaubte, und Aldobrandino außer Gefahr zu ſehen, deſſen Tod ſie in wenig Tagen beweinen zu müſſen dachte, unausſprechlich glücklich, und umarmte und küßte ihren Tedaldo mit der herzlichſten Liebe. Dann gingen ſie miteinander ſchlafen und ſchloſſen, während ſich Eines am Andern erfreute, ergötzlichen und anmuthigen Frieden. Wie der Morgen ſich nahte, erhob ſich Tedaldo, der der Dame ſchon erklärt, was er ferner zu thun gedenke, ihr zugleich aber aufs neue empfohlen hatte, dies ja völlig geheim zu halten, und verließ, noch immer in Pilgerkleidern, ihr Haus, um, wenn es Zeit ſei, die Angelegenheiten Aldobrandino's wahrnehmen zu können.

Die Signorie glaubte hinlänglich über das Verbrechen aufgeklärt zu ſein; ſie befreite daher gleich am Morgen den Aldobrandino und ließ wenige Tage darauf den Miſſethätern, an der Stelle, wo ſie den Mord begangen hatten, den Kopf abſchlagen. Wie nun Aldobrandino, zu ſeiner Frauen und aller Freunde und Verwandten großer Freude, frei geworden war, und Alle deutlich einſahen, nur durch die Bemühungen des Pilgers ſei dies gelungen, baten ihn die beiden Eheleute, ſo lange es ihm gefallen würde in der Stadt zu verweilen, in ihrem Hauſe zu wohnen, und hier konnten Beide nicht ſatt werden, ihm Liebe und Ehre anzuthun, beſonders aber die Frau, die wohl wußte, wen ſie vor ſich hatte.

Dem Tedaldo aber ſchien es nach einigen Tagen Zeit zu ſein, ſeine Brüder mit Aldobrandino wieder zu verſöhnen; denn er hörte, ſie fühlten ſich nicht allein durch deſſen Freilaſſung beſchimpft, ſondern hätten ſich auch aus Furcht bewaffnet, und ſo erinnerte er denn den Aldobran-

dino an die Erfüllung seines Versprechens, zu welcher dieser sich auch gern bereit erklärte. Der Pilger hieß ihn darauf, zum folgenden Tage ein schönes Gastmahl bereiten, bei dem er verlangte, daß Aldobrandino mit seinen Vettern und den weiblichen Familiengliedern die vier Brüder und deren Frauen bewirthen sollte; er selbst, fügte er hinzu, werde sie sogleich im Namen des Ersten zum Gastmahl und zur Versöhnung einladen. Aldobrandino war mit Allem zufrieden, was der Pilger wünschte; dieser ging alsbald zu den vier Brüdern und brachte es nach vielem Hin- und Widerreden, wie es zu ihrer Aufklärung nöthig war, am Ende mit unbesiegbaren Gründen ziemlich leicht dahin, daß sie sich bereit erklärten, um Verzeihung zu bitten und Aldobrandino's Freundschaft wieder zu suchen. Darauf lud er sie sammt ihren Weibern auf den andern Tag zum Mittagsessen bei Aldobrandino ein, und sie nahmen im Vertrauen auf ihn die Einladung willig an.

Am andern Morgen um die Essensstunde gingen zuerst die vier Brüder des Tedaldo, in Trauer wie sie waren, mit einigen ihrer Freunde in das Haus des Aldobrandino, der sie erwartete; hier warfen sie in Gegenwart Aller, die von Aldobrandino geladen waren, ihnen Gesellschaft zu leisten, die Waffen auf den Boden und lieferten sich selbst dem Aldobrandino aus, indem sie ihn zugleich wegen alles Dessen, was sie gegen ihn unternommen hatten, um Verzeihung baten. Aldobrandino war zu Thränen gerührt und nahm sie liebevoll auf; er küßte einen Jeden auf den Mund und vergab mit wenig Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Hierauf kamen ihre Schwestern und ihre Frauen, Alle in Trauer, und wurden von Madonna Ermellina und den andern Damen auf das freundlichste empfangen. Bei Tische wurden Alle, Männer sowie Damen, auf das anständigste bewirthet, und nichts bei diesem Gastmahl war anders als löblich; allein eine gewisse Schweigsamkeit abgerechnet, welche der noch neue Schmerz veranlaßte, der sich in den dunklen Kleidern der Angehöri-

gen Tedaldo's ausſprach. Um dieſer Trauer willen war auch das ganze Unternehmen des Pilgers ſammt dem Gaſtmahl von Mehreren getadelt worden, wie er dies ſelbſt recht wohl bemerkt hatte. Als es ihm aber Zeit ſchien, dieſe Trauer, wie er ſchon früher bei ſich beſchloſſen hatte, zu vertreiben, ſtand er auf, während die Uebrigen noch die Früchte genoſſen, und ſagte: „Nichts hat uns gefehlt, um dies Gaſtmahl fröhlich zu machen, als Tedaldo, den ich Euch nun zeigen will, da Ihr ihn ſo lange unter Euch gehabt habt, ohne ihn zu kennen." Und damit warf er Pilgermantel und was ſonſt zur Pilgertracht gehörte von ſich und ſtand nun in einem Jäckchen von grünem Zindeltaffet vor ihnen. Sie aber betrachteten ihn mit großer Verwunderung lange Zeit, und erkannten ihn erſt allmälig, ehe Einer ſich unterſtand, zu glauben, er ſei es wirklich. Wie Tedaldo dies bemerkte, erzählte er ihnen ausführlich von ihrer Verwandtſchaft, von einer Menge ſie betreffender Vorfälle und von ſeinen eignen Schickſalen. Da eilten die Brüder und übrigen Männer unter Freudenthränen ihn zu umarmen, und auch die Frauen, verwandte wie fremde, Donna Ermellina allein ausgenommen, thaten ein Gleiches. Als Aldobrandino dies bemerkte, ſagte er: „Was ſoll das, Ermellina, warum bezeigſt Du nicht, wie die andern Frauen, dem Tedaldo Deine Freude über ſeine Rückkehr?" Die Dame aber antwortete ihm vor allen Anweſenden: „Keine unter Allen hätte ihn lieber freundlich bewillkommt, als ich, die ich ihm mehr als Eine Dank ſchuldig bin, weil ich durch ſeine Hülfe Dich wiedererlangt habe; aber das unſchickliche Gerede, mit dem man ſich getragen hat, als wir Den beweinten, den wir für Tedaldo hielten, hält mich davon ab." Aldobrandino erwiderte ihr: „Ei, was; denkſt Du denn, ich werde den Kläffern glauben? Dadurch, daß er meine Rettung bewirkt hat, hat er deutlich genug die Unwahrheit jenes Geſchwätzes, an das ich ohnedies nicht glaubte, bewieſen. Steh nur auf und mach ſchnell, daß

Du ihn umarmeſt." Die Dame, die nichts Anderes wünſchte, zögerte nicht, ihrem Manne hierin Folge zu leiſten, vielmehr erhob ſie ſich ſogleich und umarmte ihn und hieß ihn willkommen, wie die Andern es gethan hatten. Dieſes adelige Benehmen des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tedaldo's und allen andern gegenwärtigen Männern und Frauen gar ſehr, und jeder kleine Makel, der wegen der früheren Reden etwa noch in dem einen oder andern Gemüthe gehaftet hatte, wurde dadurch völlig getilgt.

Während nun Jeder dem Tedaldo ſeine Freude bezeigte, riß er ſelbſt ſeinen Brüdern die ſchwarzen und ſeinen Schweſtern und Schwägerinnen die braunen Gewänder vom Leibe und verlangte, daß ſie gleich ſich andere Kleidungsſtücke kommen laſſen ſollten. Wie ſie nun Alle ſich umgekleidet hatten, ergötzten ſie ſich mit Geſang und Tanz und andern Luſtbarkeiten gar lange Zeit, ſodaß dies Gaſtmahl, das einen ſtillen Anfang gehabt hatte, laut und fröhlich endete. Dann gingen ſie, voller Freuden wie ſie waren, Alle in Tedaldo's Haus und aßen dort zu Abend; die Feſte aber dauerten auf gleiche Weiſe noch mehrere Tage lang fort.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo geraume Zeit lang, wie einen von den Todten erſtandenen Menſchen, als ein Wunder, und Viele, ſogar die Brüder ſelbſt, zweifelten innerlich noch einigermaßen, ob er es denn auch ſei, oder nicht. Sie hielten es noch immer nicht für gewiß und hätten ſo vielleicht noch eine Weile gethan, hätte nicht ein Vorfall ſich zugetragen, der ſie darüber aufklärte, wer der Ermordete geweſen ſei, und das war folgender: Soldaten aus der Gegend von Luni gingen eines Tages vor Tedaldo's Hauſe vorbei, und als ſie dieſen vor der Thür ſtehen ſahen, gingen ſie auf ihn zu und ſagten: „Möge es Dir wohlgehen, Faziuolo." Tedaldo antwortete ihnen in Gegenwart der Brüder, „Ihr verwechſelt mich mit einem Andern." Wie die Soldaten ihn

reden hörten, ſchämten ſie ſich und baten ihn um Verzeihung: „Wahrlich," ſagten ſie, „Ihr gleicht, mehr als wir je zwei Leute ſich gleichen ſahen, einem Cameraden von uns, Namens Faziuolo aus Pontremoli, der vor ohngefähr vierzehn Tagen, oder nicht viel längerer Zeit hierher gekommen iſt, ohne daß wir irgend weiter hätten erfahren können, was aus ihm geworden ſei. Freilich wunderten wir uns wol über Euren Anzug; denn Jener war Soldat, wie wir es ſind." Der älteſte Bruder des Tedaldo trat bei dieſen Worten vor und fragte ſie, wie Faziuolo gekleidet geweſen ſei. Sie gaben darüber Auskunft, und es fand ſich, daß ihre Beſchreibung dem Anzuge des Ermordeten genau entſprach, wodurch ſie denn, in Verbindung mit andern Zeichen, ſich überzeugten, dieſer ſei Faziuolo und nicht Tedaldo geweſen, und ſo ſchwand denn jeder Verdacht aus der Seele der Brüder. Tedaldo aber, der nun ſehr reich geworden war, fuhr in ſeiner Liebe fort, ohne ſich je wieder mit ſeiner Dame zu vereinigen; vielmehr genoſſen ſie bei vorſichtigem Benehmen noch lange ihrer Neigung. Gott gewähre uns die Freuden der unſrigen."

Achte Geschichte.

Ferondo wird, nachdem er ein gewiſſes Pulver gegeſſen hat, für todt begraben; der Abt aber, der ſich inzwiſchen mit ſeiner Frau ergötzt, holt ihn aus dem Grabe, ſetzt ihn ins Gefängniß und bildet ihm ein, er ſei im Fegefeuer. Dann wird er auferweckt und erzieht einen Sohn, den der Abt mit ſeiner Frau erzeugt hat, als den ſeinigen.

So lang die Geſchichte der Emilie geweſen war, ſo hatte ſie um deſſentwillen doch Niemandem misfallen, vielmehr

hielten Alle dafür, Emilie habe in Betracht der Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Ereigniſſe noch ſehr kurz erzählt. Nun aber bezeigte die Königin der Lauretta ihr Verlangen durch einen bloßen Wink und veranlaßte ſie dadurch, alſo zu beginnen: „Ihr lieben Mädchen, ich beſinne mich eben auf eine wahre Geſchichte, die ich Euch zu erzählen Luſt habe, die aber, ſo wenig ſie es iſt, doch gar ſehr einer Lüge gleich ſieht. Sie iſt mir wieder eingefallen, weil ich eben hörte, wie Einer für den Andern betrauert und begraben worden iſt, während ich Euch erzählen werde, wie ein Lebender für todt begraben ward, und wie er ſich nachher ſelbſt, mit vielen Andern, nicht für fortlebend, ſondern für erweckt von den Todten und aus dem Grabe erſtanden, gehalten hat, wie aber Derjenige, der um deswillen eher als ein Schuldiger hätte verdammt werden ſollen, gleich einem Heiligen angebetet worden iſt.

In Toscana nämlich war, und iſt noch heutzutage, eine Benedictinerabtei, ſowie man deren viele ſieht, an einem wenig beſuchten Orte gelegen, in der ein Mönch zum Abte geworden war, der in jeder Beziehung, allein den Umgang mit Weibern abgerechnet, ein ſehr heiliger Mann genannt werden konnte. Dieſen Umgang aber wußte er ſo insgeheim zu betreiben, daß bei ſeinem Rufe der Strenge und Heiligkeit beinahe Niemand dergleichen ahnete, geſchweige denn erfahren hätte. Nun traf es ſich, daß ein beſonders reicher Bauer, Namens Ferondo, mit dem Abte näher bekannt ward und bei ſeiner unmäßigen Einfalt und Albernheit vom Abte, der ſich zuweilen an ſeinen Narrheiten ergötzen mochte, gern geſehen ward. Inzwiſchen wurde indeß der Abt gewahr, daß Ferondo ein wunderſchönes Weib zur Frau habe, und verliebte ſich ſo ſehr in dieſe, daß er bei Tag und bei Nacht an nichts Anderes dachte und faſt verzweifeln wollte, als er erfuhr, Ferondo, der in allem Uebrigen ſo thöricht und ſo dumm war, ſei vollkommen vernünftig, ſobald es ſich darum handele, ſeine Frau zu lieben und zu bewachen. Dennoch

war er geschickt genug, den Ferondo so weit zu bringen, daß er zuweilen mit seiner Frau heraufkam, sich im Klostergarten einige Zeit zu ergötzen. Hier sprach er ihnen dann mit vieler Salbung von der Seligkeit, vom ewigen Leben und von den heiligen Werken vieler verstorbener Männer und Weiber so lange vor, bis die Frau Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, und die Erlaubniß dazu von ihrem Manne, wie sie ihn darum ansprach, sogleich erhielt.

Zu großer Freude des Abtes kam die Frau nun wirklich ihm zu beichten, setzte sich zu seinen Füßen und begann, noch ehe sie etwas Anderes redete: „Hochwürdiger Herr, hätte mir Gott einen andern oder auch gar keinen Mann gegeben, so würde es mir vielleicht nicht schwer fallen, unter Eurer Anleitung den Weg, der nach Euren Reden den Menschen zum Paradiese führt, zu gewinnen. Wenn ich aber bedenke, was Ferondo für ein Mensch und wie übermäßig seine Albernheit ist, so muß ich in dieser Hinsicht mich eine Witwe nennen, während ich doch wieder verheirathet bin, insofern ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen darf. Dabei ist er nun in seiner Einfalt, ohne irgend einen Grund, so übertrieben eifersüchtig auf mich, daß ich um dessentwillen nicht anders, als in Noth und Elend, mit ihm leben kann. Deshalb bitte ich denn, bevor ich zur ferneren Beichte schreite, Euch auf das demüthigste, mir in dieser Sache mit einigem Rathe gefällig sein zu wollen; denn erlange ich dadurch nicht erst die Möglichkeit gut zu thun, so wird übrigens das Beichten so wenig helfen als die Buße."

Diese Rede gefiel dem Abte in seiner Seele gar wohl, und ihn däuchte, das Glück habe ihm den Weg, seinen sehnlichsten Wunsch zu erlangen, bereits gebahnt. „Meine Tochter," antwortete er, „wohl glaube ich, daß es einer so schönen und gefühlvollen Frau, wie Ihr es seid, sehr lästig sein mag, einen Verrückten zum Manne zu haben. Noch beschwerlicher aber muß ein Eifersüchtiger fallen; da

Ihr nun zugleich den Einen und den Andern habt, so glaube ich Euch gerne, was Ihr von Euren Leiden erzählt. Für dieſe aber weiß ich, grade herausgeſagt, nur einen Rath und nur ein Mittel: nämlich ihn von ſeiner Eiferſucht zu heilen. Die Arzenei, die ihn zu heilen vermag, weiß ich recht wohl zu machen; wenn Ihr Euch nur getraut, was ich Euch ſagen werde, gewißlich geheim zu halten."

Die Frau erwiderte: „Zweifelt nicht, ehrwürdiger Vater, eher will ich mein Leben laſſen, als ich Jemandem das wiederſagte, was Ihr mir zu ſagen verboten habt. Wie ſollte das aber geſchehen?" „Wollen wir," antwortete der Abt, daß er geheilt werde, ſo muß er nothwendig ins Fegefeuer." „Wie," ſprach die Frau, „kann er denn bei lebendigem Leibe dahin kommen?" Der Abt ſagte: „Er muß ſterben und ſo hinkommen; wird er dann ſo viel Qualen erlitten haben, daß er von dieſer ſeiner Eiferſucht geheilt iſt, ſo werden wir in gewiſſen Gebeten den lieben Gott bitten, daß er ihn wieder lebendig macht, und das wird dann auch geſchehen." „Soll ich denn eine Witwe werden?" entgegnete die Frau. „Ja," ſagte der Abt, „auf einige Zeit, während welcher Ihr Euch aber wohl hüten müßt, Euch an Niemand anders verheirathen zu laſſen; Gott würde es Euch ſehr übel nehmen, und Ferondo, wenn er wiederkäme, und Ihr dann zu ihm zurück müßtet, eiferſüchtiger ſein, als je zuvor." Die Frau antwortete: „Wird er nur von dieſem Uebel befreit, und brauche ich nur dann nicht immer wie im Gefängniß zu ſitzen, ſo bin ich mit Allem zufrieden. Thut nach Eurem Gefallen."

„So will ich's denn übernehmen," ſagte der Abt; „wodurch wollt Ihr mich aber für einen ſolchen Dienſt belohnen?" „Hochwürdiger Herr," erwiderte die Frau, „fordert, was Ihr wollt, wenn ich es anders zu leiſten vermag. Was kann aber ein armes Weib, wie ich bin, einem ſo vornehmen Herrn anbieten, das ſeiner würdig

wäre?" Darauf ſagte der Abt: „Madonna, Ihr könnt für mich nichts Geringeres thun, als was ich für Euch zu unternehmen im Begriffe ſtehe. Denn, ſowie ich zu Eurem Glück und zu Eurer Zufriedenheit zu wirken denke, ſo ſeid Ihr im Stande, mein Leben und meine Ruhe mir wiederzugeben." „Iſt das der Fall," entgegnete die Frau, „ſo bin ich bereit." „Wohl denn," ſagte der Abt, „ſo ſchenkt mir Eure Liebe und gewährt mir Euren Leib; denn nur für Euch glühe ich und verzehre mich im Feuer."

Als die Frau dieſe Worte hörte, ſagte ſie voller Schrecken: „Um Gottes Willen, ehrwürdiger Vater, was begehrt Ihr da von mir. Ich dachte, Ihr wäret ein Heiliger. Ziemt ſich's nun wol für heilige Männer, die Frauen, die ſich bei ihnen Raths zu erholen kommen, um dergleichen Dinge anzuſprechen?" Der Abt antwortete ihr: „Mein ſüßes Herz, verwundert Euch nicht darüber; die Heiligkeit wird darum nicht geringer; denn ſie wohnt in der Seele, und das Verlangen, das ich Euch entdeckt habe, iſt eine Sünde des Körpers. Wie Dem aber auch ſei, Eure holde Schönheit übt ſolche Gewalt über mich aus, daß die Liebe mich zwingt, zu thun, wie ich gethan habe. Dabei könnt Ihr Euch denn Eurer Schönheit mehr als andere Weiber rühmen, wenn Ihr bedenken wollt, daß ſie den Heiligen wohlgefällt, die doch gewohnt ſind, die Schönheiten des Himmels zu betrachten. Uebrigens bin ich ein Menſch, wie ſehr ich auch Abt bin, und wie Ihr ſeht, noch nicht alt. Und ſo ſoll es Euch denn nicht leid ſein, zu thun, wie ich Euch geſagt habe, vielmehr ſollt Ihr es ſelber wünſchen; denn während Ferondo im Fegefeuer iſt, werde ich Euch Nachts Geſellſchaft leiſten und Euch die Unterhaltung gewähren, die er Euch zu bieten hätte. Auch wird es niemals Jemand gewahr werden; denn ein Jeder denkt von mir ſo gut und vielleicht noch beſſer, als Ihr es eben vorhin thatet. Verſchmähet nicht die Gnade, die Euch von Gott geboten wird; denn Viele ſind, die ſehnlich begehren, was

Ihr haben könnt und haben werdet, wenn Ihr vernünftig genug seid, meinem Rathe zu vertrauen. Ueberdies habe ich manchen schönen und kostbaren Schmuck, der meinem Willen nach Niemand anders als Euch gehören soll. So thut denn, süße Hoffnung meines Herzens, für mich, was ich gerne für Euch thue."

Die Frau schlug die Augen nieder und wußte nicht, wie sie dem Abt seine Bitte abschlagen sollte; sie ihm zu gewähren, schien ihr aber nicht gut gethan. Als dieser bemerkte, sie zögere mit der Antwort, nachdem sie ihn doch angehört hatte, glaubte er sie schon halb bekehrt, und wirklich gelang es ihm, durch viele Worte, die er den ersten noch hinzufügte, noch ehe er ausgeredet hatte, ihr in den Kopf zu setzen, was er verlange, sei wohlgethan. Deshalb sagte sie ihm denn ganz verschämt, sie sei bereit, jedem seiner Befehle zu gehorchen; früher aber könne sie nicht, als bis Ferondo im Fegefeuer sein würde. Der Abt erwiderte ihr voller Freuden: „Nun so wollen wir ihn denn gleich hinschicken; richtet es nur ein, daß er morgen, oder in diesen Tagen zum Besuche zu mir heraufkomme." Mit diesen Worten drückte er ihr verstohlen einen wunderschönen Ring in die Hand und entließ sie.

Die Frau war vergnügt über das Geschenk; denn sie hoffte, daß noch andere folgen sollten, und nachdem sie ihre Freundinnen wieder aufgesucht hatte, erzählte sie ihnen auf dem Heimwege Wunderdinge von der Frömmigkeit des Abtes. Wenige Tage darauf ging Ferondo ins Kloster. Sobald der Abt ihn zu sehen bekam, nahm er sich vor, ihn ins Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Ende suchte er ein Pulver von wunderbarer Kraft hervor, das er im Orient von einem mächtigen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, der Alte vom Berge pflege sich desselben zu bedienen, wenn er Jemand im Schlaf in sein Paradies oder wieder herausbringen wolle, auch schläfre es, in größerer oder geringerer Menge gegeben, Denjenigen, der es genieße, ohne ihm irgend zu schaden, auf kürzere oder

längere Zeit dermaßen ein, daß, ſo lange ſeine Kraft daure, Niemand einem Solchen einen Funken von Leben beimeſſen könne. Von dieſem Pulver nahm er ſo viel als nöthig war, um einen dreitägigen Schlaf hervorzubringen, und gab es dem Ferondo, mit einem Glaſe jungen und noch trüben Weines, in welches er daſſelbe unbemerkt gethan hatte, auf ſeiner Zelle zu trinken. Dann führte er ihn in den Kloſtergang und fing an, mit einigen andern Mönchen an ſeinen Thorheiten ſich zu ergötzen. Es dauerte indeß nicht lange, ſo wirkte das Pulver und den Ferondo überfiel eine ſo plötzliche und unüberwindliche Müdigkeit, daß er noch im Stehen einſchlief und ſchlafend umfiel. Der Abt ſtellte ſich erſchrocken über den Vorfall, ließ ihm die Kleider löſen und kaltes Waſſer bringen, um ihn damit zu beſpritzen; auch verſuchte er noch viele andere Mittel, wie wenn er glaubte, die Lebensgeiſter, die von üblen, aus dem Magen oder ſonſt aufgeſtiegenen Dünſten eingenommen ſeien, auf die Weiſe mit dem Bewußtſein zurückzurufen. Als nun der Abt und die Mönche ſahen, daß er bei alle Dem ſich nicht erholte, und als ſie den Puls, nach dem ſie ihm fühlten, regungslos fanden, zweifelte Keiner mehr daran, daß er todt ſei. Deshalb ließ man es ſeiner Frau und ſeinen Angehörigen ſagen, die Alle ſchnell herbeikamen und ihn eine Weile gemeinſchaftlich beweinten, worauf der Abt ihn, angezogen wie er war, in eine Gruft beiſetzen ließ. Die Frau kehrte heim und erklärte, von einem Kinde, das er mit ihr erzeugt hatte, ſich nie trennen zu wollen, und ſo blieb ſie im Hauſe, allein beſchäftigt, dem Vermögen, das Ferondo hinterlaſſen hatte, und der Erziehung ihres Söhnleins vorzuſtehen.

Der Abt indeſſen ſtand des Nachts mit einem bolognefer Mönch, der an ſelbem Tage angekommen war, und zu dem er großes Vertrauen hatte, in aller Stille auf; Beide nahmen den Ferondo aus ſeinem Begräbniß und legten ihn in ein anderes Gewölbe, worin man gar

kein Licht ſah, und das zum Strafgefängniß für die Mönche beſtimmt war. Hier zogen ſie ihm ſeine Kleider aus, kleideten ihn ſtatt deſſen wie einen Mönch, ſetzten ihn auf ein Bündel Stroh und ließen ihn allein, bis er wieder zu ſich kommen würde. Inzwiſchen wartete der bologneſer Mönch, der vom Abte gehörig unterrichtet war, ohne Mitwiſſen irgend eines Andern, daß Ferondo ſich erholen ſollte.

Der Abt ging am andern Tage mit einigen ſeiner Mönche wie zum Beſuche in das Haus der Frau, die er ganz in Trauerkleidern und ſehr betrübt fand. Nachdem er ſie eine Weile getröſtet hatte, erinnerte er ſie leiſe an ihr Verſprechen. Da die Frau ſich nun frei und weder von Ferondo noch ſonſt von Jemand beläſtigt fühlte, auch an des Abtes Finger ſchon einen zweiten ſchönern Ring bemerkt hatte, ſagte ſie, ſie ſei bereit und verabredete mit ihm, daß er die nächſte Nacht kommen ſolle. Wirklich ging er denn auch, ſobald es Nacht geworden war, in den Kleidern des Ferondo und von ſeinem Mönche begleitet zu der Frau, bei der er bis zum Morgen unter Scherz und Freuden verweilte, bevor er zu ſeiner Abtei zurückkehrte. Oft genug machte er denſelben Weg in gleicher Abſicht und wurde von Einigen, die beim Kommen oder Gehen ihm begegneten, für den Geiſt des Ferondo gehalten, der, um Buße zu thun, in jener Gegend umgehen müßte. Darüber erzählten denn die abergläubiſchen Leute in dem Dörfchen viele Geſchichten, die auch zu den Ohren der Frau kamen, welche indeß wohl wußte, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der bologneſer Mönch aber trat, als Ferondo in dem dunklen Gefängniß erwachte, ohne zu wiſſen, wo er ſich befinde, mit einer fürchterlichen Stimme hinein und gab ihm mit einigen Ruthen, die er in der Hand hielt, eine gute Tracht Schläge. Ferondo fragte unter Weinen und Schreien in Einem fort: „Wo bin ich?" „Du biſt im Fegefeuer," antwortete der Mönch. „Wie," ſagte Ferondo,

„ſo bin ich denn todt?" „Ja wohl," erwiderte der Mönch. Darauf begann Ferondo, ſich ſelbſt, ſeine Frau und ſein Söhnlein bitterlich zu beweinen und ſagte dabei die unerhörteſten Albernheiten. Indeſſen brachte ihm der Mönch etwas zu eſſen und zu trinken. Als Ferondo das ſah, rief er aus: „Mein Himmel, eſſen denn die Todten?" „Ja," ſagte der Mönch, „und was ich Dir jetzt bringe, iſt daſſelbe Eſſen, welches die Frau, die ehemals Dir zugehörte, heute Morgen der Kirche geſchickt hat, um für Deine Seele eine Meſſe leſen zu laſſen. Das kommt Dir nun, auf unſers Herrgottes Befehl, hier zu Gute." Darauf ſagte Ferondo: „Ach, Du meine Güte! Na, Gott gebe ihr ein vergnügtes Jahr. Ich bin ihr freilich vor meinem Tode immer gar zu gut geweſen und hab' ſie immer die ganze Nacht im Arm gehabt und habe nichts Anderes gethan als ſie, geküßt und habe auch was Anderes gethan, wenn ich die Luſt kriegte." Dann fing er, hungrig und durſtig wie er war, zu eſſen und zu trinken an. Da ihm aber der Wein nicht allzu gut vorkam, ſagte er wieder: „Herrgott, gib ihr Unglück, ſie hat dem Prieſter doch nicht von dem Faſſe an der Wand geſchickt."

Als er nun gegeſſen und getrunken hatte, kriegte ihn der Mönch wieder vor und ſchlug ihn mit denſelben Ruthen aufs neue ganz mürbe. Nachdem Ferondo lange genug gejammert hatte, ſagte er zu ihm: „Mein Gott, warum thuſt Du denn das?" Der Mönch ſagte: „Darum, weil unſer Herrgott befohlen hat, daß dies alle Tage zwei Mal ſo geſchehe. „Aus was für einer Urſache denn?" ſagte Ferondo. Der Mönch erwiderte: „Weil Du eiferſüchtig wareſt, obgleich Du das beſte Weib zur Frau hatteſt, die weit und breit zu finden iſt." „Ach Gott ja," ſagte Ferondo, „und das honigſüßeſte, viel verzuckerter als Marzipan. Aber ich wußte nicht, daß unſer Herrgott es übel nähme, wenn ein Mann eiferſüchtig iſt; ſonſt wäre ich's nicht geweſen." Der Mönch antwortete: „Das hätteſt Du bedenken und Dich beſſern ſollen, während Du

noch in jener Welt wareſt. Und ſollte ſich's treffen, daß Du wieder hinkämſt, ſo gib nur Acht, daß Du in Gedanken behälſt, was ich Dir jetzo anthue, und daß Du nie wieder eiferſüchtig biſt." „Ei," ſagte Ferondo, „kommt denn jemals Einer zurück, der geſtorben iſt?" „Freilich," entgegnete der Mönch, „wen Gott wieder hinbringen will!" „Ach Gott" ſagte Ferondo „wenn ich jemals zurückkäme, ſo wollte ich der beſte Mann von der Welt ſein; ich wollte ſie niemals ſchlagen, niemals ſchelten, außer wegen des Weines, den ſie heut Morgen geſchickt hat. Sie hat aber auch kein bischen Licht gegeben und ich habe im Dunkeln eſſen müſſen." Der Mönch antwortete: „Wohl hat ſie geſchickt, aber man hat es zu den Seelenmeſſen verbrannt." „Ja" ſagte Ferondo, „da wirſt Du recht haben. Und gewiß, wenn ich wieder hinkomme, da will ich ſie thun laſſen, wozu ſie Luſt hat. Aber, ſag mal, wer biſt Du denn, der Du ſo mit mir umgehſt?" Der Mönch erwiderte: „Ich bin auch todt, und war aus Sardinien, und weil ich im Leben meinen Herren wegen ſeiner Eiferſucht häufig gelobt habe, bin ich von Gott zu der Strafe verurtheilt, daß ich Dir ſo lange zu eſſen und zu trinken geben und Dich ſolcher Weiſe ſchlagen muß, bis Gott über Dich und mich anders beſchließen wird." Ferondo ſagte: „Iſt denn Niemand hier, als nur wir Beide?" „Ja wohl" ſagte der Mönch, „zu Tauſenden, aber Du kannſt ſie ſo wenig hören und ſehen, als ſie Dich." Darauf ſagte Ferondo: „Wie weit ſind wir denn wohl von uns zu Hauſe?" „Oho" antwortete der Mönch, „Du biſt hier noch Meilen weit hinter Schön-Kackenhauſen." „Ei der Kuckuk!" ſagte Ferondo, „das iſt ein Mal weit; meinem Bedünken nach iſt das ſo weit, daß wir ſchon aus der Welt raus ſein ſollten?"

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen wurde Ferondo bei Eſſen und Schlägen an die zehn Monate gehalten, während welcher der Abt, der ſich gar glücklich fühlte, oft genug die hübſche Frau beſuchte und ſich mit ihr den ſchön-

ſten Zeitvertreib von der Welt machte. Wie aber die Unfälle mitunter zu kommen pflegen, ſo wurde die Frau ſchwanger und ſagte es dem Abt, da ſie es noch früh genug gemerkt hatte. Darum ſchien es denn nun Beiden gerathen, daß Ferondo unverzüglich vom Fegefeuer zurückkommen und wieder ins Leben gerufen werden ſolle, auf daß ſie, nachdem ſie wieder beiſammen geweſen wären, vorgeben könne, von ihm ſchwanger zu ſein. Zu dieſem Ende ließ der Abt in der nächſten Nacht den Ferondo in ſeinem Kerker mit verſtellter Stimme anrufen und ihm Folgendes ſagen: „Ferondo, ſei guten Muthes, Gott beliebt es, Dich in die Welt zurückzuſchicken. Wenn Du wieder hingekommen biſt, wird Deine Frau Dir einen Sohn gebären, den ſollſt Du Benedict nennen; denn Gott erzeigt Dir dieſe Gnade um der Gebete Deines heiligen Abtes und Deiner Frau willen und aus Liebe zum heiligen Benedict.“ Als Ferondo das hörte, wurde er ſehr froh und ſagte: „Na, das iſt mir lieb; Gott möge es unſerm Herrngott lohnen und dem Abte und dem heiligen Benedict und meiner honigſüßen, candirten, mit Käſe beſtreuten Frau ebenfalls.“ Darauf ließ ihm der Abt im Weine, den er ihm zu trinken gab, ſo viel von jenem Pulver reichen, daß er etwa vier Stunden lang davon ſchlafen mußte und legte ihn, nachdem er wieder mit den alten Kleidern angethan war, mit Hülfe ſeines Mönches aufs neue in die Gruft, in welche er zuerſt begraben worden war.

Am andern Morgen kam Ferondo, wie der Tag anbrach, wieder zu ſich und ſah durch einige Spalten der Gruft das Licht wieder, das er wol ſeit zehn Monaten nicht geſehen hatte. Da es ihm nun ſo vorkam, als ſei er lebendig, ſo fing er an zu rufen: „Macht auf, macht auf,“ und ſtemmte ſich ſelbſt mit ſolcher Kraft gegen die Decke der Gruft, daß er, weil ſie leicht zu heben war, ſie lüftete. Er war noch damit beſchäftigt, ſie ganz abzuwerfen, als einige Mönche, die eben ihr Morgengebet ge-

ſprochen hatten, herbeiliefen, die Stimme des Ferondo erkannten und ihn aus dem Grabe ſteigen ſahen. Voller Schrecken über die unerhörte Begebenheit entflohen ſie und eilten zum Abte. Dieſer that, als ſtände er eben vom Gebete auf, und ſagte: „Kinder, fürchtet Euch nicht. Nehmet Kreuz und Weihwaſſer und folgt mir nach, damit wir ſehen, was die göttliche Allmacht uns offenbaren will.“ Und ſo thaten ſie.

Ferondo war indeſſen, ganz bleich von der langen Zeit, während welcher er den Himmel nicht geſehen hatte, aus der Gruft herausgeſtiegen. Sobald er den Abt erblickte, eilte er zu ſeinen Füßen und ſagte: „Ehrwürdiger Vater, Eure Gebete nebſt denen des heiligen Benedict und meiner Frau haben mich, wie mir offenbart worden iſt, den Strafen des Fegefeuers entnommen und ins Leben zurückgerufen. Ich bitte Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage heute und allezeit beſcheren möge.“ Der Abt antwortete: „So ſei denn die göttliche Allmacht gelobt! Gehe, mein Sohn, da Gott Dich zurückgeſandt hat, und tröſte Deine Frau, die, ſeitdem Du von hinnen ſchiedeſt, immer in Thränen geſchwommen hat, gehe und ſei von nun an Gottes Freund und Diener.“ Ferondo ſagte: „Hochwürdiger Herr, ſo iſt mir wol geſagt worden. Laßt mich nur machen; denn wie ich hinkomme, küſſe ich ſie auch gleich, ſo gut bin ich ihr.“

Der Abt blieb mit ſeinen Mönchen zurück und bezeigte eine große Verwunderung über dieſe Begebenheit, weswegen er denn auch in großer Demuth das Miserere ſingen ließ. Ferondo kehrte indeß ins Dorf zurück, wo Jeder, der ihn ſah, vor ihm floh, wie man es vor entſetzenswerthen Dingen zu thun pflegt. Er aber rief ſie zurück und verſicherte, er ſei auferweckt worden. Die Frau fürchtete ſich ebenfalls vor ihm, bis endlich die Leute etwas mehr Zutrauen zu ihm faßten, ſich überzeugten, daß er lebendig ſei, und ihm um Vielerlei aus jener Welt befragten. Er antwortete Allen, als ob er vernünftiger zurück-

gekehrt ſei, erzählte ihnen Neuigkeiten von den Seelen ihrer Angehörigen und erfand ſich ſelber die ſchönſten Fabeln von der Welt über die Einrichtungen des Fegefeuers; auch erzählte er vor allem Volke die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Erzbengel Gabelgürg vor ſeiner Wiedererweckung gemacht worden ſei. Unterdeſſen kehrte er mit der Frau in ſein Haus zurück, nahm von ſeinem Vermögen wieder Beſitz und ſchwängerte ſie, wenigſtens ſeiner Meinung nach. Zum Glücke traf es ſich, daß die Frau, nach der Meinung der Thörichten, welche ſich einbilden, daß die Weiber genau neun Monate lang die Kinder im Leibe tragen, gerade zur rechten Zeit von einem Knaben genas, der Benedict Ferondo getauft ward.

Die Rückkehr Ferondo's und ſeine Reden vermehrten dem Abte ſeinen Geruch der Heiligkeit um Vieles; denn faſt Jedermann glaubte, Jener ſei wirklich vom Tode erweckt. Ferondo aber, der wegen ſeiner Eiferſucht ſo viele Schläge bekommen hatte, war nun gänzlich von ihr geheilt und plagte, wie der Abt verſprochen hatte, von nun an die Frau nie mehr damit. Die letzte war darüber ſehr erfreut und lebte wie zuvor mit ihm in allen Ehren, ohne jedoch zu verſäumen, wenn es ſich ſchicklich thun ließ, mit dem heiligen Abte ſich zu ſehen, der ſo gut und ſo ſorgfältig ſie in den wichtigſten Angelegenheiten bedient hatte."

Neunte Geſchichte.

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fiſtel und verlangt dafür Bertran von Rouſſillon zum Manne Dieſer heirathet ſie wider Willen und geht aus Verdruß nach Florenz. Hier verliebt er ſich in ein junges Mädchen, die er zu umarmen glaubt, während er Gillette beſchläft. Dieſe gebiert ihm zwei Söhne, um derentwillen er ſie lieb gewinnt und als Frau behandelt.

Da die Königin dem Dioneus ſein Vorrecht nicht rauben wollte, ſo kam die Reihe des Erzählens, als Lauretens Geſchichte geendigt war, an Niemand anders als an ſie. Desalb begann ſie denn, ohne eine Aufforderung der Uebrigen abzuwarten, fröhlich alſo zu reden: „Wer kann nun eine Geſchichte erzählen, die Beifall gewänne, nachdem wir die von Lauretten gehört haben? Wahrlich es iſt gut für uns, daß ſie nicht die erſte war, ſonſt würden wenige der andern uns gefallen haben. Denen, die heute noch mitgetheilt werden ſollen, wird es, wie mich dünkt, nun freilich ſo ergehen; wie dem aber auch ſei, will ich immerhin erzählen, was mir in Bezug auf den vorgeſchriebenen Gegenſtand eben einfällt.

Im Königreich Frankreich lebte ein Edelmann, Namens Isnard Graf von Rouſſillon, der, weil er kränklich war, immer einen Arzt bei ſich hatte, der Gerard von Narbonne hieß. Der genannte Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, mit Namen Bertran, der äußerſt ſchön und unterhaltend war. Mit ihm wurden mehrere Kinder ſeines Alters erzogen, unter denen ſich eine Tochter des er-

wähnten Arztes, Namens Gillette, befand. Dieſe fühlte für den jungen Bertran eine unendliche Liebe, die viel glühender war, als es für ihr zartes Alter gehörte. Bertran aber mußte, als der Graf geſtorben war und ihn den Händen des Königs anvertraut hatte, nach Paris ziehen, worüber das junge Mädchen unbeſchreiblich troſtlos war. Wie nun bald darauf auch ihr Vater ſtarb, ſo wäre ſie, wenn ſie einen ſchicklichen Vorwand gewußt hätte, gar gerne auch nach Paris gegangen, um Bertran wiederzuſehen. Da ſie aber um des Reichthums willen, der ihr nun allein geblieben war, von Vielen beachtet ward, ſo wußte ſie keine anſtändige Auskunft. Inzwiſchen hatte ſie, bereits zu mannbaren Jahren gekommen, da ſie noch immer den Bertran nicht vergeſſen konnte, ohne den Grund davon anzugeben, ſchon Viele, mit denen ihre Verwandten ſie hatten verheirathen wollen, zurückgewieſen.

Nun geſchah es, daß ſie, mehr als je in Liebe zu Bertran entbrannt, der, wie ihr berichtet ward, ein ſchöner Jüngling geworden war, zufällig vernahm, der König von Frankreich ſei in Folge eines Geſchwüres, das er auf der Bruſt gehabt hatte und das von den Aerzten ſchlecht geheilt war, mit einer Fiſtel behaftet, die ihm große Unbequemlichkeit und heftige Schmerzen verurſache. Auch habe ſich noch kein Arzt gefunden, ſo viele ſich ſchon daran verſucht hätten, der im Stande geweſen wäre, ihn zu heilen, vielmehr hätten Alle das Uebel verſchlimmert. Darum wolle denn der König, der jetzt an der Heilung verzweifele, von Niemandem mehr Rath oder Hülfe annehmen. Das Mädchen war hocherfreut hierüber; denn ſie glaubte nun nicht nur einen genügenden Vorwand gefunden zu haben, um nach Paris zu reiſen, ſondern ſie hoffte auch, wenn dieſe Krankheit wirklich dieſelbe wäre, die ſie vermuthete, es leicht dahin bringen zu können, daß ſie Bertran zum Manne bekomme. Deshalb fertigte ſie denn, von ihrem Vater in ärztlichen Dingen vielfach belehrt, aus gewiſſen Kräutern, die für die Krankheit dienlich waren,

welche ſie beim Könige vorausſetzte, ein Pulver an, ſtieg damit zu Pferde und reiſte nach Paris.

Hier war ihr erſtes Geſchäft, daß ſie Bertran zu ſehen ſuchte, und erſt als ihr dies gelungen war, trat ſie vor den König und bat es ſich von ihm als Gnade aus, daß er ſein Uebel ihr zeige. Der König konnte es bei ihrer Jugend, Schönheit und Anmuth ihr nicht abſchlagen und zeigte ihr ſeinen Schaden. Sobald ſie ihn geſehen hatte, faßte ſie ein feſtes Zutrauen, ihn heilen zu können, und ſagte: „Gnädiger Herr, wenn es Euch beliebt, ſo hoffe ich zu Gott, ohne Euch irgend Schmerzen oder Beſchwerde zu machen, in acht Tagen von dieſer Krankheit Euch befreit zu haben.“ Der König lachte im Stillen über ihre Worte und ſagte zu ſich: „Wie ſollte ein junges Mädchen zu bewirken wiſſen, was die größten Aerzte der Welt nicht vermocht und nicht verſtanden haben?“ Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete aber, er habe bei ſich beſchloſſen, keinen ärztlichen Rath weiter zu befolgen. Darauf erwiderte das Mädchen: „Gnädiger Herr, Ihr verſchmäht meine Kunſt, weil ich ein Weib und noch jung bin. Ich erinnere aber dagegen, daß ich nicht durch meine Wiſſenſchaft, ſondern durch Gottes Beiſtand und durch die Wiſſenſchaft des Meiſters Gerard von Narbonne, der mein Vater und ein berühmter Arzt war, zu heilen verſtehe.“

Der König ſagte darauf in ſeinen Gedanken. „Vielleicht iſt dies Mädchen mir von Gott geſandt; warum verſuche ich nicht, was ſie zu thun weiß, da ſie mir doch verſpricht, mich ohne Beſchwerde in kurzer Zeit zu heilen?“ Und ſo ſprach er, entſchloſſen, es zu verſuchen: „Jungfrau, wenn Ihr uns nicht heilt, im Falle wir um Euretwillen unſerm Entſchluſſe zuwider handelten, was wollt Ihr dann, daß mit Euch geſchehe?“ „Gnädiger Herr,“ erwiderte das Mädchen, „laßt mich bewachen und, wenn ich Euch in acht Tagen nicht heile, ſo laßt mich verbrennen. Was ſoll ich aber für Lohn erhalten, wenn ich Euch

heile?" Darauf antwortete der König: „Ihr ſcheint uns noch unverheirathet. Wenn Ihr das thut, ſo werden wir Euch einen guten und angeſehenen Mann geben." „Gnädiger Herr," ſagte das Mädchen „wahrlich, mir iſt es lieb, wenn Ihr mich verheirathen wollt; ich begehre aber Den zum Mann, den ich mir von Euch erbitten werde, wobei ich keinen Eurer Söhne und Keinen aus dem königlichen Hauſe fordern will." Der König verſprach ihr alsbald, es zu thun.

Das Mädchen begann nun ihre Heilung und hatte binnen Kurzem, noch vor der beſtimmten Friſt, den König wiederhergeſtellt. Wie ſich dieſer nun geheilt fühlte, ſagte er: „Jungfrau, Ihr habt Euch einen Mann wohl verdient." „Gut, gnädiger Herr" ſagte das Mädchen, „ſo habe ich denn Bertran von Rouſſillon verdienet, den ich ſchon in meiner Kindheit zu lieben anfing und ſeit der Zeit immer von ganzem Herzen geliebt habe." Dem König ſchien es ein Großes, ihr dieſen geben zu ſollen; da er es aber einmal verſprochen hatte und ſein Wort nicht brechen wollte, ſo ließ er ihn ſich rufen und ſprach zu ihm: „Bertran, Ihr ſeid nun erwachſen und hinlänglich gebildet. Wir wollen, daß Ihr nun zurückkehrt, Eure Grafſchaft ſelbſt zu regieren; auch ſollt Ihr ein Mädchen mit Euch heimführen, das wir Euch zur Frau beſtimmt haben." Bertran antwortete: „Und wer iſt das Mädchen, gnädiger Herr?" „Dieſelbe" antwortete der König, „die mit ihren Heilmitteln unſre Geſundheit wiederhergeſtellt hat." Bertram hatte ſie bereits geſehen und erkannt, und obwol auch er ſie für ſchön hielt, ſagte er dennoch in dem Gefühle, daß ſie von keinem Geſchlechte ſei, das ſeinem hohen Adel gezieme, ganz zornig: „Gnädiger Herr, wollt Ihr mir eine Quackſalberin zur Frau geben? Das möge doch Gott verhüten, daß ich mir jemals ſolch ein Frauenzimmer nehme." Der König antwortete: „So wollt Ihr denn, daß wir unſerm Worte untreu werden, welches wir, um unſere Geſundheit wieder zu erlangen, dem Mädchen

gaben, das nun Euch, als Lohn, zum Manne begehrt hat?" „Gnädiger Herr," ſagte Bertran, „Ihr könnt mir Alles nehmen, was ich beſitze, und mich als Euren Vaſallen verſchenken, an wen es Euch beliebt; das aber verſichere ich Euch, daß ich mich wegen dieſer Heirath niemals zufriedengeben werde." „Ihr werdet ſchon," ſagte der König; „denn das Mädchen iſt hübſch und verſtändig und liebt Euch ſehr. Deshalb hoffen wir denn, daß Ihr mit ihr viel glücklicher leben werdet, als Ihr es mit einer Dame von höherer Abkunft gethan haben würdet."

Bertran ſchwieg und der König ließ große Zurüſtungen zum Hochzeitfeſte machen. Als nun der feſtgeſetzte Tag herangekommen war, vermählte ſich Bertran, ſo ungern er es auch that, in Gegenwart des Königs mit dem Mädchen, das ihn mehr als ſich ſelbſt liebte. Sobald dies aber geſchehen war, beurlaubte er, wie er ſchon zuvor bei ſich beſchloſſen hatte, ſich beim Könige unter dem Vorwande, daß er in ſeine Grafſchaft zurückkehren und dort erſt die Ehe vollziehen wolle. Damit ſtieg er zu Pferde und reiſte nicht in ſeine Grafſchaft, ſondern kam nach Toscana. Als er hier vernahm, daß die Florentiner mit den Sienèſern im Kriege begriffen ſeien, entſchloß er ſich, zu ihren Gunſten am Streite Theil zu nehmen. Er ward mit großer Freude und Ehrenbezeugungen von ihnen empfangen, und, als ſie ihn zum Anführer einer Abtheilung ihrer Kriegsleute gemacht und bedeutenden Sold ihm ausgeſetzt hatten, blieb er in ihren Dienſten eine gute Weile.

Die junge Frau war über dieſe Begebenheit nicht ſehr erfreut, reiſte indeß in der Hoffnung, durch ihr gutes Benehmen ihn in ſeine Grafſchaft zurückzurufen, wieder nach Rouſſillon und ward daſelbſt von Allen als ihre Gebieterin aufgenommen. Weil nun während der langen Abweſenheit des Grafen alle Geſchäfte verwahrloſt waren, brachte ſie dieſelben, vermöge ihres großen Geſchickes, mit vieler Mühe und Fleiß wieder in die beſte Ordnung, worüber die Unterthanen ſich gar ſehr freuten und ihr beſonders

zugethan wurden, auch den Grafen, dem ſie nicht recht war, lebhaft tadelten.

Als ſie nun Alles im Lande wieder in guten Stand geſetzt hatte, gab ſie dem Grafen durch zwei Edelleute Nachricht davon und bat ihn, wenn er um ihretwillen zögere, in ſeine Grafſchaft zu kommen, ſo möge er ſie davon unterrichten und ſie werde alsdann, ihm zu Gefallen, die Gegend verlaſſen. Der Graf antwortete ihnen äußerſt hart: „Mag ſie thun, wozu ſie Luſt hat; was mich aber betrifft, ſo werde ich nicht eher heimkehren, um mit ihr zu leben, als bis ſie dieſen Ring am Finger und ein Kind, das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt.“ Eben den Ring nun hielt er ſehr werth und trennte ſich auch wegen einer gewiſſen Kraft, die, wie man ihn überredet hatte, demſelben beiwohnte, niemals von ihm.

Die Edelleute fühlten wol die Härte der Bedingung, die von zwei faſt unmöglichen Dingen abhängig gemacht war; da ſie aber ſahen, daß ſie ihn durch ihre Worte von ſeinem Vorſatze nicht abbringen konnten, ſo kehrten ſie zu der Dame zurück und erzählten ihr des Grafen Antwort. Sie wurde darüber gar ſehr betrübt, entſchloß ſich indeß nach langer Ueberlegung, zu verſuchen, ob ſie nicht vielleicht jene Forderungen erfüllen könne. Um nun auf ſolche Weiſe in Zukunft ihren Gemahl wiederzugewinnen, verſammelte ſie, ſobald ſie mit ſich einig geworden war, was ſie thun ſolle, einige der älteſten und tüchtigſten Männer aus der Grafſchaft und erzählte ihnen ganz der Ordnung nach, mit kläglichen Worten, was ſie Alles aus Liebe zum Grafen gethan und was für einen Lohn ſie dafür erhalten habe. Zuletzt eröffnete ſie ihnen ihre Abſicht, nicht durch ihr längeres Verweilen des Grafen ewiges Exil zu veranlaſſen, ſondern vielmehr den Reſt ihres Lebens allein zu Pilgerfahrten und mitleidigen Werken zum Heil ihrer Seele zu verwenden. Deshalb bat ſie denn jene Männer, daß ſie Wache und Verwaltung der Grafſchaft übernehmen und den Grafen in Kunde ſetzen möchten, wie ſie

den Beſitz frei und ledig gelaſſen habe und in der Abſicht, nie wieder nach Rouſſillon zu kommen, fortgezogen ſei. Während ſie alſo ſprach, vergoſſen die guten Leute viele Thränen und baten ſie dringend, ihren Entſchluß aufzugeben und bei ihnen zu bleiben. Alles war indeß vergebens.

Die Dame empfahl ſie dem göttlichen Schutze und trat in Begleitung eines ihrer Vettern und einer Dienerin in Pilgerkleidern und mit Geld und koſtbaren Steinen wohl verſehen, ohne daß Jemand gewußt hätte, wohin ſie gingen, die Reiſe an, und verweilte auch nicht eher, als bis ſie in Florenz angelangt war. Hier kehrte ſie, vom Zufall geleitet, in einem kleinen Gaſthof ein, der einer guten Witwe gehörte, und gab ſich, voller Verlangen, von ihrem Herrn Nachricht zu erhalten, für eine arme Pilgerin aus. Nun traf es ſich, daß ſie ſchon am andern Tage den Bertran mit ſeinem Gefolge vor dem Gaſthofe vorüberreiten ſah. Obgleich ſie ihn gar wohl erkannte, fragte ſie doch die gute Wirthin, wer es ſei. Dieſe erwiderte: „Er iſt ein fremder Edelmann, der ſich Graf Bertran nennt, ein gefälliger, freundlicher Herr, den man in unſerer Stadt ausnehmend gerne ſieht und der in eine meiner Nachbarinnen, ein armes Edelfräulein, über alle Maßen verliebt iſt. Das iſt ein gar ſittſames und wackeres Mädchen, die nur um ihrer Armuth willen noch nicht verheirathet iſt und mit ihrer Mutter, einer verſtändigen und wackeren Frau, zuſammenlebt. Aber wer weiß, was ſie dieſem Grafen nicht ſchon zu Gefallen gethan hätte, wenn ihre Mutter nicht wäre?"

Die Gräfin nahm den Inhalt dieſer Worte ſorgfältig in ſich auf, erkundigte ſich noch genauer nach allen Umſtänden und faßte ihren Entſchluß, ſobald ſie von Allem unterrichtet war. Zu dieſem Ende ließ ſie ſich Namen und Wohnung jener Frau und ihrer Tochter, in welche der Graf verliebt war, bezeichnen und ging eines Tages, ohne Jemand etwas davon zu ſagen, in Pilgerkleidung

zu ihnen. Sie fand Mutter und Tochter recht ärmlich ausſehend, begrüßte ſie und ſagte der Erſten, wenn es ihr gefiele, wünſchte ſie mit ihr zu reden. Die Edelfrau ſtand auf und ſagte, ſie ſei bereit zu hören, und ſo gingen ſie in eine Nebenſtube, wo die Gräfin, als ſie ſich niedergelaſſen hatten, ſo zu ſprechen anfing: „Madonna, Ihr gehört, wie mir es ſcheint, ſowol als ich, zu den Feindinnen Fortunens; wenn Ihr aber wolltet, ſo könntet Ihr wol Euch und mich glücklich machen.“ Die Dame antwortete, ſie wünſche nichts ſo ſehr, als ihre Lage auf anſtändige Weiſe zu verbeſſern. Die Gräfin fuhr fort: „Ich bedarf Eurer Verſchwiegenheit. Verlaſſe ich mich auf ſie, und verrathet Ihr mich dennoch, ſo ſchadet Ihr Euch eben ſo wohl als mir.“ „Vertrauet mir ruhig,“ erwiderte die Edeldame, „was Euch immer gefällt; gewiß werdet Ihr nie von mir betrogen werden.“ Darauf erzählte ihr denn die Gräfin auf ſo bewegliche Weiſe, wer ſie ſei und was ſich Alles zugetragen habe, ſeit ſie zuerſt ſich in den Grafen verliebte, daß die Edeldame, welche dieſe Begebenheiten zum Theil ſchon von Andern gehört hatte, ihren Worten Glauben beimaß und ſie zu bemitleiden anfing.

Als die Gräfin mit ihrer Erzählung fertig war, fuhr ſie fort: „Ihr habt gehört, was ich, zu meinem übrigen Unglück, für zwei Dinge beſitzen muß, wenn ich meinen Mann erlangen will. Iſt es nun wahr, was ich vernehme, daß der Graf Eure Tochter auf das zärtlichſte liebt, ſo ſehe ich ein, daß Niemand außer Euch mir dieſe Dinge verſchaffen kann.“ Die Edeldame antwortete ihr: „Madonna, ob der Graf meine Tochter liebe, das weiß ich nicht; aber ſein Benehmen iſt ganz danach. Was kann ich aber deshalb thun, um Euch zu verſchaffen, was Ihr wünſchet?“ „Madonna,“ erwiderte die Gräfin, „gleich will ich es ſagen; zuvor aber ſollt Ihr hören, was Euch für ein Vortheil daraus erwachſen wird, wenn Ihr hierin mir dienet. Ich ſehe, Eure Tochter iſt ſchön und alt genug zum Heirathen, auch muß ich aus Dem, was ich

gehört habe und ſelbſt zu bemerken glaube, ſchließen, daß Ihr ſie nur aus Mangel an anſtändiger Ausſtattung noch im Hauſe behaltet. So denke ich denn zum Dank des Dienſtes, den Ihr mir leiſten ſollt, Eurer Tochter von meinem Gelde eine Mitgabe auszuſetzen, wie Ihr ſelbſt ſie angemeſſen glauben werdet, um ſie ehrenvoll zu verheirathen." Der Dame, die bedürftig war, gefiel das Anerbieten ſehr; dennoch aber antwortete ſie zufolge ihrer adlichen Geſinnung: „Madonna, ſagt mir, was kann ich für Euch thun? Ziemt es ſich für mich, ſo ſoll es gern geſchehn, und Ihr mögt nachher thun, was Euch belieben wird."

Darauf ſagte die Gräfin: „Zu meinen Abſichten iſt es nöthig, daß Ihr durch Jemand, auf den Ihr Euch verlaſſen könnt, dem Grafen, meinem Manne, ſagen laßt, Eure Tochter ſei geſonnen, ihm allen Willen zu thun, wenn ſie nur gewiß ſei, daß er ſie wirklich ſo lieb habe, wie er vorgibt. Das könne ſie aber nicht anders glauben, als wenn er ihr den Ring ſchicke, den er immer am Finger trägt und der ihm, wie ſie gehört habe, ſo theuer ſei. Schickt er ihr den Ring, ſo werdet Ihr ihn mir geben und dem Grafen ſagen laſſen daß Eure Tochter bereit ſei, alle ſeine Wünſche zu erfüllen. Dann müßt Ihr ihn heimlich hierherkommen laſſen, und mich unvermerkt anſtatt Eurer Tochter ihm zur Seite legen. Vielleicht gewährt mir Gott die Gnade, daß ich von ihm empfange, und dann werde ich, ſeinen Ring am Finger und ſein Kind auf dem Arme, ihn wiedergewinnen und mit ihm leben können, wie es Mann und Frau geziemt, und das werde ich dann Euch verdanken."

Der Edeldame ſchien es ein bedenkliches Ding und ſie fürchtete ſehr, daß große Schande für ihre Tochter daraus entſpringen könne. Wie ſie aber wieder bedachte, es ſei löblich, dazu mitzuwirken, daß die gute Frau ihren Mann wiederbekomme, und es ſei auch eine löbliche Abſicht, die ſie alſo zu thun bewog, verſprach ſie nicht nur, im Ver-

trauen auf ihre gute und ehrbare Gesinnung, das Gewünschte zu thun, sondern sie erhielt auch auf dem angegebenen Wege in wenig Tagen mit geheimer Vorsicht jenen Ring, obgleich es dem Grafen schwer fiel, sich von ihm zu trennen, und legte mit großer Geschicklichkeit die Gräfin statt ihrer Tochter dem Grafen zur Seite.

In diesen ersten Vereinigungen, die vom Grafen inbrünstig gewünscht waren, empfing, nach Gottes Willen, die Dame zwei männliche Kinder, wie sich zur gehörigen Zeit bei der Entbindung zeigte. Auch gewährte die Edelfrau der Gräfin die Umarmuagen ihres Gemahles nicht nur ein, sondern viele Male, wobei sie so vorsichtig zu Werke ging, daß nichts von diesem Verhältnisse verlautete und der Graf fortwährend der Meinung war, nicht seine Frau, sondern die, welcher er liebte, genossen zu haben. Deshalb schenkte er ihr denn auch Morgens, wenn er sie zu verlassen hatte, schöne und kostbare Edelsteine in Menge, welche die Gräfin sämmtlich sorgsam verwahrte.

Als diese von ihrer Schwangerschaft überzeugt war, wollte sie der Edeldame nicht weiter mit diesen Diensten beschwerlich fallen, sondern sagte ihr: „Madonna, Gott und Euch sei Dank, ich habe erlangt, was ich wünschte, und so ist es Zeit, daß ich nun nach Eurem Verlangen thue, um dann wieder abzureisen." Die Edelfrau erwiderte, es sei ihr lieb, wenn die Gräfin irgend etwas nach ihren Wünschen erreicht hätte. Was sie aber gethan habe, sei nicht in Hoffnung irgend eines Lohnes geschehen, sondern allein weil sie gemeint habe, sie müsse so handeln, wenn sie Gutes thun wolle. „Madonna" erwiderte die Gräfin „ich lobe diese Gesinnung an Euch und denke selber nicht, was Ihr von mir verlangen werdet, Euch als einen Lohn zu schenken, sondern allein um Gutes zu thun, wie man meiner Meinung nach es thun soll." Hierauf bat die Edeldame nothgedrungen und voller Scham um hundert Gulden zur Ausstattung ihrer Tochter. Die Gräfin bemerkte wohl ihre Scham und die Bescheidenheit ihrer

Bitte und ſchenkte iht deshalb fünfhundert Gulden nebſt ſchönem und koſtbarem Geſchmeide, das leicht eben ſo viel werth ſein mochte. Die Edelfrau war darüber hocherfreut und dankte der Gräfin, wie ſie nur immer wußte und konnte. Dieſe aber verließ ſie und kehrte in ihren Gaſthof zurück.

Um für die Zukunft dem Bertran allen Anlaß zu nehmen, ihr Haus zu beſchicken, oder zu beſuchen, zog die Edelfrau bald darauf nebſt ihrer Tochter zu ihren Anverwandten aufs Land. Bertran kehrte indeß, von den Seinigen zurückberufen, wie er erfuhr, die Gräfin ſei davon gegangen, ſelbſt in ſeine Heimat zurück. Die Gräfin war ſehr erfreut, als ſie hörte, er ſei von Florenz abgereiſt und in ſeine Grafſchaft heimgekehrt, und verweilte in Florenz noch bis zu ihrer Niederkunft, in der ſie von zwei Knaben, die ihrem Vater äußerſt ähnlich ſahen, entbunden ward. Sie ließ die Kinder mit vieler Sorgfalt ſtillen, machte ſich, als es ihr Zeit zu ſein ſchien, auf den Weg und langte, ohne von Jemand erkannt zu ſein, glücklich in Montpellier an. Hier ruhete ſie ſich einige Tage lang aus und erfuhr in Folge ihrer Erkundigungen nach dem Grafen und ſeinem Aufenthalt, er werde am nächſten Allerheiligen-Tage in Rouſſillon ein großes Gaſtmahl für Damen und Ritter geben. Zu dieſem ging ſie nun, immer noch in ihrer gewohnten Pilgertracht, und eilte, ohne ſich umzukleiden, ihre beiden Kinder im Arm, hinauf in den Saal des gräflichen Palaſtes, wo, wie ſie hörte, Damen und Ritter verſammelt waren, um zu Tiſche zu gehn.

Mitten durch die Leute drängte ſie ſich dahin, wo ſie den Grafen ſah, warf ſich ihm zu Füßen und ſagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin Deine unglückliche Gattin, die, um Dich Deiner Heimath zurückzuführen und zu erhalten, lange Zeit im Elend umhergegangen iſt. Ich beſchwöre Dich bei Gott, daß Du mir jetzt die Bedingungen hältſt, die Du mir durch die zwei Edelleute auferlegt

haſt. Siehe hier in meinen Armen nicht ein, ſondern zwei Deiner Kindern und ſiehe hier Deinen Ring. Nun iſt es nach Deinem eignen Verſprechen Zeit, daß ich als Deine Frau von Dir aufgenommen werde." Als der Graf dies hörte, erſchrak er ſehr; denn er erkannte den Ring und die Kinder, ſo ähnlich waren ſie ihm: doch ſagte er: „Wie ſollte denn das geſchehen ſein?" Hierauf erzählte die Gräfin zu großer Verwunderung des Grafen und aller Uebrigen, die gegenwärtig waren, der Ordnung nach, was und wie es ſich zugetragen hatte. Wie der Graf ſich nun hierdurch überzeugte, ſie rede die Wahrheit, und wie er ihre Ausdauer und ihren Verſtand bedachte und dann auch wieder die zwei ſchönen Kinder ſah, legte er ſeinen hartnäckigen Stolz, nicht nur um ſeinem Worte treu zu bleiben, ab, ſondern auch den Seinigen, Männern wie Frauen, zu Gefallen, die ihn Alle baten, er möge ſie nun als ſeine rechtmäßige Gattin aufnehmen und ehren. So hieß er denn die Gräfin aufſtehen, küßte und umarmte ſie, erkannte ſie als ſeine rechtmäßige Gemahlin und die Kinder als die ſeinigen an. Dann ließ er ſie mit Gewändern, die ihrem Stande geziemten, bekleiden und feierte zu großer Freude aller Gegenwärtigen, wie auch ſeiner ſämmtlichen Vaſallen, die es erfuhren, nicht nur dieſen, ſondern noch mehrere andere Tage lang ein glänzendes Feſt und liebte ſie von dem Tage an mit aller ſeiner Gattin und Ehefrau gebührenden Achtung auf das herzlichſte.„

Zehnte Geschichte.

Alibech wird Einsiedlerin und der Mönch Rusticus lehrt sie, den Teufel in die Hölle heimschicken. Dann kehrt sie zurück und wird die Frau des Neerbal.

Dioneus, der die Erzählung der Königin mit vieler Aufmerksamkeit angehört hatte, hub, als sie vollendet war und er einsah, daß ihm allein noch zu reden obliege, ohne einen Befehl abzuwarten, lächelnd also zu sprechen an: „Holde Damen, Ihr hörtet vielleicht noch niemals, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, und so will ich es Euch denn erzählen, ohne mich groß von der Aufgabe zu entfernen, von der Ihr heute den ganzen Tag über geredet habt. Wenn Ihr es gelernt habt, könnt Ihr dadurch vielleicht noch einmal Eure Seele retten; auch werdet Ihr aus dieser Geschichte erfahren, daß die Liebe, wenn sie gleich lieber die heiteren Paläste und die wollüstigen Gemächer bewohnt, es dennoch nicht verschmäht, zuweilen ihre Kräfte auch in den dichten Wäldern, den starren Alpen und den Hölen der Wüste fühlbar zu machen. Daraus läßt sich denn entnehmen, daß ein jegliches Ding ihr unterworfen ist.

Um nun zur Sache zu kommen, sage ich, daß in der Stadt Capsa in der Berberei vor Zeiten ein gar reicher Mann lebte, der unter mehreren andern Kindern eine schöne und wohlgestaltete Tochter hatte, die Alibech hieß. Weil sie nun keine Christin war und von den vielen Christen, die in der Stadt lebten, den christlichen Glauben und Gottesdienst sehr loben hörte, fragte sie eines Tages

den Einen von ihnen, wie man denn eigentlich Gott dienen könne, und wie am leichteſten dazu gelange. Dieſer antwortete ihr, man diene Gott am beſten, je mehr man den weltlichen Angelegenheiten entfliehe, wie es beſonders Diejenigen thäten, die in die Einöden der thebaiſchen Wüſte gegangen wären.

Das Mädchen mochte etwa vierzehn Jahr alt ſein und war gar einfältig; daher machte ſie ſich denn, nicht aus vernünftigem Antriebe, ſondern aus einer gewiſſen kindiſchen Luſt, ohne irgend Jemand etwas davon wiſſen zu laſſen, am andern Morgen heimlich und ganz allein nach der thebaiſchen Wüſte auf den Weg und gelangte, weil ihre Luſt anhielt, mit großer Anſtrengung nach einigen Tagen bis in jene Einöden. Hier ging ſie auf die erſte Hütte, die ſie aus der Ferne ſah, zu und fand einen heiligen Mann an der Thüre ſtehn, der ganz verwundert, ſie hier zu erblicken, ſie frug, was ſie ſuchen gehe. Sie antwortete ihm, ſie ſuche, auf Eingebung Gottes, wie ſie ihm diene und Jemand finden könne, der ſie darin unterrichte. Wie der wackre Mann ihre Jugend und Schönheit betrachtete, fürchtete er, es möge der Teufel ihn wol betrügen, wenn er ſie bei ſich behielte. Darum lobte er ihren guten Vorſatz, gab ihr einige Kräuterwurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu eſſen und Waſſer zu trinken und ſagte dann: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, der ein weit beſſerer Lehrmeiſter Deſſen iſt, was Du begehrſt, als ich es bin; geh Du zu dem!“ und damit brachte er ſie auf den Weg.

Wie ſie nun zum Zweiten kam und von ihm dieſelbe Antwort erhielt, ging ſie noch weiter und kam zur Zelle eines jungen Einſiedlers, eines recht frommen und guten Menſchen, der Ruſticus hieß, und richtete an ihn dieſelbe Frage, die ſie ſchon an die Andern gethan hatte. Ruſticus dachte eine große Probe ſeiner Feſtigkeit anzuſtellen und ſchickte ſie deshalb nicht wie die Andern weg, ſondern behielt ſie bei ſich in ſeiner Zelle und machte ihr, wie es

Nacht ward, ein Bettchen von Palmenlaub und hieß ihr, ſich darauf niederzulegen.

Als dies geſchehen war, ſäumten die Verſuchungen nicht eben lange, die Standhaftigkeit des Einſiedlers zu bekämpfen. Wie dieſer ſich aber von jener gar bald völlig im Stiche gelaſſen ſah, wandte er, ohne viel Angriffe abzuwarten, dem Feinde den Rücken und ergab ſich als beſiegt. So ließ er denn die heiligen Gedanken, die Gebete und Geißelungen ganz bei Seite liegen und rief ſich dafür die Jugend und die Schönheit des jungen Mädchens ins Gedächtniß und fing zugleich an, darüber nachzudenken, was für Mittel und Wege er ergreifen ſolle, um zum Ziele zu gelangen, damit ſie nicht gewahr werde, er ſtrebe, als ein unkeuſcher Menſch, nach Dem, was er von ihr begehrte. Zu dem Ende richtete er allerhand Fragen an ſie, durch die er erfuhr, ſie habe noch nie einen Mann gekannt und ſei ſo einfältig, als ſie ausſah. Deshalb beſchloß er, unter dem Scheine des Gottesdienſtes ſie ſeinen Wünſchen folgſam zu machen.

Zuerſt ſetzte er ihr nun mit vielen Worten auseinander, ein wie arger Feind des lieben Gottes der Teufel ſei, und wie man durch nichts Gott ſo lieb werden könne, als wenn man den Teufel heim in die Hölle ſchicke, in die unſer Herrgott ihn verbannt habe. Das Mädchen fragte ihn, wie man das anfange. Ruſticus antwortete ihr darauf: „Das ſollſt Du bald erfahren und darum thue, was Du mich thun ſiehſt.“ Und damit fing er an, die wenigen Kleidungsſtücke, die er trug, ſich auszuziehn, und warf ſich, als er ganz nakt war, während das Mädchen ihm in Allem nachahmte, auf die Knie, als wolle er beten. Das Mädchen ließ er ſich gegenüber knien, und wie er in dieſer Stellung verweilend beim Anblick ihrer entblößten Schönheiten mehr als je in ſeiner Begierde entbrannte, zeigte ſich die Auferſtehung des Fleiſches. Als Alibech dieſe gewahr ward, wunderte ſie ſich und ſprach: „Ruſticus, was iſt denn das für ein Ding, was ich an

Dir ſo vorne 'raus kommen ſehe und das ich gar nicht habe?" „Ach, meine Tochter", ſagte Ruſticus, „das iſt eben der Teufel, von dem ich Dir geſprochen habe. Siehſt Du, jetzt gerade plagt er mich ſo ſehr, daß ich es kaum aushalten kann." „Nun Gott ſei Lob" ſagte das Mädchen darauf, „ſo ſehe ich, daß mir's beſſer geht, als Dir, denn ich für mein Theil habe keinen ſolchen Teufel." Ruſticus ſagte: „Du ſprichſt die Wahrheit, Du haſt aber ein anderes Ding, das ich wieder nicht habe, und das iſt eben ſo ſchlimm." „Warum nicht gar!" ſagte Alibech. Ruſticus antwortete ihr: „Du haſt die Hölle, und ich ſage Dir, ich glaube, Gott hat Dich zum Heil meiner Seele hierher geſandt; denn wenn Du Dich meiner erbarmen und mir erlauben willſt, daß ich, ſo oft dieſer Teufel mich ſo ſehr plagt, ihn in die Hölle hineinſchicken darf, ſo wirſt Du mir große Erleichterung gewähren, Gott aber einen ausbündigen Dienſt und Gefallen erzeigen, wenn Du anders in der Abſicht, die Du mir geſagt haſt, hierhergekommen biſt." Die Dirne erwiderte in gutem Glauben: „Ehrwürdiger Vater, da ich einmal die Hölle habe, ſo kann's geſchehen wenn Ihr wollt." Darauf antwortete Ruſticus: „Sei geſegnet, meine Tochter; ſo laß uns denn gehen und ihn heimſchicken, auf daß er künftig mich in Frieden laſſe." Und mit dieſen Worten führte er das Mädchen zu dem einen ihrer Betten und lehrte ſie, wie man ſich ſtellen müſſe, um dieſen Verfluchten Gottes einzukerkern.

Die Dirne, die noch niemals einen Teufel heim in die Hölle geſchickt hatte, ſpürte beim erſten Male einiges Ungemach und ſagte deshalb zum Ruſticus: „Wahrlich, mein Vater, der Teufel muß ein abſcheuliches Ding und ein rechter Gottesfeind ſein, denn er thut ſelbſt der Hölle, geſchweige denn andern Dingen weh, wenn er hineinkommt." Ruſticus ſagte: „Meine Tochter, das wird nicht immer ſo ſein." Und um es dahin zu bringen, ſchickten ſie, bevor ſie ſich vom Bettchen erhoben, ihn an ſechs Mal heim in

die Hölle, sodaß sie ihm für dies Mal den Hochmuth aus dem Kopfe brachten und er ruhig in Frieden blieb. Als er sich aber später dennoch öfters wieder in Stolz erhob und das Mädchen sich immer willig zeigte, ihn zu demüthigen, geschah es, daß sie an dem Spiele Gefallen fand und zum Rusticus also sagte: „Nun sehe ich wohl, daß die wackeren Leute in Capsa recht hatten, wenn sie sagten, Gott zu dienen sei ein so süßes Ding. Denn wahrlich ich erinnere mich nicht, je Etwas gethan zu haben, das mir so viel Lust und Vergnügen gewährt hätte, als den Teufel in die Hölle heimzuschicken. Und so halte ich dafür, daß Jeder, der sich nicht anstrengt Gott zu dienen, ein unvernünftiges Thier ist." Aus diesem Grunde kam sie oft zum Rusticus und sagte: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hierher gekommen, um Gott zu dienen und nicht um müßig zu gehn; so kommt denn und laßt uns den Teufel heim in die Hölle schicken." In dieser Beschäftigung sagte sie auch wol zuweilen: „Rusticus, ich weiß gar nicht, warum der Teufel aus der Hölle wieder 'rausgeht; denn wäre er so gerne drinne, als die Hölle ihn gern aufnimmt und festhält, so würde er immer drinne bleiben."

Während die Dirne auf solche Weise den Rusticus oft zum Gottesdienste einlud und ermunterte, hatte sie ihm allmälig die Wolle so aus der Jacke gezupft, daß er fror, wenn ein Anderer geschwitzt hätte. Deshalb sagte er denn nachgerade zu dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann züchtigen und in die Hölle heimschicken, wenn er sein Haupt in Hochmuth erhöbe. „Wir aber," fügte er hinzu, „haben ihn durch Gottes Hülfe so entlarvt, daß er Gott bittet, in Frieden bleiben zu dürfen." Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen; da sie aber sah, wie Rusticus sie gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, sagte sie ihm eines Tages: „Rusticus, ist Dein Teufel nun abgestraft und plagt er Dich nicht mehr, so läßt mich

meine Hölle nicht in Ruhe. Und darum wirſt Du ein gutes Werk thun, wenn Du mit Deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bändigen hilfſt, wie ich mit meiner Hölle geholfen habe, Deinem Teufel den Stolz zu vertreiben." Ruſticus, der von Kräuterwurzeln lebte, war genöthigt, in dieſem Spiele oft zu paſſen, und ſagte ihr, um die Hölle zu beſchwichtigen, brauche man einen ganzen Haufen Teufel; doch wolle er für ſie thun, was er irgend im Stande ſei. So erfüllte er denn zuweilen noch ihre Wünſche; doch geſchah es ſo ſelten, daß es nicht mehr ſagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war die Dirne, die Gotte nicht ihren Wünſchen gemäß zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden.

Während aber dieſer Streit zwiſchen dem Teufel des Ruſticus und der Hölle der Alibech wegen übermäßigen Verlangens und geringer Kräfte noch fortdauerte, geſchah es, daß in Capſa ein Feuer auskam, und Alibech's Vater mit allen ſeinen Kindern und ſonſtiger Familie im eigenen Hauſe verbrannte, ſo daß nun Alibech die Erbin des ganzen Vermögens ward. Deshalb begab ſich auch ein junger Mann, Namens Neerbal, der alle ſein Geld in Großthuereien durchgebracht hatte, wie er hörte, ſie ſei noch am Leben, auf den Weg, ſie zu ſuchen, und fand ſie zu Ruſticus großer Freude, noch bevor die Gerichte das Vermögen, das ihrem Vater gehört hatte, als erbloſes Gut eingezogen hatten. Er führte ſie gegen ihren Willen nach Capſa zurück, heirathete ſie und nahm mit ihr das ganze Vermögen hin.

Als aber die Frauenzimmer ſie, bevor ſie noch bei Neerbal geſchlafen hatte, befragten, wodurch ſie denn in der Wüſte Gott gedient habe, antwortete ſie, durch Heimſchicken des Teufels in die Hölle, und Neerbal habe eine große Sünde begangen, ſie ſolcher Verrichtung zu entziehen. Die Weiber fragten, wie man denn den Teufel heim in die Hölle ſchicke, und die Dirne zeigte es ihnen

halb mit Worten und halb mit Zeichen. Darüber mußten jene so sehr lachen, daß sie gar nicht aufhören konnten, und sie sagten: „Liebes Kind, sei deshalb unbesorgt, das kann man auch hier bei uns recht gut thun und Neerbal wird auf dieselbe Weise unserm Herrgott fleißig mit Dir dienen." Dann erzählte Eine der Andern in der Stadt die Geschichte und es wurde dort zum Sprüchwort, der lustigste Gottesdienst sei, den Teufel heim in die Hölle zu schicken. So ist denn diese Redensart übers Meer gekommen und dauert noch heute fort.

Drum, meine jungen Damen, müßt auch Ihr, denen die Gnade Gottes gar Noth thut, lernen, wie man den Teufel in die Hölle heimschickt, denn solche Uebungen sieht der liebe Gott gerne, die Parteien ergötzen sich daran, und vieles Gute kann dadurch erzeugt werden und auf die Welt kommen."

Tausend Mal und öfter hatte die Geschichte des Dioneus die sittsamen Mädchen zum Lachen erregt, so spaßhaft kamen ihnen seine Worte vor. Als er aber zum Schlusse kam und die Herrschaft der Königin nun ihr Ende erreicht hatte, nahm sie sich den Lorbeerkranz vom Haupt, setzte ihn mit vieler Anmuth dem Philostratus auf und sagte: „Nun werden wir sehen, ob der Wolf besser verstehen wird, die Schafe zu führen, als bisher Schafe die Wölfe geführt haben." Als Philostratus dies hörte, sagte er lächelnd: „Wäre es auf mich angekommen, so hätten die Wölfe den Schäflein eben so gut gelehrt, den Teufel in die Hölle heimschicken, als Rusticus der Alibech. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da Ihr Euch nicht als Schafe benommen habt. Da mir indeß das Regiment übertragen wird, so will ich mein Reich regieren." Neiphile antwortete ihm: „Höre, Philostratus, statt uns belehren zu wollen, hättet Ihr lieber, wie Masetto aus Lamporecchio, von den Nonnen Klugheit lernen und die Spra-

che nicht eher wiederbekommen ſollen, als bis die Knochen ohne Lehrmeiſter pfeifen gelernt hätten." Philoſtratus merkte wohl, daß für jeden ſeiner Pfeile eine Sichel zur Hand war, er gab deshalb das Witzeln auf und begann ſtatt deſſen, ſich mit der Regierung des nun ihm übertragenen Reiches zu beſchäftigen. Deshalb ließ er ſich den Seneſchall rufen und ſich von ihm berichten, wie weit Alles gediehen ſei; dann ordnete er mit vielem Verſtande für die Dauer ſeiner Herrſchaft an, was ihm ziemlich und für das Vergnügen der Geſellſchaft förderlich erſchien, und wandte ſich, als dies geſchehen war, mit folgenden Worten zu den Damen:

„Liebevolle Damen, ſeitdem ich Gut und Böſe zu unterſcheiden wußte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der Einen oder Andern unter Euch, dem Amor immer unterworfen. Daß ich demüthig und gehorſam war und in Allem, was ich wußte, aus vollen Kräften ſeiner Weiſe nachlebte, hat mir nichts geholfen, vielmehr hat man mich zuerſt um eines Andern willen verlaſſen, und nachher iſt es mit immer ſchecht und ſchlechter gegangen und ſo wird es mir auch wol gehen bis an meinen Tod. Deshalb will ich denn, daß nichts Anderes der Gegenſtand unſrer morgenden Geſchichten ſei, als was meinem Schickſale entſpricht, nämlich, die Begebenheiten Derjenigen, deren Liebe üblen Ausgang hatte. Denn auch den Ausgang der meinigen erwarte ich, wenn es lange ſo fortdauert, höchſt betrübt, und allein um deſſentwillen hat mir Einer, der wohl wußte, was er that, den Namen beigelegt, bei dem Ihr mich ruft." Mit dieſen Worten ſtand er auf und beurlaubte einen Jeden bis zum Abendeſſen.

Der Garten war ſo ſchön und ſo ergötzlich, daß Keiner aus der Geſellſchaft es vorzog ihn zu verlaſſen, um anderwärts größeres Vergnügen zu finden. Vielmehr unterhielten ſie ſich, da die ſchon kühlere Sonne ſie nicht mehr daran hinderte, den Rehen, Kaninchen und andern

Thieren nachzueilen, die, während ſie ſaßen, mehr als hundert Mal zwiſchen ihnen durchgeſprungen waren und ſie geſtört hatten, nun damit, das eine oder andere derſelben zu verfolgen. Dioneus und Fiammetta fingen an, von Wilhelm und der Dame von Verju zu ſingen. Philomena und Pamphilus ſpielten Schach und ſo vertrieben ſie ſich der Eine hiermit, der Andere damit die Zeit, bis, kaum erwartet, die Stunde des Abendeſſens herankam. Die Tafeln waren bei dem ſchönen Springquelle gedeckt und ſie aßen in großer Fröhlichkeit zu Abend. Darauf forderte Philoſtratus, um nicht von Denen abzuweichen, die vor ihm Königinnen geweſen waren, Lauretten auf, einen Tanz zu beginnen und ein Lied zu ſingen. „Herr" erwiderte ſie, „fremde Lieder weiß ich nicht und von den meinigen kann ich keines auswendig, das einer ſo fröhlichen Geſellſchaft hinlänglich entſpräche. Wollt Ihr es aber, wie ich es habe, ſo will ich gerne eines ſagen." Der König antwortete darauf: „Nichts, was Du gemacht haſt, kann anders, als ſchön und gut ſein, und deshalb ſage uns eins, wie Du es im Gedächtniß haſt." Da fing Laurette mit gar ſanfter Stimme und in etwas ſchwermüthiger Weiſe während die Uebrigen antworteten, alſo an:

Niemand hat Leid empfunden,
Mit ſo viel Grund zu klagen,
Als ich, die ich von Schmerzen bin umwunden.
Der Herr, auf deſſen Wink die Himmel weichen,
Hat mich zu ſeiner Luſt gemacht,
So ſchön, anmuthig, reizend ohne Gleichen,
Daß, wer hienieden himmelwärts gedacht,
Der Schönheit ſäh' ein Zeichen,
Die droben ſtets vor ſeinem Auge lacht;
Allein die Erdennacht
Begriff nicht meine Reize,
Hat mich verſchmäht und nimmer ſchön gefunden.
Wohl war ein Jüngling einſt, der voll Verlangen,

Weil zart ich war und klein,
Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen:
Aus meinen Augen ſog er Flammen ein;
Die Zeit, die ſchnell vergangen,
Verwandt' er nur, gefällig mir zu ſein.
Hingebend ward ich ſein
Und fand ihn meiner würdig;
Jetzt aber, ach, iſt ſolches Glück entſchwunden.
Drauf hat ein Andrer liebend mich erkoren,
Voll keckem Uebermuth,
Weil er ſich tapfer dünkt und hochgeboren.
Der hält voll Eiferſucht mich ſtreng in Hut,
Leiht falſchem Wahn die Ohren;
Ich aber fühl', in herber Thränenflut,
Verzweifelnd nur zu gut,
Daß ich, zum Heile Vieler
Geboren, nun an Einen mich gebunden.
Mein widriges Geſchick muß ich verklagen,
Das mich bethöret, ach,
Des Kleiderwechſels willen, ja zu ſagen.
Im dunklen Kleid' einſt froh, muß Ungemach
Ich nun im hellen tragen
Und überdies des böſen Leumund Schmach.
O, arger Hochzeitstag,
Was bin ich nicht geſtorben,
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden!
Geliebter Freund, den ich mit Luſt beſeſſen,
Der keine jemals glich,
Du weilſt dort oben, in dem Anſchaun Deſſen,
Der uns erſchaffen hat; erbarme dich
Der Frau, die zu vergeſſen
Dich nie vermag, und überzeuge mich,
Die Flamm' entzünde ſich
Auf's neu', in der ich glühte;
Wo nicht, ſo kürze dieſes Lebens Stunden.

Hier endete Laurette ihr Lied, das von Allen überdacht, von Verſchiedenen aber verſchiedentlich verſtanden ward. Die Einen meinten, es komme auf das Mailändiſche Sprichwort hinaus: beſſer eine fette Sau, als wie eine ſchöne Frau; Andre aber erkannten darin einen erhabneren, tieferen und richtiger aufgefaßten Sinn, von dem indeß zu reden jetzt nicht an der Zeit iſt. Dann wurden auf des Königs Befehl Wachsfackeln in Menge angezündet und auf dem Raſen und den Blumen mehr andere Lieder noch geſungen, bis alle Sterne ſanken, die im Aufſteigen geweſen waren. Nun erſt meinte der König, es ſei Schlafenszeit, und hieß deshalb einen Jeden mit der Gutennacht ſich in ſein Zimmer zurückziehen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.